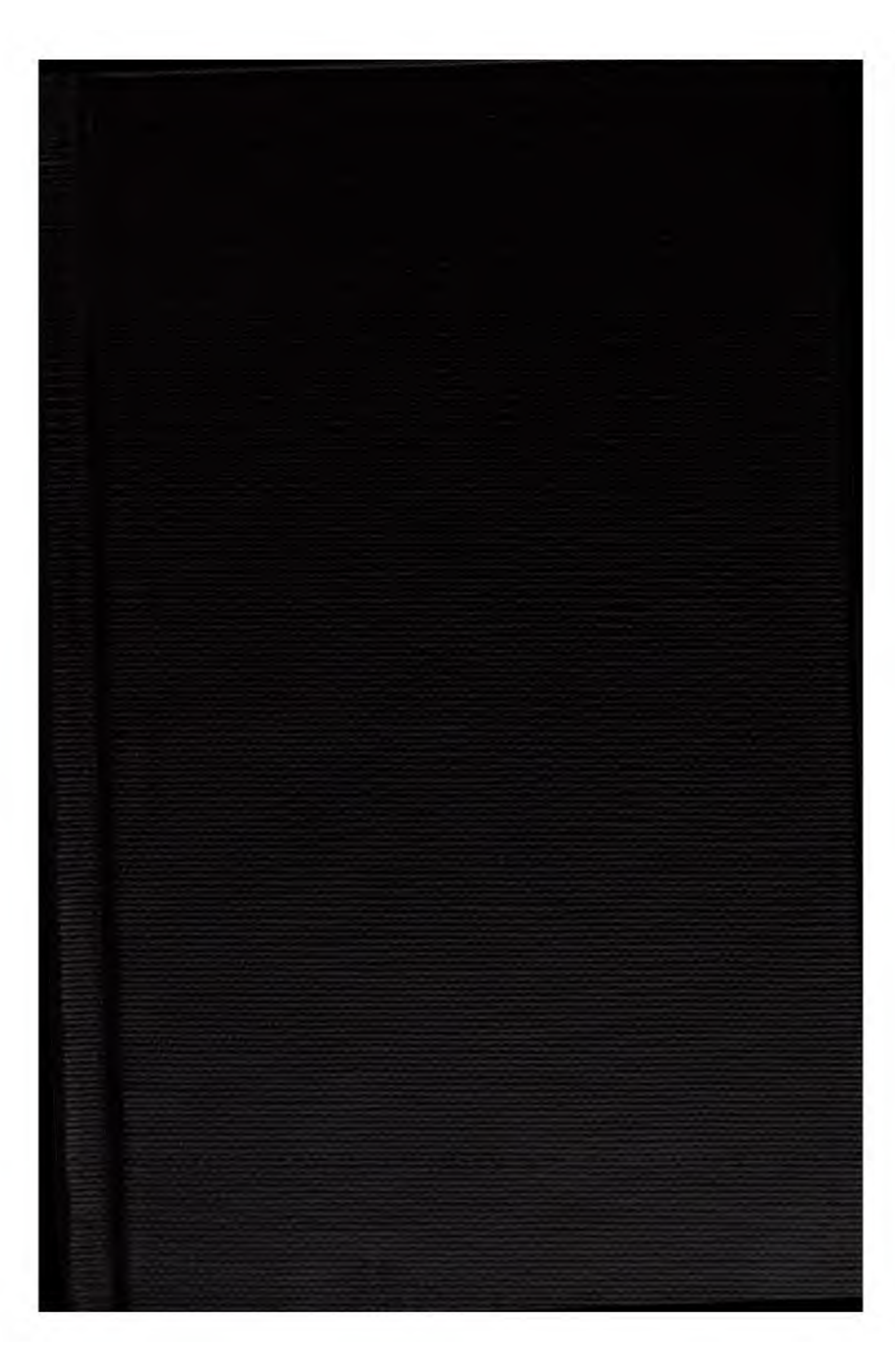



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Johann Ritter von Kalchberg's
gesammelte Schriften.

Ausgewählt, nach den Handschriften und besten Quellen revidirt,
mit literarisch-historischen Einleitungen, Anmerkungen
und der Biographie Kalchberg's

herausgegeben

von

Dr. Anton Schlossar.

Dritter Band.

Prosaische Schriften. I.

Wien, 1880.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.



Johann Ritter von Kalchberg's

gesammelte Schriften.

Ausgewählt, nach den Handschriften und besten Quellen revidirt,
mit literarisch-historischen Einleitungen, Anmerkungen
und der Biographie Kalchberg's

herausgegeben

von

Dr. Anton Schlossar.

Dritter Band.

Prosaische Schriften. I.

Wien, 1880.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.



Verlag v. W. Braumüller, Wien.

Druck v. Kargl Wien.

Prosaische Schriften

von

Johann Ritter von Kalchberg.

Herausgegeben

von

Dr. Anton Schlossar.

Erster Band.

Historische Skizzen: Aus der Geschichte Inneröſterreichs. Urſprung und Verfaſſung der Stände Steiermarks. Ueber Urſprung und Beſchaffenheit der Urbarialabgaben in Inneröſterreich.

Mit dem Bildniſſe und Facſimile der Handſchrift v. Kalchberg's.

Wien, 1880.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.



Vorrede.

Die Absicht des Herausgebers ist es in den zwei Bänden prosaischer Schriften Kalchberg's eine Uebersicht der Thätigkeit des Dichters (und insbesondere hier des Historikers), soweit sich dieselbe auf dem Gebiete der ungebundenen Sprache bewegt, in größtmöglichster Selbstständigkeit zu bieten. Obgleich Auswahl umfassen die beiden Prosabände mehr als die betreffenden Bände (2 bis 5) der Ausgabe von 1816 und 1817, da Alles mit einbezogen wurde, was Kalchberg bis zu seinem Lebensende in Zeitschriften u. dgl. veröffentlichte. Nachdem eine Sammlung dieser Arbeiten und des weiteren Nachlasses niemals veranstaltet wurde, dürften die beiden Bände eine Zahl von historischen Bildern bieten, welche der jetzigen Generation ganz neu sind und jetzt erst wird das Ganze in seiner Sammlung eine Uebersicht dessen gestatten, was Kalchberg als Geschichtsschreiber und als historischer Erzähler geleistet. Man möge dabei den Stand der damaligen Geschichts- und Geschichtenschreibung nicht vergessen, man möge es nicht außer Acht lassen, daß der steirische Edelmann diese Skizzen und diese historischen Arbeiten zu einer Zeit vor die Oeffentlichkeit brachte, welche eine traurige für das österreichische Geistesleben genannt werden muß, daß er kein Vorbild hatte, außer etwa einer Schaar von Roman- und Novellenschriftstellern

aus der Schule Cramer Spieß, die er aber gerade mit seinen Arbeiten bekämpfen und denen gegenüber er beweisen wollte, daß die aus der Geschichte des Vaterlandes hervorgeholten Stoffe und Gestalten selbst dem herrschenden Zeitgeschmacke angepaßt werden können, ohne in das Gebiet des Albernen und Läppischen hinüberzugreifen. Man wird daher die historischen Skizzen des steirischen Erzählers von einem ganz anderen Standpunkte aus beurtheilen müssen als etwa Novellen von Paul Heyse oder W. H. Riehl, man wird den Standpunkt des Culturhistorikers oft einnehmen müssen, um in der Beurtheilung nicht ungerecht zu werden, aber man wird auch als Patriot, als warmer Freund seines schönen österreichischen Vaterlandes diesen Arbeiten Kalchberg's sein besonderes Interesse zuwenden, sie waren es ja, in denen der seinem Vaterlande so treu Ergebene zuerst und mit Glück versuchte, die Heimatsgeschichte zu durchforschen und in einer Form darzustellen, welche auch einem weiteren Kreise von Lesern mundgerecht erschien. Alle diese kleineren Erzählungen sind aus der Geschichte genommen und alle haben ihre streng historische Quelle, welche nicht selten sogar in handschriftlichen Aufzeichnungen zu suchen ist, wie ja schon einige Anmerkungen des vorliegenden Bandes zeigen.

Eine Sammlung prosaischer Aufsätze Kalchberg's erschien zuerst im Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Titel: „Historische Skitzen von J. v. Kalchberg.“ (Wien. Schaumburg & Comp. 1800) 2 Theile. Diese zwei Theile enthielten folgende Stücke:

I. Die Schlacht auf dem Marchfelde. Der dankbare Löwe. Eva von Gall. Die Gräfin von Frangipan. Karl der Große. Friedrich der Streitbare.

II. Rosamunde, Königin der Longobarden. Veit von Rotenhan. Die Entführung. Maria von Brabant. Nicolaus Serini. Die Frauenburg. Weibliche Treue. Die Edlen von Tüchern. Die tapfern Tyroler.

Später veröffentlichte Kalchberg einzelne solcher „Skizzen“ — um den Ausdruck des Verfassers beizubehalten — in verschiedenen vaterländischen und anderen historischen Zeitschriften, so insbesondere in Hormayr's „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst“, in der „Steyermärkischen Zeitschrift“, im „Aufmerksamen“, auch in Kärnthner und Krainer Blättern jener Zeit finden sich die Aufsätze Kalchberg's theils als Original, theils von dem Orte, wo sie zuerst publicirt wurden, abgedruckt. Zu den hervorragenderen dieser zerstreuten Aufsätze gehören alle, die ich in der vorliegenden Ausgabe aufgenommen habe, während natürlich aus den schon oben erwähnten zwei Bänden ebenfalls eine zweckentsprechende Auswahl getroffen worden ist. In der Ausgabe von 1816 und 1817 enthalten die Bände 2 bis 5 die prosaischen Arbeiten Kalchberg's und von den „Historischen Skizzen“ außer denjenigen der angeführten zwei Bände von 1800 noch folgende:

Theil II. Die Nachkommen der Grafen von Steier. Die Grafen von Babenberg. Die Wiedervergeltung. Scenen aus dem Leben Kaiser Heinrichs des Vierten. Friedrich der Streitbare. Reinprecht von Reichenburg.

Theil III. Die ehemalige Erbhuldigung in Kärnthen. Die Entführung. Hector von Trautmannsdorf. Der Rauberhof.

Theil IV. Die Inquisition in Deutschland. Der Räuber. Die Schlacht bei Radkersburg. Erasmus Lueger. Ein Abenteuer aus dem Jugendleben Maximilians von Oesterreich.

Theil V dagegen enthält fünf Piecen, nämlich: Ursprung und Verfassung der Stände Steiermarks. Das Mürzthal. Patriotische Vorschläge zur Errichtung einer Anzahl Getreidemagazine in der Steiermark. Patriotische Wünsche. Ausflug nach dem Lasnitzthale.

Aus verschiedenen Gründen glaubte ich nicht alle dieser Piecen in die vorliegende Neuausgabe aufnehmen zu sollen. Einzelne derselben sind geradezu nur für den Zeitgeschmack berechnet und würden heutzutage selbst als rein literarhistorische Curiosa wenig Interesse erregen, andere wieder erscheinen zu sehr local gehalten, wieder andere sind ein Mittelding zwischen erzählender und dramatischer Form und erscheinen zu unbedeutend, um in den Rahmen des Ganzen, der doch nur Erzählendes oder Historisches umfaßt, eingefügt zu werden.

Dagegen glaubte ich dem Geschichts- und Literaturfreunde einen Gefallen zu erweisen, wenn ich die beiden Prosabände in der Art eintheilte, daß in den ersten blos diejenigen Aufsätze eingefügt wurden, welche sich auf Inneröſterreich beziehen, in dem zweiten Bande dagegen das übrige Oesterreich und Deutschland vertreten erscheinen. Man hat damit eine Uebersicht wie thätig Kalchberg auf dem historischen Gebiete der engeren Heimatskunde war, und wie er ferners das Gebiet der österreichischen und deutschen Geschichte überhaupt berücksichtigte.

Was Innerösterreich, beziehungsweise Steiermark selbst betrifft, so glaube ich hier besonders auf die als trefflich anerkannte Arbeit: „Ursprung und Verfassung der Stände Steiermarks" hinweisen zu sollen. Diese Arbeit verdankt ihre Entstehung dem Anstoße, welchen der erlauchte Gönner und Culturförderer Steiermarks und überhaupt Innerösterreichs: Erzherzog Johann dazu

gegeben. Deshalb schrieb auch Kalchberg am 22. September 1810, als er die Ehre hatte das erste geschriebene Exemplar dieser Arbeit dem Erzherzog übersenden zu dürfen, das heute noch in dem erzherzoglichen Hausarchive aufbewahrt wird, an den Prinzen die Worte: „Dem erhabenen hohen Auftrage gemäß, voll Gefühl des Dankes für das mir geschenkte Zutrauen, wage ich es hier Euer Kaiserlicher Hoheit eine Darstellung des Ursprungs und der Verfassung der Stände Steyermarks in tiefster Ehrfurcht zu übersenden. Möge diese Geburt meiner einsamen Mußestunden dem schönen Zwecke des erlauchten Gönners meines Vaterlandes entsprechen und es dem Patrioten verziehen werden, wenn er sich zuweilen in diesem Werke einige freymüthige Bemerkungen als Geschichtsschreiber erlaubte". Am 8. Oktober 1810 schon antwortete der Erzherzog aus seinem Schlosse zu Thernberg: „Durch die Post erhielt ich vor einigen Tagen ihren Aufsatz, der, ich gestehe es, mich äusserst angenehm überraschte, in so kurzer Zeit hatte ich nicht erwartet, etwas so erschöpfendes zu erhalten; mir gab diese Schrift vollkommen Licht über manche Zweige, über welche ich noch nicht hinlänglich unterrichtet war". (Vergleiche meine commentirte Ausgabe der unter dem Titel „Erzherzog Johann von Oesterreich", Wien 1878, erschienenen Originalbriefe des Erzherzogs aus den Jahren 1810 bis 1825, S. 54 und 202.) Wenn die Verhältnisse, welche Kalchberg's Arbeit über die steirische Ständeverfassung bespricht, so weit sie das geltende Recht betreffen, auch heutzutage andere geworden sind, so wird der Historiker es doch nicht verkennen, daß wir es mit einer sehr werthvollen historischen Quellenarbeit zu thun haben, die als solche immer ihren bleibenden Werth behalten wird. Dasselbe gilt von der Abhandlung: „Ueber Ursprung und Beschaffenheit

der Urbarialabgaben in Innerösterreich", deren Werth Hormayr seinerzeit wohl zu schätzen wußte, als er sie im Jahrgange 1818 seines „Archivs für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst" zum erstenmale veröffentlichte. — Weniger bedeutend erschienen mir einige Arbeiten Kalchberg's, die er allerdings noch in der Zeit, nachdem die erste Gesammtausgabe erschienen war, veröffentlichte, die aber wie etwa der Aufsatz „Ueber eine seltene Münze im Joanneum" blos für den Fachmann im engsten Sinne berechnet oder wie die Aufsätze „Ueber die Franzosen der Vorzeit" mehr polemischer Natur waren, was man dem damaligen warmen österreichischen Patrioten wohl nicht verdenken wird, oder endlich blos vorübergehend beachtenswerthe Vorschläge enthielten wie der „Vorschlag zur Errichtung eines Versorgungs-Institutes für adelige Wittwen und Waisen aller k. k. Erbländer" und Aehnliches.

Der Vollständigkeit wegen kann ich nicht umhin an dieser Stelle es als Ergänzung meiner bezüglichen Bemerkung in der Einleitung zum Bande I dieser Ausgabe Seite LXX anzuführen, daß sich eine sehr gute, und der Stellung des Dichters im Rahmen seiner Zeit entsprechende Biographie Kalchberg's auch in dem „Deutschen Dichterlexikon von Franz Brümmer" (Stuttgart und Eichstädt 1876) Bd. I, einem Werke, das als ausgezeichnetes Hilfs- und Nachschlagebuch sich auch in dieser Beziehung bestens bewährt, und insbesondere auch correcte bibliographische Nachweise liefert, vorfindet.

Graz, im März des Jahres 1879.

Dr. Anton Schlossar.

Inhaltsverzeichniß.

Historische Skizzen. Aus der Geschichte Innerösterreichs. Seite

Ursprung und Verfassung der Stände Steiermarks.

Historische Skizzen.

Aus der Geschichte Innerösterreichs.



Die Nachkommen der Grafen von Steier.

Das uralte Grafengeschlecht, welches in einem jetzt von der Steiermark abgerissenen Theile Ober-Oesterreichs die alte Veste Stir — später Steier genannt — besaß, und von diesem Schlosse, oder von den ersten Besitzungen an dem Flusse Traun, bald den Namen der Grafen von Steier, bald den der Grafen des Traungaues führte, gründete gleichsam die Existenz unseres engeren Vaterlandes. Die Regenten aus diesem Hause vereinigten, binnen einem Zeitraume von zwei Jahrhunderten, die einzelnen Grafschaften, in welche das Land zerstückelt war, nicht mit dem Schwerte, sondern durch Erbschaften und Familienverträge, zu einem größern Ganzen; sie erweiterten und erhoben es zuerst zu einer Markgrafschaft, und endlich zu einem Herzogthume; sie gaben der Steiermark den Namen, den sie noch gegenwärtig trägt; sie bauten die von den Ungarn zerstörten Kirchen wieder auf, und führten auf die verheerten Gaue die ehemalige Fruchtbarkeit zurück; sie gaben dem Lande die erste Verfassung, stellten in den Städten und Märkten Richter an, führten die ständische Verfassung, die Landtage und die Erbämter ein; sie stifteten Klöster und Schulen; sie endlich gaben

der Steiermark ihr Familienwappen, welches — was auch einige Schriftsteller dagegen einwenden mögen, die sich eines nützlichen Hausthieres schämen — doch sehr wahrscheinlich redend war, und nur erst dann aus einem Stiere, mit Beibehaltung der Hörner, in ein phantastisches Pantherthier verwandelt wurde, als dieses Regentengeschlecht auch den alten Familiennamen Stir in Steier verwandelte.

Ein seltenes Glück für die Steiermark war es, daß ihre ersten eigenen Regenten, ihren friedfertigen Gesinnungen getreu, nur dahin strebten, den Werth des Landes durch dessen innere Cultur zu erhöhen. Außer einigen für das Land weder kostspieligen noch entvölkernden Zügen nach Asien, zu dem Grabe unseres Glaubensstifters, wo sie nur ein Theil des Adels mit seinen freigeworbenen Reisigen begleitete, führten sie keine anderen Kriege, als die, vor dem Richterstuhle der Moralität einzig gerechten, der Selbstvertheidigung. Was späterhin die Türken für Ungarn und Deutschland geworden sind, das waren in jenen früheren Zeiten die Ungarn den Deutschen, und gegen sie haben die alten Markgrafen der Steiermark nicht selten eine ausgezeichnete Tapferkeit bewiesen, wenn es darauf ankam, eine damals so grausame und raubbegierige Nation von den Grenzen abzutreiben. Desto mehr Muße blieb also diesen Fürsten übrig, auf die Beförderung der inneren Wohlfahrt ihres Staates bedacht zu sein, und welchen Erfolg ihre Mühen hatten, schildern uns die alten Urkunden in einer einfachen aber gemüthlichen Darstellung eines glücklichen Volkes, dessen Regenten sich nur als gute, liebende, besorgte Väter dieses Volkes bewiesen.

Die Erfahrung aller Zeiten hat die Wahrheit des Satzes bestätigt: Nur in dem Schatten der Friedenspalme blühet die Himmelsblume Völkerglück. Leichter ist es, Länder zu erobern,

als die Bewohner der eroberten Länder glücklich zu machen. Noch nie hat ein Eroberer seine Unterthanen beglückt. Verarmung, Entvölkerung und Sittenverderbniß sind die rächenden Furien, welche seinen verheerenden Zügen unaufhaltsam nachfolgen. Auch der stolzeste Weltgebieter, dem die Grenzen des Erdballs zu enge sind, bleibt doch nur ein Mensch, und je mehr seine Herrschaft sich ausdehnt, desto schwächer strahlet das Licht seiner Krone in so ferne Gefilde; dem Despotismus, der Ungerechtigkeit, der Raubsucht herzloser Fremdlinge überlassen, können die Klagen der unglücklichen unterjochten Völker nie seinen Thron erreichen. Freuen sollen sich also eines besseren Loses alle Nationen, denen die Wohlthat der ewigen Vorsicht Regenten gab, in deren Busen jene unselige Flamme nicht lodert, die den Wohlstand ganzer Welttheile verzehrt, und meistens nur durch die Hand des Todes gelöscht werden kann. Möchten die Menschen doch einmal von dem Wahnsinne geheilt werden, die Würgengel ihres Geschlechtes zu bewundern, ihnen wie Göttern zu huldigen! Möchten die Geschichtsschreiber aller Nationen sich vereinigen, über alle Eroberer ein strenges Gericht zu halten, ihre Namen dem Fluche der Nachwelt zu übergeben, und nur den guten Fürsten, die ihre Völker beglückten, den wahren Helden, die ihr Vaterland beschützten, unvergängliche Monumente des Ruhmes und der Dankbarkeit zu errichten! O dann würde manches feuersprühende Genie, dessen innere Kraft unaufhaltsam sich über die Menge empor heben will, einen bessern Pfad erwählen, nicht einzig in der Kunst, Menschen zu morden, sein Glück, seinen Ruhm, seine Größe suchen. — Doch wohin verirren sich meine Weltbürgerträume? Krieg ist der alte, ewig dauernde Fluch unseres Erdballs; auf und unter der Erde, im Wasser und in der Luft rufen endlos alle Creaturen sich zu: Dein Tod

mein Leben! Kampf und Verwandlung der Materie durch Zerstörung ist das Naturgesetz unseres Planeten. Soll es in dem großen All der Schöpfung nicht Welten geben, wo die Natur ein milderes System befolgt, wo Geistesbrüder den Frieden — die Ruhe finden, die uns hienieden nimmer zu Theil werden? —

Wie die Regenten aus dem Hause der alten Grafen von Steier unser Vaterland gegründet, erweitert, und zu einem höhern Grade von Wohlstand empor gehoben haben; wie diese seine ersten nützlichen Wohlthäter hießen, und einander in der Regierung folgten; welches Glück unsere Väter unter ihrer milden Herrschaft genossen — dies zu erzählen bleibe dem Verfasser der Geschichte des Vaterlandes überlassen. Wir wollen uns hier nur beschränken, jenen Edelgeschlechtern ein kleines Andenken zu weihen, welche Abkömmlinge der Grafen von Steier gewesen sind, und noch lange blühten, als die Regenten aus diesem Stamme schon ausgestorben waren, und die Steiermark von Fürsten aus anderen Häusern beherrscht wurde.

Das Geschlecht der Herren und späterhin auch Grafen von Hohenberg stammte von einem Bernhard Grafen von Steier. Er führte in seinem Wappen ein weißes Pantherthier im schwarzen Felde; hatte in Oesterreich große Besitzungen; glänzte unter den Edelsten dieses Landes, und erlosch erst im Jahre 1529.

In einer einsamen Gebirgsgegend Oesterreichs, nicht fern von den Grenzen der oberen Steiermark, sind noch an dem reißenden Waldstrome Traisen die trauernden Ruinen der Veste Hohenberg zu sehen. Als Kaiser Albert der Erste von seinem unglücklichen Neffen, Johann von Schwaben, und dessen Mitverschworenen ermordet ward, traf auch die Herren von Hohenberg, welche in den Urkunden oft Grafen genannt werden,

der Verdacht einer Theilnahme an diesem Morde. Schrecklich waren die Verfolgungen, die sie erdulden mußten, bis endlich ihre Unschuld an den Tag kam, und sie einen Theil ihrer verlorenen Güter wieder erhielten. Oesterreichs berühmte Schriftstellerin, Karoline Pichler, hat uns die romantischen Schicksale dieser Abkömmlinge unserer alten Markgrafen so schön, so gemüthlich beschrieben, daß ich dem Drange nicht widerstehen kann, ihr meinen patriotischen Dank zu entrichten.

Von einem Gundacker Grafen von Steier stammten die Herren von Bäreneck (Pernegg), die in ihrem Wappen ein schwarzes Pantherthier im weißen Felde führten. Von dem Schlosse Bäreneck (Pernegg), in der oberen Steiermark an der Mur gelegen, welches ihnen von einem Markgrafen geschenkt ward, führten sie den Namen; sie wurden jedoch auch oft die Herren von Grätz genannt, weil sie dieses Schloß, damals nur eine Ritterburg, ebenfalls besaßen. Viele Helden und ausgezeichnete Männer entsproßten diesem Geschlechte, welches in der Steiermark viele Besitzungen hatte, und erst im Jahre 1550 erlosch. Ein Zweig desselben verpflanzte sich auch nach Krain, baute dort ein Schloß, ebenfalls Grätz genannt, und nahm den Namen dieses Schlosses an. Auch diese Herren von Grätz erloschen im sechszehnten Jahrhundert.

Aus den Chroniken unseres Vaterlandes sehen wir, daß die ältere Linie der Herren von Bäreneck vom elften bis in das sechszehnte Jahrhundert unter Steiermarks Edlen einen glänzenden Rang behauptete. Immer eingedenk seiner fürstlichen Abkunft, zeichnete sich dieses Geschlecht nicht blos durch Heldenmuth und Tapferkeit, sondern auch — eine seltenere Erscheinung in jenen Zeiten — durch die humaneren Tugenden einer strengen Gerechtigkeitsliebe, eines friedfertigen Biedersinnes, einer treuen Befolgung der Landesgesetze und einer

Verachtung aller gewaltthätigen Erwerbungen aus. Allgemeine Hochachtung, die keine äußere Würde gibt, nur das wahre Verdienst erwirbt, allgemeines Zutrauen von Hohen und Niederen war der schöne Gewinn, den sich dieses Geschlecht durch jene bei ihm erblich gewordenen Tugenden erwarb. Oft standen die Bärenecker, mit hohen Würden bekleidet, an dem Throne der Beherrscher ihres Vaterlandes. Auch hier blieben sie ihren Familien-Tugenden getreu, und keine kleinliche Rücksicht auf ihr eigenes Ich konnte sie zur Abweichung von dem heiligen Grundsatze verleiten, daß diejenigen, denen die Beherrscher der Menschen ihr Vertrauen schenken, der Wahrheit ihren Mund nie verschließen, nie das Interesse der Regenten von dem seiner Völker trennen, nur durch die Beförderung des Glückes der Letzteren das wahre — einzig wahre und dauernde Glück des Ersteren gründen dürfen, weil die weise Vorsehung des ewigen Weltbeherrschers das Schicksal der Fürsten mit dem ihrer Unterthanen so fest, so innig verband, daß jede Trennung, früher oder später, Beide in das Verderben führt.

Das dritte Geschlecht, von einem Dietmar Grafen von Steier abstammend, waren die Herren von Losenstein, reich und mächtig in Ober- und Nieder-Oesterreich. Ihre hohen Verdienste um das Vaterland und um die Regenten aus dem Hause Habsburg erhoben sie zu Grafen, und endlich zu Fürsten des deutschen Reiches, und daß sie von der deutschen Nation und ihrem Beherrscher eine solche Auszeichnung allerdings verdienten, beweist uns, nebst vielen anderen Edelthaten dieses Geschlechtes, eine Begebenheit, die uns der alte verdienstvolle Freiherr von Stadl in seinem Ehrenspiegel des Herzogthums Steier mit folgenden Worten erzählt:

„Sebastian Herr von Losenstein war ein vortrefflicher Kriegsmann, und ist mit Carolo dem Fünften, römischen

Kaiser, vor Pavia gewest, wie Franciscus, der französische König, ist gefangen worden.

Ferdinandus I., Infant zu Hispanien, Erzherzog zu Oesterreich, nachmaliger römischer Kaiser, hatte, nachdem er sich mit seinem Herrn Bruder, Carl dem Fünften, römischen Kaiser, um die ihnen von ihrem Herrn Vater und Ahnherrn anerstorbene Königreiche, Fürstenthümer und Länder Anno 1521 verglichen, und ihm zu seinem Antheil die Oesterreichischen Länder angefallen, zu Linz Sonntag Trinitatis mit Fräulein Anna, geborene Königin in Ungarn, das Versprechen, und darauf den 25. Mai gedachten Jahres das prächtige Beilager, und bei selbem ein berühmtes Turnier gehalten, nach welchem ein Zweikampf zwischen Herrn Sebastian von Losenstein und einem Spanier, in Gegenwart beider durchlauchtigsten Brautpersonen auf dem Platz zu Linz gehalten worden, welcher in den Enserischen Annalibus mit nachfolgenden Worten beschrieben zu finden:

Es habe nämlich bei erwähntem Turnier ein Spanier an Ihro Hochfürstl. Durchlaucht Hofe die Deutschen hoch verachtet, sich mit einem Herrn oder Rittersmann um Leib und Leben zu kämpfen anerboten, auch darüber an das Rathhaus ein Chartel angeschlagen.

Als sich aber aus bedenklichen Ursachen, damit die hochzeitliche Freude nicht möchte perturbiret werden, keiner so bald gefunden, hat sich gedachter Spanier noch mit mehr verächtlichen Worten wider die Deutschen hören lassen. Darauf sich zwei Herren, Sebastian von Losenstein und ein Herr von Hohenberg, angemeldet, und waren mit einander strittig, welcher den Kampf vertrete. Sei hierauf die Sache entschieden worden: daß Herr von Losenstein, als aus dem Lande ob der Ens, kämpfen solle. Darauf sich beide Theile eines Tags

verglichen, gerüstet, und jeder Theil mit seinen Beiständen auf den Platz gezogen. Der Spanier zog mit großer Pracht und dem meisten Hofgesind zu dem Donauthor ein; der Herr von Losenstein aber noch zuvor, mit etlichen wenigen Beiständen von Landleuten, von der Gasse, wo jetzt das Landhaus ist. Ihm sind ihrer vier vorgeritten, mit roth und weißen Stäben. Er hat sein Roß, als er den Helm noch nicht aufgesetzt, getummelt, wie auch der Spanier hernach gleichfalls das seinige zierlich und wohl.

„Es hatte aber Herr von Losenstein einen Beidenhander*) anhängen, dessen sich Jedermann verwunderte, was er zu Roß damit machen wolle. Auf seinem Rosse hat er einen Maulkorb geführt, und ist dieses Roß dahin abgerichtet gewesen, daß es, wenn er ihm den Maulkorb abgeworfen, und zugesprochen, ein anderes Roß unversehens angefallen hat. Auf dem Platze sind Bühnen errichtet gewesen, für Ihro fürstliche Durchlaucht und Dero Frauenzimmer. Als sie nun mit den Spießen gegen einander rannten, haben sie beide gefehlt. Darauf griffen sie zur Wehr, wobei ihn der Spanier mit Stechen und Schlagen sehr hart angegriffen, vor welchen er (Losenstein) sich eine gute Zeit mit Verdecken aufgehalten, also daß auch seine Freunde darüber erschraken, und meinten, es hätte ihn der Spanier verzagt und erschrocken gemacht. Wie nun der Spanier sich damit abgemattet, und Herr von Losenstein die Gelegenheit ersah, hat er dem Rosse den Maulkorb abgeworfen, und seiner Gewohnheit nach zugesprochen, auch den Zaum schießen lassen. Da hat das Roß des Spaniers Roß bei der Nase erwischt, und festgehalten, er aber mit seinem

*) Ein großes Schwert, welches man nur mit beiden Händen zu schwingen und zu gebrauchen vermochte.

Beidenhander, den er in beide Hände faßte, dem Spanier in zwei Streichen das Helmlein aufgehauen, bloß geschlagen, ihn hart verwundet, und gleich den Garaus machen wollen. Als Ihre fürstliche Durchlaucht gesehen, in was Gefahr der Spanier sei, haben Sie Fried zu nehmen geschrien, darauf die Spanier, so ihm auf der Bahn gedienet, ihn schnell hinweggenommen, und also bei dem Leben erhalten haben, dessen Herr von Losenstein übel zufrieden gewesen ist!"

Der letzte dieses edlen Geschlechtes, welches in seinem Wappen ein gelbes Pantherthier in blauem Felde führte, war Franz Anton Graf von Losenstein, der, von Kaiser Leopold dem Ersten in dem Fürstenstand erhoben, im Jahre 1692 gestorben ist.

Die Herrschaft Losenstein liegt in jenem Theile Oesterreichs ob der Ens, welcher einst die alte Grafschaft Traungau bildete, und mit dieser zu der Steiermark gehörte. Noch scheinen die Ruinen der Feste Losenstein von ihrem steilen Hügel herab, der vorbeieilenden Enns das Erlöschen des Geschlechtes zu klagen, dem sie ihren Namen gaben, das sie durch Jahrhunderte bewohnte.

In dem Benedictinerstifte Garsten ist noch die Losenstein'sche Capelle zu sehen, wo Viele dieses Geschlechtes von dem schweren ängstigen Traume des Lebens ausruhen. Die marmornen Grabsteine verkünden der Nachwelt die hohen Titel und Würden, welche ehemals die hier Schlummernden schmückten; aber mit einer wehmüthigen Erinnerung an die Vergänglichkeit aller Erdengröße verweilet der Wanderer sinnend bei folgender Inschrift:

D. O. M.

Qui Multis Floruerunt Saeculis, huc abierunt in Cineres, Ducali Propagine, Toga, Sagoque Inclyti Illustrissimi Domini Domini Comites a Losenstain: Vah!

ut Amplissima Familia exili Clauditur Urna, Magna etiam Morti Pusilla Sunt.

Quantuscunque Sis Viator, Pulvisculum Fore te Memineris.

MDCLXVI.

Wir kommen endlich zu dem vierten und letzten Edelgeschlechte, welches von den alten und ersten eigenen Beherrschern der Steiermark seinen Ursprung hat. Die Familie der Grafen und Fürsten von Stahrenberg,*) deren ältestes Wappen ein blaues Pantherthier im weißen Felde, stammt von einem Gundacker Grafen von Steier, und muß für den Steiermärker um so merkwürdiger sein, weil sie der einzige noch grünende Zweig der alten Grafen vom Traungau ist. Wie wär' es möglich, alle Verdienste anzuführen, die sie sich durch eine Reihe von sechs Jahrhunderten unter so vielen Regenten Oesterreichs erwarb? Ewig unvergeßlich allen Völkern unseres großen Staatenvereins wird Ernst Rüdiger Graf von Stahrenberg sein, der im Jahre 1683 die Haupt- und Residenzstadt der Monarchie, als Commandant von Wien, so tapfer gegen die Türken vertheidigte. Da bereits einer unserer berühmtesten vaterländischen Geschichtsschreiber dem Helden ein würdiges Ehrendenkmal errichtete, so bleibt mir nichts zu sagen übrig, als daß ich auf dem Stephansthurme zu Wien das Plätzchen mit inniger Rührung besah, wo der Edle so oft gesessen ist, wenn er das Lager der Söhne Muhameds beschaute.

Wir sehen also, daß, wenn gleich die ersten Gründer und Wohlthäter unseres Vaterlandes schon im zwölften Jahrhundert erloschen, es doch noch Abkömmlinge dieses Geschlechtes

*) Kalchbergs eigene Schreibweise. D. H.

gebe, welches auf unsere ewige Dankbarkeit Ansprüche machen kann; wir sehen, daß von ihm vier der edelsten Familien Deutschlands stammten, jede fruchtbar an großen und verdienstvollen Männern, deren Namen in den Jahrbüchern des Vaterlandes glänzen; wir sehen, daß zwei Abkömmlinge unseres alten Regentenstammes (nämlich ein Hohenberg' und ein Losenstein) bei der Vermählungsfeier Ferdinands des Ersten zu Linz aus dem zahlreich versammelten Adel der Monarchie allein hervortraten, die Ehre der deutschen Nation gegen einen übermüthigen Fremdling auf Tod und Leben zu verfechten; wir sehen endlich, wie ein anderer Abkömmling unserer ersten Beherrscher die Residenzstadt der Regenten Oesterreichs, den vieljährigen Wohnsitz der deutschen Kaiser, durch seine standhafte Tapferkeit vor den Feinden der Christenheit verwahrte. Ein patriotisches Selbstgefühl muß das Herz jedes biederen Steiermärkers schwellen, wenn er sich dieser Begebenheiten der Vorzeit, wenn er sich so vieler anderen Edelthaten seiner Väter erinnert. Diese das Gemüth erhebende Erinnerung war und ist bei allen Völkern und zu allen Zeiten die begeisternde Kraft, welche die Herzen der Söhne zur Nachahmung der Großthaten ihrer Väter entflammt; sie ist die Mutter des Nationalstolzes — der Vaterlandsliebe. — Wie? sollten diese Hochgefühle der Erdenvölker in der Brust des Steiermärkers schon erloschen sein? — Nein; noch ist die so oft erprobte Liebe für das Vaterland und seinen alten Regentenstamm — noch ist der Väter Genius nicht von uns gewichen. Ehre, Vaterland, Selbstständigkeit unter dem Schutze heimischer Regenten, und milder, weiser Gesetze sind die größten Schätze der Nationen, und ein Volk, welches den Werth derselben nicht mehr zu würdigen weiß, ist keiner großen Handlungen mehr fähig — ist — dem Ruhm erstorben — reif zur fremden Knechtschaft.

Gründung der ersten Karthause in Deutschland.

Der fünfte Ottokar des für die Steiermärker so wohlthätigen und eben darum unvergeßlichen Regentengeschlechtes der Markgrafen von Steier, die unserem Vaterlande nicht nur ihren Namen gaben, sondern es auch durch glückliche Erbschaften zu einem der schönsten Herzogthümer Deutschlands erhoben, bis es — lange nach ihrem Erlöschen — im Jahre 1379 eine schmerzliche Abreißung ganzer Grafschaften erdulden mußte. Markgraf Ottokar hatte nun auch von seinem Freunde und nahen Verwandten, den Markgrafen Bernard, der auf einem Kreuzzuge in Palästina kinderlos in Ottokars Armen verschied, die schöne Mark Kärnthen, so einst zu Kärnthen gehörte und nun den Cillier Kreis bildet, ererbt. Ein neuer Erwerb hat gewöhnlich einen doppelten Werth für den Erwerber, bis Zeit und Gewohnheit seine Gefühle abkühlen; und so erging es auch unserem guten Ottokar. Er machte sich das Vergnügen, sein neues Erbe zu besichtigen, machte manchen Ritter und Edlen, der dort hauste, mit landesväterlicher Herablassung einen freundschaftlichen Besuch, überzeugte sich mit eigenen Augen von dem Wohle und Wehe seiner neuen

Unterthanen, sprach das Recht, schlichtete Uneinigkeiten, verbreitete Gutes, so viel er vermochte, und erwarb sich auf solche Art Liebe, Treue und kindliche Ergebenheit in hohem Grade von all' seinen Unterthanen. Viele Urkunden der menschenfreundlichen Traungauer, deren die meisten eine wohlthätige Tendenz aussprechen, beweisen, daß diese Regenten immer ihr Land bereisten und sehr oft auf den Schlössern ihrer adeligen Vasallen verweilten. Der gutmüthige, mit der Geschichte seines Vaterlandes vertraute Steiermärker verweilt mit wehmüthig dankbarer Erinnerung bei den noch übrigen Denkmalen derselben, weil sie friedliche Beglücker ihrer Unterthanen waren, diesen noch näher standen und dem patriarchalischen Regierungsprinzip, das wohl ewig allen Monarchien zur Grundlage und zum Vorbilde dienen sollte, mit christlicher Sanftmuth und herzlicher Gutmüthigkeit treu ergeben waren. Kriegerisch-glänzend war dagegen die Herrschaft ihrer Erben, der Babenberger; aber diese hatten sich schon höher über ihre Unterthanen erhoben, waren mehr gebietende Herren als milde Väter unserer Altvordern, deren Wohlstand und häusliches Glück unter blutbethautem Lorbeer langsam dahin welkten.

Ottokar kam auf seiner landesväterlichen Wanderschaft nach Gonobitz, wo ihn Leopold von Gonobitz auf seiner hohen Felsenburg, von steilen Bergen und schauerlich rauschenden Wäldern umgeben, ehrfurchtsvoll mit möglichstem Aufwande bewirthete. Seinen hohen Gast zu unterhalten, veranstaltete der Ritter auch eine große Hirschjagd, als die gewöhnliche Unterhaltung des Adels jener Zeiten, der, von kriegerischem Muthe getrieben, wenigstens den Kampf mit wilden Thieren aufsuchte, wenn die Menschenjagd ruhte. Die Jäger vertheilten sich. Dem Markgrafen ward der beste Stand in einem Kreise von tausendjährigen Eichen angewiesen, wo be-

mooste, einst von Menschenhänden zusammengelegte Steine noch die Spuren eines Altars verriethen, worauf einst die Wenden, als sie noch Heiden waren, ihren Göttern Thiere und Menschen opferten. Ernsten Betrachtungen überließ sich Ottokar in dieser Einsamkeit, wo er nur das Rauschen des Windes durch der Bäume Wipfel und das ferne Rufen eines einsam horstenden Geiers vernahm. Die Geschichte unseres Vaterlandes, dessen Befreiung von wilden Avaren und Bekehrung zum Christenthum durch Karl den Großen, dessen zweite Befreiung von den Verheerungen der eben so grausamen Ungarn durch Otto den Großen sah er in dem Spiegel der Seele vorübergleiten. Noch waren alle Spuren von den grausamen Verheerungen der Ungarn, die alle Kirchen zerstörten, alle Priester mordeten, nicht von unserem Vaterlande verschwunden, und es war ein vorzügliches Bestreben der edlen Traungauer, diese Spuren auszulöschen, den Wohlstand ihrer Unterthanen zurückzuführen, neue Pfarren zu stiften und Kirchen zu bauen, um durch den christlichen Unterricht eine moralische Veredlung der Menschen allgemach zu bewirken.

So eben beschäftigte den edlen Fürsten die Vorstellung daß die Erbauung eines Klosters in dieser so einsamen Gegend sehr wohlthätig sein würde, um sie durch den Fleiß der Mönche urbar zu machen, neue Ansiedlungen der Landleute zu bewirken und diesen eine bessere Belehrung in unserer Religion und ihren Pflichten zu verschaffen, als der Jagdhörner Schall, das Rufen der Treiber und Rüdengebell ihn in seinen Betrachtungen störten. Jetzt rauschte, knackte und trabte es durch das Dickicht des Waldes. Es zeigte sich in leichten Sprüngen ein schweeweißer Hirsch von ungewöhnlicher Größe, dessen hohe, weit ausgebreitete Geweihe zwanzig Enden schmückten. Von Ottokars Armbrust zischte der Pfeil, drang

tief in die Seite des Hirsches, der verwundet entfloh. Der Markgraf folgte des Thieres blutiger Spur, entfernte sich dadurch von seinen Jagdgefährten und fand es endlich todt auf einem freien Rasenplatze liegen. Die lange Verfolgung des Wildes hatte den Markgrafen ermüdet. Er setzte sich nieder, um auszuruhen und ein sanfter Schlummer überraschte ihn unwillkürlich. Bald war auch ein Traum der Gefährte des Schlafes. Ottokar hatte auf seinem Kreuzzuge in Palästina den heiligen Johann den Täufer, welchen seine Freunde und tapfersten Kampfgenossen, die Tempelherren, so hoch verehrten, zum Schutzpatron erwählt. Dieser erschien ihm nun im Traume sehr lebhaft in ein weites, weißes Gewand gekleidet und befahl ihm, auf dem Orte, wo er ruhe, ein Kloster für Mönche zu erbauen, die das Gewand trügen, in welchem ihm der Heilige erschien. Eben wollte der Träumende seinen Schutzpatron befragen, wo solche Mönche zu finden wären, als ihn nahes Hundegebell und Jagdgetümmel erweckte. Er schlug die Augen auf und erblickte einen Hasen, der, von den Hunden schon fast erreicht, gerade auf ihn zueilte und sich — in seinem Schooße verbarg. Mitleidig nahm der Fürst den Flüchtling auf, streichelte ihn und gewährte ihm Schutz gegen seine Verfolger. Der Traum und dieses seltene Ereigniß bestärkten ihn in dem Glauben, daß es Gottes Wille sei, er sollte hier ein Kloster erbauen. Alsobald unterhandelte Ottokar mit Leopold von Gonobitz um den Besitz dieses Platzes und seiner Umgebung, bezahlte ihn großmüthig und begann den frommen Bau. Zum Andenken seiner Erscheinung im Traume nannte er dieses einsame Thal Johannisthal, und dem Kloster gab er den Namen Seiz, welches in windischer Sprache einen Hasen bezeichnet. Schon waren Kloster und Kirche erbaut und noch wußte der fromme Stifter nicht, wo er die Mönche finden sollte, die das Gewand

trügen, in dem ihm der heilige Johannes erschienen war. Endlich nach langem und stillem Nachforschen erfuhr er, daß sich in Frankreich, im Delphinat, in einer sehr einsamen Wüstenei ein Kloster befinde, dessen Bewohner sich nach der Eigenschaft ihres Aufenthaltes Karthäuser nannten, nach einer sehr strengen Ordensregel lebten und das Gewand trügen, wie er es beschrieben. Ottokar sandte zwei seiner vornehmsten Ministerialen nach Frankreich ab, ihm vom Abte jener Karthause die Uebersendung einiger Mönche zu erwirken, die dann auch endlich anlangten und neun Jahre nach jener Begebenheit das neue Kloster bezogen.

So wurde im Jahre 1165 Deutschlands älteste Karthause gegründet, die ihr Stifter und dessen Sohn mit ansehnlichen Gütern beschenkte. Sie war die letzte fromme Stiftung dieses guten Fürsten, der bald nachher, als er einen neuen Kreuzzug nach Palästina unternehmen wollte, zu Fünfkirchen in Ungarn starb. Seine Gebeine, nach der Steiermark zurückgeführt, fanden hier in der Kirche dieses von ihm gestifteten Klosters eine geweihte Ruhestätte, über welcher noch jetzt sein Marmorbild, das ihn prunklos, mit dem Hasen im Schooße, darstellt, zu sehen ist. Auch sein Sohn, Ottokar der Sechste, Steiermarks erster Herzog und letzter Traungauer, der durch sein Testament so väterlich wohlwollend für seine guten Steiermärker sorgte, ruht hier bei seinem Vater, wo ihm sein glücklicher Erbe nicht einmal ein Denkmal errichten ließ. Als man im vergangenen Jahrhunderte dieses Grab eröffnete, befanden sich drei Todtenköpfe darin, wovon der eine etwas kleiner war. Vermuthlich gehörte dieser einst der guten Markgräfin, Kunigunde von Rohburg, die während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, des letzten Traungauers, unser Vaterland durch elf Jahre mild und weise beherrschte. Bei jener Eröffnung

legte man die drei Todtenköpfe und die wenigen Gebeine, so die alles langsam zermalmende Kraft der Zeit in beinahe sechs Jahrhunderten noch verschont hatte, in einen kleinen eisernen Sarg, stellte diesen in das geöffnete Grab und bedeckte es wieder mit seinem Stein.

Die dankbaren Mönche waren es, die ihrem Stifter den Grabstein aus weißem Marmor errichteten, worauf die Umschrift buchstäblich also lautet:

HIC IACET OTTOCAR MARCHIO STYRIAE IOANNA KVNIGVNTH CONIUX ET OTTOCHAR PIVS FILIVS.

Gesegnet und unvergeßlich sei jedem biederen Steiermärker das Andenken der guten Traungauer, die wahre Väter und Wohlthäter unseres Vaterlandes waren. Die Karthause Seiz ist nun aufgehoben, und in eine Staatsherrschaft verwandelt. Die Kirche, worin sich das Grab der letzten Traungauer befindet, ist entweiht. Niemand besucht mehr die Ruhestätte dieser edlen Fürsten, weil sie nicht Eroberer, sondern friedliche Beglücker ihrer Unterthanen waren, und den Genius unserer Vaterlandsgeschichte erfüllt die bange Besorgniß, es werde bald dieses einsame, schon fast vergessene Grab mit seinem Marmorbilde einer gänzlichen Zerstörung preisgegeben werden.

Die Frauenburg.

Viele Provinzen des deutschen Vaterlandes müssen der Steiermark eben so an Schönheit als an Fruchtbarkeit nachstehen. Welche reizvolle Mannigfaltigkeit, welche erquickende Abwechslung stellt sich dem Auge dar! In diesen seligen Gefilden hat die wohlwollende Mutter Natur, indem sie aus freigebigen Händen über Hügel und Thäler lachende Schönheiten goß, ihr erstes Brautfest gefeiert. Liebe war es, womit sie diese grünen Flächen und die schattenden Wipfel der Wälder mit den höchsten Reizen behauchte. Ihr ganzes Füllhorn von malerischem Reichthum hat sie über dieses glückliche Arkadien geleert. Der forschende Wanderer erreicht bald fruchtbare Ebenen und wandelt, unter Gesängen des fröhlichen Luftvolkes, durch fluthende Weizensaaten und durch wogende Kleefelder hin; bald schlängelt sich der Pfad durch dunkle Haine, wo auf weichem Moos, in der grünlichen Dämmerung bejahrter Eichen, ihm Ruhe lächelt; kaum verläßt er erquickt diese friedlichen Schatten, so winken ihm stattliche Hügel entgegen, welche der fröhliche Weingott mit seinen fruchtbaren Gärten bedeckt. Zögernd durchstreift er diese lieblichen Wohnsitze Lyäens

und Pomonens; aber bald stellen sich seinen Blicken neue Scenen dar. Eine niedliche Gegend verdrängt die andere. In jeder Aussicht entdeckt er solche entzückende Landschaften, wie sie Theokrit-Geßner pinselte. Fette grasreiche Wiesen mit weidenden Wollenheerden, durchwässert mit geschwätzigen Quellen, umgeben ihn und anmuthige Gesträuche, von Grillen und Heimchen bewohnt, bilden lebendige Tempel um ihn her. Sinnend wandelt er fort, und indem sein Auge noch trunken an diesem Gegenstande verweilt; empfängt ihn ein enges Thal, aus dem er nur mühsam einen Ausweg erspäht. Ihm zur Seite wälzt ein rauschender Waldstrom die silbernen Wellen über Felsen und Kiesel herab, indeß sich zur Rechten und Linken eine Kette wolkenanragender Berge erhebt, deren schwindelnde Höhen mit grünenden Weiden und fruchtbaren Saatfeldern geschmückt sind. — So hat die wohlwollende Mutter dieses Land mit all' ihren mannigfaltigen Gaben und Reizen verschwenderisch geziert, welches Fleiß und Industrie zu einem zweiten Eden erhöhten; jeder Anblick seiner schönen Thäler erinnert uns an den blühendsten Wohlstand.

Was die Schönheit dieser überraschenden Aussichten und romantischen Gegenden vermehrt, ist jene Mischung von reizender Anmuth und schauerlicher Größe, so wie der Anblick der hier und da zerstreuten Schlösser und Ruinen, welche oft schon in weiter Ferne dem Auge des Wanderers sich darstellen, und dem Ganzen eine größere Vollendung, eine lieblichere Abwechslung gewähren. Ihr Anblick erweckt die Phantasie zu einer angenehmen Beschäftigung; auf schnellen Flügeln durchschwebt sie die Gefilde entwichener Jahrhunderte und ruft mit ihrem Zauberstabe aus den Tiefen des Schattenreiches die Gestalten jener Mächtigen hervor, welche einst auf diesen Felsenburgen hausten und Wohl oder Wehe, Segen oder

Fluch über die Gegend umher verbreiteten. Reich ist die Steiermark an Ruinen dieser Art, welche einst die Wiege, der Wohnsitz mächtiger Geschlechter waren und nun den Raben und Eulen zur Herberge dienen. Merkwürdig sind manche derselben für den Freund der Geschichte, ob der seltenen Begebenheiten, die sich damals in denselben ereigneten, deren Andenken dem Strome von Jahrhunderten widerstand und sich durch mündliche Sagen oder schriftliche Urkunden bis in unser spätes Zeitalter erhielt.

Zu solchen ernsten Denkmälern des ehemaligen Faustrechts gehören auch in der oberen Steiermark die Trümmer eines Schlosses, welches den Namen Frauenburg von einer tragischen Scene erhielt, die sich dort ereignete und deren Erzählung mich jetzt beschäftigen soll, indem ich hoffe, daß sie vielleicht in manchem gefühlvollen Leser edle Theilnahme erwecken dürfte.

Wild und kühn mußte des Mannes Seele sein, der den Entschluß vollführte, sich in der schaudervollsten Gegend, auf einer schroffen Felsenspitze, einen Wohnsitz zu erbauen. Ueberall, wohin das Auge sich wendet, thürmen sich Berge auf Berge mit düsteren Wäldern bedeckt, und senkrecht unter des Schlosses Ruinen, in schwindelnder Tiefe, rauscht die Mur, zürnend den Felsenmassen, die ihre Bahn verwegen, fruchtlos ihren raschen donnernden Lauf zu hemmen versuchen. Diese Veste erbaute in grauer Vorzeit Herr Reimprecht, ein mächtiger Ritter aus einem noch jetzt blühenden Geschlechte, und hauste dort, trotzend auf ihre unersteiglichen Thürme und Mauern, in vollem Uebermuthe des Gefühles seiner Freiheit und Macht. Rauh und stürmisch wie die Luft, so ihn umwehte, war auch die Stimmung seiner Seele; hart wie der Fels, auf dem er wohnte, war sein Herz, unempfänglich für alle Empfindungen

der Menschlichkeit. Fehden und Jagd waren seine einzige Beschäftigung, sein einziges Vergnügen — die vollen Humpen. Gab es keine Menschen zu jagen, so jagte er Bären und Wölfe; aber seltener geschah dieses als jenes. Gierig erhaschte er jede Gelegenheit zum Streite, und ward auch weit umher die Geißel und der Schrecken all' seiner Nachbarn.

Einst ward durch Ritter Ulrich von Lichtenstein ein prachtvolles Turnier in der Gegend von Judenburg veranstaltet, wobei sich alle Edlen des Landes zahlreich einfanden. Auch Reimprecht eilte mit einem stattlichen Gefolge dahin, in der zuversichtlichen Hoffnung, durch seine Stärke und Gewandtheit den ersten Preis zu erkämpfen. Aber wer vermag es, seine Bestürzung, seine Wuth zu beschreiben, als man ihm dort die Schranken der Rennbahn verschloß und ihn zwölf der edelsten Ritter als einen Störer des Landfriedens, als einen Uebertreter der Ritter- und Turniergesetze, dieses Ehrenkampfes für unwürdig erklärten? Schäumend und fluchend wollte er die Schranken mit Gewalt durchbrechen; allein jetzt starrte ihm ein Wald von Lanzen, es blinkten ihm zahllose Schwerter entgegen. Die Kreiswartel und Knechte rissen ihn rücklings vom Gaule herab, und indem man ihn schimpflich zu Fuß von dannen jagte, ward sein Roß sammt Zaum und Sattel zu einem der Turnierpreise, nach den Gesetzen, erklärt.

Durch diesen erlittenen Schimpf auf das Aeußerste empört, eilte Reimprecht rasend und tobend wie ein verwundeter Eber nach seinem Felsenneste zurück. Feuer und Flammen sprühte seine scheußliche Seele, nach Blut lechzte sie: Rache war der einzige Gedanke seiner Tage, Rache der Traum seiner ruhelosen Nächte. Düsterer Menschenhaß erfüllte nun gedoppelt sein Innerstes. Er fluchte oft seinem

Unvermögen, nicht die ganze Erde in eine menschenleere Einöde verwandeln zu können. Vielleicht hätte ihn sein an Wahnsinn grenzender Unmuth verleitet, sich den Dolch in die eigene Kehle zu stoßen, oder sich hinab zu stürzen von den Zinnen seiner Burg über die Felsenhöhe in der Mur brausende Wogen, hätte ihn nicht die Hoffnung einst zu befriedigender Rache immer mit neuem Lebensmuthe beseelt.

Die vorzüglichsten Gegenstände seines Hasses waren jene Ritter, so sich erkühnten, beim Turniere seine Ankläger zu sein, unter welchen sich auch Karl von Dirnstein, ein edler, muthiger Jüngling, befand. Reimprecht beschloß, diesen zuerst seiner wüthenden Leidenschaft zu opfern, und da er wußte, daß derselbe sich noch mehrere Tage bei dem Turniere verweilen würde, so hatte er Zeit genug, seine boshaften Plane zur Reife zu bringen. In einer dunklen stürmischen Nacht verließ er mit einer beträchtlichen Schaar kampfgeübter Reisiger seine Veste und zog, kundig der dahin führenden Wege, der Gegend von Dirnstein zu. Dort verbarg er sich und die Seinigen in einem Walde an der Straße, auf welcher er wußte, daß ihm seine Beute nicht entgehen könne. Das leidige Verhängniß begünstigte dieses Bubenstück. Der arglose Jüngling ging in die Falle; er ward umrungen, übermannt und — gefangen. Laut jauchzte Reimprecht über diesen gelungenen Schurkenstreich auf; da er aber entschlossen war, noch mehrere Schlachtopfer seiner grenzenlosen Bosheit zu sammeln und sie sodann alle an Einem Tage durch neu ersonnene qualvolle Todesarten hinzurichten, so gab er einigen seiner Reisigen den Befehl, den unglücklichen Karl mit schweren Fesseln zu belasten und ihn eilends nach seiner Veste zu schleppen, um ihn dort in das tiefste Burgverließ zu werfen. Die zu jeder Grausamkeit immer sehr bereitwilligen Diener erfüllten diesen

Auftrag auf das schleunigste und sprengten triumphirend mit dem gefangenen Ritter durch Wälder und Gebüsche auf Abwegen ihrem Raubneste zu. Reimprecht aber rückte indessen mit seinen Reisigen gegen Dirnstein an, in der Absicht, diesen Wohnsitz seines gefangenen Feindes zu plündern und zu zerstören. Unvorbereitet und keines Angriffes gewärtig, überfiel er diese sonst feste Burg, welche jetzt nur von einer geringen Besatzung bewacht wurde. Auf das erste Zeichen des Thurmwächters eilte der graue Otto, Karls Vater, mit seinen wenigen Streitern auf die Mauern der Veste und leistete der heranstürmenden Räuberhorde muthigen Widerstand. Allein zu ungleich war die Anzahl der Vertheidiger gegen die Feinde; sie mußten endlich der Uebermacht der Angreifenden erliegen. Schon waren die Mauern erstiegen; schon stürmte der grimmige Reimprecht an der Spitze der Seinigen, die Fliehenden mordend, mit bluttriefendem Schwerte dem inneren Schloßthore zu und hatte soeben den weichenden Otto bei seinen grauen Haaren erhascht, als sich ihm plötzlich eine schöne Dirne mit kläglichem Angstgeschrei entgegen warf, seinen Arm umklammerte und ringend sich bemühte, ihm die Beute zu entreißen. Voll des Erstaunens über die Kühnheit dieses Mädchens, schoß er jetzt einen flammenden Blick nach ihr und — wie von einem Zauberstabe berührt — öffnete sich seine Faust, es sank die Hand von dem ehrwürdigen Haupte des Greises. Jetzt fiel ihm die holde Unschuld zu Füßen, umklammerte seine Knie und bat ihn schluchzend mit rührenden Thränen um Schonung ihres Vaters. Reimprecht wußte nicht wie ihm geschah. Neue Gefühle erwachten in seiner Seele, von denen er bisher nicht die leiseste Ahnung empfand; er fühlte, daß sich plötzlich in seinem Busen eine mächtige Veränderung, ein dringendes Etwas ereigne, das er

sich selbst nicht erklären konnte. Lange kämpfte er mit dem inneren Menschen; er rieb sich die Stirn und wußte nicht, ob er träume oder wache. — Endlich begann er mit milderem Tone: „Stehe auf, schönes Kind, und sage mir deinen Namen". Bebend erwiderte sie: „Ich bin Kunigunde von Dirnstein; dies hier ist mein unglücklicher grauer Vater, für den ich um Mitleid flehe".

Jetzt wandte sich der gerührte Sieger zu seinen Reisigen und verbot alles Plündern bei Todesstrafe. Auch gab er Befehl, sogleich alle Thore und Mauern der Veste zu besetzen. Er stieß sein blutiges Schwert in die Scheide und befahl dem Ritter und seiner schönen Tochter, ihn in das Innere des Schlosses zu geleiten. Sie führten ihn in den Rittersaal und Kunigunde eilte, die Humpen mit dem besten Rebensafte zu füllen, welcher in der Burg zu finden war. Wenn ein voller Becher schon von jeher magische Kraft über diesen Unhold besaß, so wirkte jetzt dieselbe um so mächtiger, da er ihm von so rosigen Lippen kredenzt, von so schönen Händen dargereicht ward. Der geistige Radkersburger bemächtigte sich bald seines Kopfes, so wie Kunigundens Reize sich seines Herzens bemeisterten. Mit jedem Zuge aus dem lieblich duftenden Gefäße, mit jedem Blicke nach dem holden Mädchen erheiterte sich seine Stirne; seine Zunge wurde stets geläufiger, und endlich ward er so zutraulich, daß er ihnen die Ursache seines feindlichen Ueberfalles und alle seine grausamen Plane entdeckte. Auch Karls Gefangennehmung verschwieg er nicht, und es ist leicht zu erachten, daß diese schreckliche Nachricht den Vater und die Tochter mit neuem Schmerze, mit neuem Jammer erfüllte. Hin zu seinen Füßen stürzte der Greis, hob seine gefalteten Hände zitternd empor und bat ihn kniend um die Erhaltung seines einzigen Sohnes, indeß zwei große

Kummertropfen auf seinen silbernen Wimpern flimmerten. Weinend und jammernd kniete auch Kunigunde zur anderen Seite; sie rang ihre Lilienhände und wimmerte in einem Tone, der Felsen zum Mitleid bewegen konnte, um Leben und Freiheit für ihren innig geliebten Bruder.

Lange weidete sich der Grausame an dieser Jammerscene; endlich sprach er lallend: „Wohlan, ich will verzeihen und vergessen, wenn du mir, schöne Dirne, eine Forderung erfüllst". — O sprich, was verlangst du von mir? rief hastig das betroffene Fräulein. „Deine Hand", erwiderte er mit grinsendem Lächeln, „verlange ich. Sie sei das Lösegeld deines Vaters und Bruders. Zwar seid ihr in meiner Gewalt; zwar könnte ich mich gegen dich der Rechte des Siegers bedienen; aber großmüthig will ich handeln, will dich zu meiner Gattin erheben, und beweisen, daß auch Reimprecht mit Ehre und Ritterpflicht nicht unbekannt sei." Kunigunde erblaßte und erröthete wieder; das Blut erstarrte in ihren Adern; sie schauderte bei dem Gedanken, das Weib eines solchen Wüthrichs zu werden. Dreifach schrecklich war ihr diese Forderung, denn ihr Herz hatte schon gewählt. Wilhelm von Saurau war der Glückliche, dessen Rückkehr aus Italien, wo er rühmlich unter den Fahnen des Kaisers focht, sie mit Sehnsucht erwartete. Einen fürchterlichen Kampf kämpfte jetzt ihre Seele. Zwei feindliche Kräfte rissen jetzt an ihrem blutenden Herzen. Die Wage der Besinnung wankte; ihr Mund verstummte — sie war keines Entschlusses fähig. Aber bald wurde der ungestüme Brautwerber dieses Zauderns müde und zudringlicher. Ungeduldig sprach er mit rauherer Stimme: „Nun, Dirne, bist du entschlossen? Entweder ihr sucht sogleich einen Pfaffen auf und du wirst noch heute mein Weib, oder ich führe dich als Metze mit mir und

opfere Vater und Bruder meiner gerechten Rache". — Jetzt hatte das unglückliche Mädchen keine Wahl mehr; sie warf einen Blick auf das graue Haupt ihres Vaters, sah seinen Schmerz, seine Thränen und reichte zitternd ihre Hand — dem Bösewichte hin.

Auf der Stelle wurde der Burggeistliche im ganzen Schlosse aufgesucht, bis man ihn endlich aus einem Winkel hervorzog, wohin er sich aus Furcht verkrochen hatte. Noch vor Anbruch des Abends mußte dieses unglückliche Ehebündniß geschlossen werden. Am folgenden Tage führte Reimprecht seine Gattin heim nach seinem Felsenneste. Von ihrer Lage, von ihrem an Verzweiflung grenzenden Jammer in der Stunde der Trennung von dem innig geliebten Vater, von dessen Schmerz bei dem Scheiden seiner Tochter, ist keine Schilderung möglich. Ihr heftiger, stummer Schmerz verwandelte sich endlich in eine stumpfe Fühllosigkeit, und willig folgte sie dem verhaßten Gemahle wie das Lamm dem Metzger zur Schlachtbank folgt. Nur dann kehrte wieder einige Besinnung in ihre weinende Seele zurück, als sie an dem Orte ihrer Bestimmung anlangte und ihr Reimprecht die Schlüssel zu Karls Gefängniß und seinen Fesseln übergab. Namenlos war das Erstaunen, die Ueberraschung dieses unglücklichen Jünglings als die schweren Pforten seines Kerkers rasselnd sich aufthaten und er plötzlich seine Schwester vor sich dastehen sah. — Kunigunde! — Karl! — war Alles, was sie einander in diesem rührenden Momente zustammeln konnten. Sie sanken einander in die Arme und alles Bewußtsein schwand bei dem bitteren Wonnegefühle ihres Wiedersehens. Spät erst kehrten sie zur Besinnung zurück, und jetzt erst eilte die Schwester, des Bruders Fesseln zu lösen. Freude, Staunen und Verwunderung wogten in dem Busen des Letzteren; er

wußte nicht wie ihm geschah und sah mit duldender Unthätigkeit ihren geschäftigen Bemühungen zu. Bist du ein Schutzgeist in der Gestalt meiner Schwester? rief er endlich mit Entzücken aus, als er sich aller Bande entledigt sah. Doch nur zu bald verwandelte sich in Bestürzung sein Freudengefühl, da er von ihr erfuhr, um welchen Preis die edelmüthige Schwester seine Freiheit erkaufte. Mit Entsetzen erfüllten ihn die Nachrichten jener grausamen Begebenheit. Er wollte den Kerker nicht verlassen, und lieber alle Qualen des Todes erdulden, als seine geliebte Schwester einem Teufel in Menschenhülle geopfert sehen. Doch endlich besiegten ihn Kunigundens Thränen, und die überzeugende Vorstellung, wie sehr der ergraute Vater eines Schützers — einer Stütze bedürfe.

Neue Dolche durchbohrten das Herz der armen Dulderin, als am folgenden Tage der theure Bruder den bittern Abschiedskuß auf ihre Lippen drückte und sich mit stummem Schmerz aus ihren Armen wand. Lange sah sie ihm nach; oft wandt' er sein Roß, und winkte ihr noch ein Lebewohl zu, das sie am Fenster mit ihrem weißen Tuche erwiederte. Endlich aber verschwand er ihren zährenvollen Blicken, und eine ahnende Stimme aus ihrem Innersten rief ihr zu: Du siehst ihn nicht wieder! Schwermüthig sank sie auf ihr Ruhebett hin; einsam, verlassen, wie hingeschleudert auf eine wüste Insel des stürmischen Weltmeers, fühlte sie sich jetzt. Häufig flossen ihre Thränen, bis endlich der Drang der Gefühle sich in eine stumpfe Betäubung verwandelte.

Reimprecht bemühte sich zwar eine kurze Zeit, seine Gattin mit einer Art von Schonung und Gefälligkeit zu behandeln; aber bald wurde er dieses lästigen Zwanges satt. Er folgte mit noch größerer Begierde der lockenden Stimme seiner unbändigen Leidenschaften, und ward der alte Haustyrann.

Jagd und Fehden wurden wieder seine einzige Beschäftigung, die ihn oft mehrere Tage lang von seinem Wohnsitze entfernten. Diese Zeiten waren dann immer für die unglückliche Leidende die tröstlichsten, weil sie dann ungestört sich ihrem Kummer überlassen, und — wer sollte so grausam sein, ihr dies zu verargen? — an den Gegenstand ihrer Liebe ruhig denken konnte. Ach, das Bild des Theuren, von dem ein grausamer Unhold sie auf ewig trennte, vermochte sie nicht, so sehr sie sich auch bestrebte, aus ihrer Seele zu verbannen! Es umschwebte sie immer, verfolgte sie allenthalben, und verließ sie selbst in dem Augenblicke nicht, wenn ihres ehelichen Despoten verhaßte Arme sie umschlangen.

So durchtrauerte sie bereits den zweiten Monat als Reimprechts unglückliche Gattin auf der einsamen Felsenburg. Einst, als sie bei einbrechender Abenddämmerung schwermüthig in ihrem Kämmerchen saß, indeß ihr Gemahl schon drei Tage abwesend war, und der schöne Vollmond soeben majestätisch und hehr über die düstern Tannenwipfel heraufwandelte; da erwachten in ihr die Rückerinnerungen einer bessern Vergangenheit. Schatten der genossenen Freuden umschwebten sie im rosigen Gewande, und mit jedem Liebreize geschmückt stand er da, der schöne Jüngling, welcher zuerst in ihrem jungfräulichen Busen der Liebe süße Regungen erweckte. Glühende Sehnsucht bemächtigte sich jetzt ihres ungestüm pochenden Herzens. Sie streckte unwillkürlich ihre Arme aus, und mit wehmüthigem Tone rief sie: Wilhelm! Erwählter! — Wo — wo ist die Heimat unserer Liebe? . . . . Ein kaltes Lüftchen umsäuselte sie jetzt, und wie der sterbende Wiederhall einer fernen Flöte klang es ihr zu: Im Grabe! . . . . Sie erschrak heftig; kalter Schauer durchbebte sie, und indem sie sich wieder zu fassen suchte, hörte sie plötzlich klägliche Harfentöne vor der

Thür des Gemaches erschallen. Sonderbare Gefühle und Erinnerungen erweckten dieselben in ihrer Seele. Sie öffnete hastig, und rief den Harfner zu sich. Er trat ein; der Mondesschimmer beleuchtete sein Antlitz; Kunigunde sah ihn an, und — taumelte drei Schritte zurück. Bald faßte sie sich wieder; der Jüngling stürzte ihr zu Füßen, und sie — sank an seinen Hals. Wilhelm und Kunigunde dachten an keine Gefahr, vergaßen alle Vorsicht, und letzten sich nur in dem Wonnegenusse dieses seligen Wiedersehens. Fest hielten sie sich umschlungen, als wollten sie bis zum Tage des Weltgerichtes in dieser Stellung verharren. — Aber jetzt — o des Entsetzens! — jetzt flog die Thür schmetternd auf, und wie ein wüthendes Ungeheuer stürzte Reimprecht herein. Seine Augen flammten, seine Lippen schäumten, und ein spitziger Dolch flimmerte in seiner Rechten. Bis an den Griff stieß er dem unglücklichen Jüngling den Mordstahl in den Nacken, daß er röchelnd in seinem Blute zu Boden stürzte. Mit einem lauten Schrei sank Kunigunde ohnmächtig über den Sterbenden hin. Schon zuckte der Wüthrich zum zweiten Male den Dolch, um auch sie zu durchbohren; aber jetzt flüsterte ihm ein Bewohner der Hölle zu, daß diese Todesart für sie zu gnädig sei. Sich fassend verließ er schnell das Gemach, und verriegelte es hinter sich. Schrecklich, über alle Beschreibung jammervoll war Kunigundens Zustand. Spät erst erwachte sie aus ihrer entsetzlichen Betäubung. — O, daß sie nimmer erwacht wäre! Was sie in dieser grauenvollen Nacht erduldete, vermag keine Zunge zu erzählen, keine Feder zu schildern — Niemand zu denken.

Auch der empörte Reimprecht genoß keines Schlafes. Wie der unruhige Geist eines Mordverbrechers irrte er in der nächtlichen Dunkelheit auf den weiten Gängen seiner Veste umher, und entwarf den teuflischen Plan seiner Rache. Düster

ergraute der Morgen über die Thürme des Schlosses, und jetzt brüllte seine Donnerstimme die schnarchenden Knechte aus dem Schlafe auf. Ein leeres Faß befahl er herbei zu bringen, und den einen Boden desselben zu öffnen. Als dies geschehen war, winkte er den Knechten ihm zu folgen. Schweigend ging er voran zur Stätte des Jammers, öffnete rasch die Thür, und sieh! — da lag Kunigunde auf der Leiche ihres Geliebten, besudelt von seinem Blute. Convulsivisch hatten ihn ihre Arme umklammert; ihre Augen waren geschlossen, ihre Glieder erstarrt; kaum entdeckte man noch einige Spuren des Lebens an ihr. Dieser gräßliche Anblick erschütterte sogar die rohen Herzen der Diener; nur ihr Gebieter war keines Mitleids fähig. Reißt sie hinweg, sprach er mit kaltem Blute, und traget sie mir nach! Traurig gehorchten die Leute, und der Zug ging hinab in den äußern Vorhof des Schlosses, dort, wo das Faß in Bereitschaft lag. Steckt sie hinein, und schlagt dann über ihr den Boden wieder zu, befahl er jetzt; und als er sah, daß die Knechte zauderten, riß er das Schwert aus der Scheide, und drohte, sie in Stücke zu hauen. Zaghaft erfüllten sie den Befehl des Barbaren. Als diese schreckliche That vollendet war, machte sich der Unmensch die Freude, mit eigenen Händen das Faß an den Felsenabhang zu wälzen. Jetzt harrte er einige Secunden mit boshafter Schadenfreude, und als ihm endlich ein klägliches Gewimmer aus demselben entgegen schallt, ha, da lächelte der Satan — und mit einem mächtigen Stoße rollte es hinab in den schauerlichen Abgrund. —

Das Landvolk jener Gegend fand nach einigen Tagen die zerschmetterten Gebeine der Unglücklichen am Ufer der Mur, wohin sie die Wogen ausgespült hatten. Mit lautem Wehklagen trug es dieselben zu dem nächsten Kirchhofe, und gab ihnen dort eine geweihte Ruhestelle. Lange erhielt sich Kuni-

gundens und ihres traurigen Schicksals Andenken durch mündliche Ueberlieferung; noch viele Jahre hernach herrschte die Sage: es wandle ihr Geist um die Mitternachtsstunde in weißer Gestalt auf den Felsen und Mauern jener Veste umher, welche durch diese Begebenheit den Namen Frauenburg erhielt.

Kaum hatte Reimprecht diese Gräuelthat vollführt, so erwachte in seinem Busen die Schlange eines nagenden Gewissens. Ueberall hin verfolgten ihn Wilhelms und Kunigundens Schatten in blutigem Gewande. Rache, Rache über unsern Mörder! wähnte er immer sie wimmern zu hören. Er hatte weder Rast noch Ruhe mehr. —

Karl von Dirnstein saß gerade an seines Vaters Krankenlager, als ihm ein unvorsichtiger Bote seiner Schwester trauriges Schicksal verkündigte. Diese unvermuthete Schreckenspost wirkte so sehr auf den schwächlichen Greis, daß er, vom Schlage gerührt, todt auf das Kissen zurück sank. Des Jünglings Zustand grenzte an Wahnsinn. Es kostete ihn nicht wenig Ueberwindung, sich zu ermannen; endlich gelang es ihm doch, sich wieder zu fassen. Kaum hatte Karl des unvergeßlichen Vaters Gebeine zur Gruft der Väter begleitet; so war Rache an dem Mörder Kunigundens sein einziger Gedanke.

Auf flüchtigen Rossen sandte er Boten an alle Freunde, Verwandte und Waffenbrüder aus, sie zu laden zur Blutrache an dem Mörder seiner Schwester und seines Freundes. Mit der größten Bereitwilligkeit und zahlreichen Schaaren erschienen sie gerüstet; die ganze Gegend um seine Burg erscholl weit umher von Waffengerassel und Rossegewieher.

Die Fehde begann. Reimprecht erkühnte sich, seinen Feinden entgegen zu ziehen. Rasend, mit der Wuth eines Verzweifelten, kämpfte er; aber der Wüthende wurde geschlagen. Noch einmal sammelte er seine Reisige; doch erlag er immer der Menge.

Getödtet oder zerstoben waren nun all' seine Gefährten, und der Rückzug in die Burg war ihm abgeschnitten. Nun entschloß er sich endlich zur feigen Flucht.

Wie der Brudermörder Kain, von Gottes Finger gezeichnet, von den Furien seines Gewissens rastlos gegeißelt, irrte er lange, in Bettlerlumpen verhüllt, in der Steiermark umher, bis er endlich auf den Entschluß kam, durch einen Zug nach Palästina sich seiner Sündenlast zu entledigen. Dort schlug sie ihm, die Stunde der Vergeltung. Dort auf Jerusalems Mauern ward ihm endlich durch einen Saracenensäbel der Lohn seiner Frevelthaten zu Theil.

Die Edlen von Tüchern.

In der Vaterlandsgeschichte der Steiermärker behauptet die Stadt Cilli einen vorzüglichen Rang. All' ihre Schwestern, und selbst Graz, die Hauptstadt des Landes, müssen ihr den Vorzug des Alters und der Merkwürdigkeit einräumen. Denkmale aus den Zeiten der Römer, so wie aus denen des Mittelalters, stellen sich dort dem Auge des forschenden Wanderers dar.

Schon in den ersteren Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, als noch alle bekannten Völker dieses Erdballs die Sklavenfessel der Cäsaren trugen, war diese Stadt, unter dem Namen Celeja, die Hauptstadt des Nordgaues, der Wohnsitz römischer Landvögte, und das Standlager jener furchtbaren Legionen, deren raubgierige Adler ihre Flügel über alle Völker ausbreiteten, und nur von Germaniens Wäldern verscheucht, blutend in ihre Raubnester zurückflogen.

Der alles verheerende Strom der Völkerwanderung, der damals unaufhaltsam über alle Staaten Europas daher brauste, die blühendsten Reiche zerstörte, und selbst den Thron der Weltbeherrscher zertrümmert unter seinen Wogen begrub, vernichtete unter anderen auch Celeja. Diese Stadt sank durch

eine Reihe erlittener Drangsale zu einem unbedeutenden Flecken herab, bis sie, nach einem Schlummer von neun Jahrhunderten, gleichsam von neuem aus dem Grabe der Vergessenheit erwachte, und im vierzehnten Seculum durch ein deutsches Edelgeschlecht einen Theil ihrer ehemaligen Bedeutendheit und ihres Wohlstandes zu erringen vermochte.

Die in der vaterländischen Geschichte so berühmten Freiherren von Saneck erhoben sie neuerdings unter dem Namen Cilli in die Zahl der Städte, schlugen sich dort ihren Hofstaat auf, und wurden die Stifter einer neuen Grafschaft, deren Beherrscher sich einen wichtigen Platz in der deutschen und ungarischen Geschichte durch vorzügliche Verdienste zu erwerben wußten.

Reich, mächtig und groß waren einst die Grafen von Cilli. Sie schwangen sich allgemach empor zum Range deutscher Fürsten, und machten wirklich einen königlichen Aufwand. Unermeßlich war ihr Reichthum, der von vier Grafschaften und hundert sechs Herrschaften in ihre Schatzkammer strömte. Kaiser, Könige und Fürsten warben um ihre Töchter. Mehrere derselben waren mit ihnen durch die Bande des Blutes verwandt. Zwei Jahrhunderte glänzte dieses erhabene Geschlecht unter den Edelsten Deutschlands, bis endlich im Jahre 1456 Ulrich, der letzte Zweig dieses mächtigen Stammes, zu Belgrad durch die mörderischen Säbel der rachsüchtigen Hunyaden vernichtet wurde. — Cilli, und nimmermehr Cilli! rief dreimal der Herold mit kläglicher Stimme bei seiner Bestattung, und zertrümmerte an seinem Grabe das Wappen, dessen drei Sterne einst so hell geschimmert hatten. — Cilli, und nimmermehr Cilli! jammerten alle seine Vasallen, jammerten bei kindlichen Thränen die verwaisten Unterthanen dem Herolde nach.

Noch haben drei stürmische Jahrhunderte in den Gefilden von Cilli das Andenken seiner ehemaligen Beherrscher nicht

ganz zu verwehen vermocht; noch scheint der Genius dieses erloschenen Geschlechtes dessen ehemaligen Wohnsitz an den stillen Ufern der Sann trauernd zu umschweben; noch erinnern jene schauerlichen Ruinen von Ober-Cilli den kundigen Reisenden an die Macht und Thaten seiner einstigen Besitzer, und eine sanfte Wehmuth ergreift ihn bei dem Gedanken an die Vergänglichkeit aller Erdengröße.

So manche Spuren der ehemaligen Herrschaft dieser einst so mächtigen Grafen haben, trotzend der allzerstörenden Zeit, sich bis auf unsere Tage erhalten. Vielleicht ist es dem Freunde der vaterländischen Geschichte nicht unangenehm, ihn mit einem Denkmale ihrer Großmuth bekannt zu machen, welches noch jetzt besteht, und noch jetzt, nach Verlauf von Jahrhunderten, seine wohlthätige Wirkung zeigt.

Wilhelm, Graf von Cilli, war ein feuriger, muthvoller Jüngling. Groß und gefühlvoll war sein Herz, reizbar und schwärmerisch seine nach Thaten dürstende Seele. Bei dem stäten Drange seiner großen Gefühle haßte er das Puppenleben der Höflinge; die väterliche Burg ward ihm zu enge, und gab es keine Fehden oder Turniere, so irrte er oft Tage lang in der Verkleidung eines gemeinen Jägers in den Wäldern und Fluren jener Gegenden umher.

Einst, als er an einem heitern Sommerabende ermüdet von der Jagd zurückkehrte, kam er auf seinem Heimwege zu einem freundlich murmelnden Bache, Woklehna*) genannt, dessen mit Blumen besäete Rasenufer ihn zur Ruhe einluden. Er streckte sich hin, und indeß sich sein Auge an dem prachtvollen Schauspiele des Sonnenunterganges ergötzte, flog seine rasche, lebhafte Phantasie in jene fernen Länder voraus, denen

*) Nach heutiger Schreibart: Wogleina. D. H.

jetzt dieses große Weltlicht einen neuen Morgen zu verkünden eilte. Sein Geist irrte umher in jenen unbekannten Gefilden, und glaubte dort ein Wesen zu finden, das er hier vergebens zu suchen wähnte. Unbekannte Wünsche und Hoffnungen drängten und wogten in dem Busen des Jünglings; süße Schwermuth hatte sich seines Herzens bemächtigt. Nicht lange verweilte er so, als ihn ein sanftes Geplätscher in dem Bache aus seinen schönen, angenehmen Träumen weckte.

Wilhelm blickte hin, und sah ein schlankes reizendes Mädchen, das im Bache die Füße badete, und mit geschäftigen Händen die glühenden Wangen, den schwellenden Busen sich wusch. Wie ein elektrischer Schlag wirkte dieser überraschende Anblick auf das Herz des feurigen Jünglings. Er wähnte die holde Göttin der Liebe in dem ländlichen Anzuge eines wendischen Bauernmädchens zu sehen. Sehnsuchtsvolle Beklemmung erfüllte seinen Busen; schneller pochte es in seiner Brust; rascher durchströmte das Blut seine jugendlichen Adern. Indeß Wilhelms gierige Blicke in der Betrachtung dieses reizenden Gegenstandes verloren schienen, vollendete das arglose Mädchen sein harmloses Geschäft. Unbefangen warf sie ihr Busentuch um den Nacken, und eine tiefere, langsam rieselnde Stelle des Baches diente ihr zum Spiegel, dem sie, in süßer Selbstzufriedenheit, dankbar freundlich für den Wiederstrahl eines so holden Gesichtchens zulächelte; selbst dem kosenden Gewässer schien dies anmuthige Bild zu gefallen. Kaum war sie an das Ufer des Baches zurückgekehrt, als der entzückte Lauscher von seinem Sitze sich aufraffte, mit Pfeilesschnelle zu ihr hineilte, und mit starken Armen die fliehende Nymphe erhaschte. Ein lauter Angstschrei entfuhr dem bebenden Mädchen; sie wollte entweichen, aber als sie die Gestalt, das freundliche Antlitz des verwegenen Jünglings näher besah, minderte sich

ihr Schreck, und es entstand zwischen Beiden in wendischer Sprache folgende Unterredung:

Wilhelm. Fliehe nicht, schönes Mädchen, ich bitte dich, fliehe nicht!

Sie (ängstlich). Lass' mich! — Ich kann nicht — ich darf nicht. — Es wird schon spät.

Wilhelm. Ach, nur einige Augenblicke verweile!

Sie. Nun, und was nützt dir dies? Hast du mir was zu sagen?

Wilhelm. Viel — sehr viel.

Sie (neugierig). Ei — so lass' doch hören!

Wilhelm. Lass' dir sagen, daß du das schönste, reizendste Mädchen der ganzen Grafschaft bist.

Sie. Hm, das zu hören ist mir nichts Neues; das schwatzen mir unsere Bursche im Dorfe wohl hundertmal vor; aber die Mutter sagt, man dürfe euch Männern nicht trauen.

Wilhelm. Nicht allen; aber einigen doch.

Sie. Ja, wenn wir in euren Augen lesen könnten, was in euren Herzen geschrieben steht.

Wilhelm. O in dem meinigen kannst du klar und deutlich es lesen, daß mein Herz dich zärtlich und glühend liebt.

Sie. Du? — mich? — Hi! hi! Sag mir einmal, wie lange kennst du mich denn schon?

Wilhelm. Braucht es denn Monate und Jahre, die Flammen der Liebe in einem gefühlvollen Herzen zu erregen? Gleicht sie nicht einem Blitzstrahle, dem ein Augenblick zu seiner Wirkung genügt?

Sie. Das versteh' ich nicht. Das Feuer brennt, der Blitz tödtet, drum fürcht' ich mich vor beiden recht sehr.

Wilhelm. Aber doch nicht auch vor der Liebe?

Sie. Ich kenne sie zwar nicht; aber die Mutter sagt, daß sie jungen Mädchen sehr schädlich sei.

Wilhelm. Glaub' ihr nicht; sie täuscht. — O ich bitte dich, nimm mich zu deinem Lehrer, und ich will dich überzeugen, daß Liebe das seligste aller Menschengefühle sei.

Sie. Du würdest mir auch der wahre Schulmeister sein! Nein, ich traue dir nicht, du könntest mich wohl gar verführen.

Wilhelm. Verführen? — Kennst du denn die Verführung schon?

Sie. Mein Gott, ich kenne sie nicht, aber Vater und Mutter predigen mir ewig davon.

Wilhelm. Sind sie so strenge deine Eltern?

Sie. O du kannst dir's nicht vorstellen, wie böse sie sind. Das ganze Jahr lassen sie mich zu keinem Tanze, zu keiner Kirchweihe gehen, und wenn ich einen unserer Bauernbursche nur freundlich ansehe, so schmähen und zanken sie schon.

Wilhelm. Das ist grausam, armes Mädchen! — Wo wohnen deine Eltern?

Sie. Nicht weit von hier, dort in Tüchern, wo mein Vater Dorfrichter ist.

Wilhelm. Und der Name seiner Tochter ist?

Sie. Je nun, wenn du mir's nicht übel deutest, so will ich dir's wohl sagen: sie heißen mich immer die schöne Lisa.

Wilhelm. Ja, bei Gott, keine Lisa war noch dieser Benennung würdiger als du.

Sie. Du schmeichelst wie ein Stadtjunker.

Wilhelm. Nein, ich schmeichle nicht; denn wenn ich dies wollte, so würde ich dir sagen, daß dein anziehender Reiz alle Schönheiten deines Geschlechts verdunkelt. — Nun aber, schöne Lisa, entscheide mein Schicksal — was hab' ich von dir zu hoffen?

Sie. Was könnte ein armes Mädchen, wie ich, dir geben?

Wilhelm. Mehr als Länder und Kronen: dein Herz — deine Liebe.

Sie. Aber, lieber Junge, ich darf ja nicht lieben.

Wilhelm. Warum nicht?

Sie. Ich hab' dir's ja schon gesagt, daß es mir Vater und Mutter so strenge verboten haben.

Wilhelm. Das ist ein ungerechtes Verbot; wahre Liebe bindet es nicht. Auch dein Vater und deine Mutter liebten ja einst.

Sie. Wie weißt du das?

Wilhelm. Weil ich sonst dich, schöne Lisa, nimmer gefunden hätte.

Sie. Das begreif ich nicht.

Wilhelm. Reizende Unschuld! — Holdes Mädchen! ich bitte dich, gesteh' es mir aufrichtig: könnt' ich dir gefallen?

Sie (ihn betrachtend). Je nun! du bist ein hübscher Junge — vielleicht — wenn —

Wilhelm (zudringlich). O auf meinen Knien beschwör' ich dich, verwandle dieses armselige Vielleicht in beglückende Wirklichkeit! Lisa — schöne Lisa, hab Erbarmen mit mir.

Sie (ängstlich verlegen). So steh doch auf — wenn uns Jemand hier sähe — wenn mein Vater — es ist schon spät.

Wilhelm. Nein, ich weiche nicht von der Stelle, ich lasse dich nicht fort, bis du mein Schicksal entschieden hast.

Sie. Aber mein Gott, was soll ich denn? Ich kenne dich ja nicht, weiß nicht einmal deinen Namen.

Wilhelm. Mein Name ist Wilhelm; ich bin ein Jäger aus der gräflichen Burg.

Sie. Und suchest die Liebe einer armen Bauerndirne? Habt ihr denn nicht der schönen Fräuleins so viele an eurem Hofe?

Wilhelm. Für mich haben sie keine Reize. Ein freundlicher Blick von dir gilt meinem liebenden Herzen mehr, als alle Buhlerkünste unserer Damen und ihrer geschwätzigen Zofen.

Sie. Du bist ja selbst ein Schwätzer! Man merkt es dir wohl an, daß du ein Höfling bist. — Ach darf ich dir wohl trauen, stattlicher Fremdling?

Wilhelm. Du zweifelst noch? und mein Herz liebt dich so innig!

Sie. Wohlan, ich will mich — besinnen.

Wilhelm. Besinnen? — In dieser marternden Ungewißheit soll ich dich, Grausame, verlassen?

Sie (ihm freundlich die Wangen streichelnd). Sei ruhig, lieber Wilhelm, morgen um diese Stunde findest du mich wieder hier, und dann wird Lisa dir sagen: „Ich liebe den schlanken Wilhelm!“ (Will fort.)

Wilhelm (sie zurück haltend). Morgen, also morgen. Spreite deinen raschesten Fittig aus, o Zeit! und bringe mir diesen seligen Morgen doch noch heute. — Befördert, überglückliche Bewohner jener Gestirne, ihren Flug, und rücket mir den Morgen heran, damit ich euch zulächeln und sagen könne, ich sei glücklicher wie ihr.

Sie. Gute Nacht, lieber Herzensjunge, wir sehen uns wieder.

Wilhelm (entzückt). Wir sehen uns wieder! (Mit flehendem Tone:) Lisa!

Sie. Was verlangst du?

Wilhelm. Einen Zehrpfennig für den scheidenden Pilger. — (Er streckt seine Arme zärtlich nach ihr aus.) Das erste Siegel unseres Bundes.

Sie. Ungeduldiger Wilhelm, was willst du denn? (Sie fällt ihm unwillkürlich in die Arme, gibt ihm einen Kuß, und hüpft dann hastig von dannen.)

Taumelnd, liebetrunken, gleichsam in einem Schwalle der süßesten Gefühle und Hoffnungen herumgetrieben, kehrte Wilhelm zur väterlichen Burg zurück, deren Schwelle er mit ganz anderen Empfindungen betrat, als es diejenigen waren, mit denen er sie verließ. Es war ihm seit einigen Stunden so zu Muthe, als fing' er erst zu athmen an. Er fühlte, daß der Mensch ohne Liebe kein lebendes Wesen sei. Sein glühendes Herz war so voll, daß er auf dem Heimwege Bäume und Steine hätte umarmen, und diesen fühllosen Kindern der Natur sein Glück verkünden mögen. Ein solches wonnevolles Dasein, dieses neue Leben hätte er um keinen Schmuck der Erde vertauscht. Die ganze Natur schien sich um ihn her zu verwandeln. Bekannt mit den ehrgeizigen Planen seines ebenso stolzen als strengen Vaters, und die Verrätherei der Höflinge fürchtend, beschloß er, seine Liebe mit dem dichtesten Schleier des Geheimnisses zu bedecken. Er fand, daß unumgänglich nothwendig sei, seinen Stand selbst der geliebten Lisa zu verbergen, und in der angenommenen Verkleidung eines Jägers ein Glück in stiller Verborgenheit zu genießen, welches, wie er wähnte, ihm in dem Prunkgewande eines Grafen wohl schwerlich hätte zu Theil werden können.

Von unruhiger Sehnsucht ergriffen, von angenehmen Bildern umschaukelt, durchwachte der liebende Jüngling die lange Nacht, und brachte den Morgen des folgenden Tages in banger Ungeduld hin. In sinnendes Schweigen versunken, saß er an der Mittagstafel seines Vaters, und dünkte sich ein fremder Gast. Kaum war diese vollendet, so vermummte er sich wieder in sein Jägergewand, und eilte hin zur glücklichen Stätte, wo er der Liebe erstes Blümchen zu pflücken hoffte.

Unter die kühlenden Schatten wild verwachsener Gesträuche warf er sich auf den weichen Rasen hin, und zürnte jeder

Secunde, daß sie die Ankunft des erwünschten Gegenstandes verzögerte. Sein liebendes Auge sah hundert liebliche Gestalten, die ihr glichen, durch die regen Gebüsche einher wandeln; allein es waren Erscheinungen, die nur Wilhelm wachend träumen konnte. — Seine sehnsuchtsvollen Blicke sahen bald nach der zögernden Sonne, bald nach dem romantisch schönen Wohnsitz seiner Geliebten. Langsam schlichen die Stunden, harmonisch leise murmelte das Bächlein, ein sanftes Lüftchen lispelte in den Blättern der Bäume, und sieh! ein leichter Schlummer bemächtigte sich des harrenden Jägers. — Indessen vollendete die Königin des Tages ihre glänzende Bahn. Sie warf, schon halb hinter westlichen Gebirgen versunken, ihre letzten Strahlen den dämmernden Gegenden zu. Jetzt erinnerte sich die unschuldige Lisa ihres Versprechens, und von einer geheimen Kraft gezogen, wandelte sie mit innerem Kampfe und pochendem Herzen der theuern Stelle zu, wo sie den schönen Jäger zu finden hoffte.

Sie kam und sah — den stattlichen Schläfer! Jetzt hatte sie Muße, ihre Augen an der lieblichen Gestalt des blondlockigen Jünglings zu weiden. Sichtbar wirkte Amors Zauber auf die redende Miene seiner unbefangenen Schülerin; mit jedem Blicke, in jedem Augenblicke drückte er seinen Pfeil tiefer in ihr unbewahrtes Herz. Bald ward sie ihrer Sinne nicht mehr mächtig. Sie seufzte aus dem Innersten; hoch wogte ihr fesselloser Busen, geheiligte Funken durchsprühten ihre Adern, und ein schwärmerisches Gewölk von Nebel umhüllte ihre Augen und Stirn. Nieder auf ihre Knie wankte sie nun; ihre Lippen nahten sich den seinen; sie hauchte seinen Odem ein, und drückte endlich einen glühenden Kuß auf die von der Natur geschminkten Wangen des Jünglings. Wilhelm erwachte. Lisa, meine Lisa, rief er voll Entzücken; er schloß

sie mit den reinsten Empfindungen der Liebe in seine Arme. Mund an Mund, Busen an Busen gepreßt, sank sie willig an seine Seite auf den weichen Rasen nieder.

Nun feierte Amor einen seiner herrlichsten Triumphe. Ewige Treue schwuren sich die Liebenden, und der überglückliche Wilhelm genoß das Uebermaß der höchsten Erdenfreuden, welche Jugend, Unschuld und Natur nur unverdorbenen Herzen gewähren. Er wähnte, in einem einzigen Kusse Paradiese erobert zu haben, und sie dünkte sich in seinen Umarmungen über alle Staubgebornen erhaben. Von dieser Stunde an lebte er nur für seine Lisa — seine Lisa nur für ihn. Oft sahen sie sich auf diesem Platze wieder. Der weiche Rasen war der Altar, und eine schattige Eiche der Tempel ihres Glückes.

Aber stets ungenügsam sind auch die reinsten Herzen der Liebenden. Der feurige Jüngling wünschte, sein Liebchen auch manchmal in ihrer väterlichen Hütte ungesehen zu besuchen. Lisa liebte zu zärtlich, ihm die Erfüllung dieses Wunsches versagen zu können. Die erfinderische Liebe gab ihr bald die Mittel an die Hand, diesen Zweck, trotz der Wachsamkeit ihrer Eltern, zu erreichen.

Das schmucklose Kämmerlein einer ärmlichen Bauernhütte ward nun das Prachtgemach des reichen und mächtigen, aus königlichem Blute entsprossenen Grafen von Cilli. Dort brachte er so manche einsame Stunde in ihren Armen zu; dort fühlte er, daß die höchste Wonne des Lebens auch unterm Strohdach beglücken kann; er vergaß alle Paläste der Erde; denn da, wo er war, stand ein Himmel seinen Blicken offen. Ein Gott, hätte er ihn aus der Quelle seiner Glückseligkeit trinken gesehen, würde ihn beneidet haben. Lange begünstigte das sonst so wandelbare Glück die Kühnheit dieser Liebenden; oft leuchtete der friedliche Mond, die freundlich schimmernden Sterne dem

einsamen Nachtwandler auf dem Pfade der Liebe. Aber kühner und immer kühner wurden die Unbedachtsamen. In ihrem seligen Taumel bemerkten sie die blitzschwangern Wolken nicht, so über ihren Scheiteln zu einem heftigen Gewitter sich aufthürmten. Eifersucht und Neid haben die List einer Schlange, die Augen eines Luchses: ihren Blicken entgeht keine Handlung der guten Menschenkinder, und würde sie auch in der strengsten Verborgenheit ausgeübt. Die jungen Burschen des Dorfes, durch den Kaltsinn und die Sprödigkeit der schönen Lisa erbost, sannen auf Rache, und spähten ihr überall nach. Diese entdeckten endlich die geheime Liebschaft ihrer unerbittlichen Schönen. Einer aus ihnen war niedrig genug, dem Vater Kundschaft von den verstohlenen Zusammenkünften des liebenden Paares zu bringen. Der Alte, welcher bisher alles Zutrauen in seine Tochter zu setzen gewohnt war, erklärte zwar zürnend diese Nachricht für eine boshafte Verleumdung gegen seine Tochter, doch beschloß er in seinem Herzen, nicht eher zu ruhen, bis er sich von dem Grunde oder Ungrunde dieser Beschuldigung vollkommen überzeugt habe. Als nun wieder die Nacht ihre schwarzen Schwingen über die schlummernde Natur ausbreitete, und nur mehr das friedliche Heimchen durch leises Zirpen sein Wachen verkündete, da harrte der schlaflose Vater des Schlages der Mitternachtsstunde. Dumpf und traurig brummte die Glocke am Thurme der Kirche durch die nächtliche Stille; jetzt raffte er sich auf, und schlich zur Thür des Schlafkämmerchens seiner Tochter. Er lauschte — er horchte. — Ha, ein leises Geflüster! Näher drückt' er das Ohr an eine Spalte der Thür, und — welch' ein Dolchstich für das zärtliche Vaterherz! — vernahm nun das Tändeln und Kosen und das süße Geschwätz der sorglosen Liebenden. Unnennbarer Schmerz, der sich in eine Art von Wuth zu verwandeln schien, ergriff nun den

schäumenden Alten. Er eilte rachevoll fort aus dem Hause, und weckte seine Freunde und Verwandten. Diese folgten ihm bald, mit mancherlei Werkzeugen des Todes versehen. Krachend sprengten sie nun die Thür der Kammer entzwei, stürzten hinein, und fanden das zärtliche Paar Arm in Arm umschlungen. Mit einem Schrei des Entsetzens sank Lisa sinnlos auf das Lager zurück; aber Wilhelm, der muthige Jüngling, haschte nach seinem Schwerte, dem treuen Gefährten seiner nächtlichen Wanderungen, und rief mit donnernder Stimme den auf ihn eindringenden Nachbarn zu: „Tollkühne! vermesset euch nicht, mich oder meine Geliebte zu mißhandeln! Dem, der sich mir naht, spalt' ich den Schädel, daß sein Mark an alle vier Wände spritzt. Theuer will ich euch mein Leben verkaufen. Sollte ich aber der Menge erliegen müssen, so wird euch die schrecklichste Rache verfolgen, denn wißt: ich bin der Sohn eures Gebieters, des herrschenden Grafen von Cilli". — Die Bauern, als sie dies hörten, zogen sich mit verlegenen Geberden betroffen zurück. Alle Arme sanken, alle Lippen verstummten bei dem Namen von Cilli. Der Graf, ihre Verlegenheit bemerkend, steckte das Schwert in die Scheide, und sprach zum Vater seiner Lisa mit freundlich flehenden Worten: „Greis! innig und redlich lieb' ich deine Tochter. Nur mit dem letzten Hauche meines Lebens wird diese Liebe in meinem Busen erlöschen. Lass' mir dieses Mädchen jetzt zur Geliebten, und komme ich einst zur Regierung meiner väterlichen Länder, so will ich sie zu meiner rechtmäßigen Gattin erheben, und dich dann mit all deinen Verwandten so glücklich machen, daß noch eure späten Nachkommen mein Andenken segnen werden. Dies schwör' ich euch bei Gott und Ritterehre!" Eine mächtige sichtbare Wirkung hatte diese Rede auf all die erstaunten Anwesenden. Ihr Zorn legte sich; auf allen Gesichtern war die tiefste

Beschämung zu lesen; rührende Freude und süße Hoffnungen beruhigten die aufgebrachten Gemüther. Lisa, nun aus ihrer Betäubung erwachend, stürzte, ein reizendes Madonnenbild, zu den Füßen ihrer Eltern, umfaßte ihre Knie, weinte — flehte — wimmerte. Vater und Mutter sahen sie mit innerem Kampfe, mit thränenden Blicken an, und konnten der Holden nicht länger zürnen. Bald erreichten die Liebenden das Ziel ihrer Wünsche, die Gewährung ihrer Bitte. Alle Anwesenden gelobten dem Grafen die heiligste Verschwiegenheit an; auch wußte er durch Geschenke und Wohlthaten ihre Zungen noch fester zu binden, Aller Herzen zu gewinnen, und sie ganz für sich einzunehmen. Von dieser Epoche an sah sich das zärtliche Paar ungestört, und genoß einer himmelreinen Wonne, welche nur Seelen besserer Art zu genießen fähig sind. Zu allen Stunden des Tages und der Nacht wiederholte Wilhelm seine Besuche. Immer fester und unzertrennlicher ketteten sich ihre Herzen, schmiegten sich ihre Seelen an einander; ihr Umgang war der Umgang zweier Gespielen des Himmels. In einem Meere des Entzückens fühlte sich der liebende Jüngling versenkt, als ihm endlich das zärtliche Liebchen erröthend die Folgen seiner Umarmungen entdeckte. Mit Sehnsucht erwartete er den glücklichen Tag, an dem ihn seine Lisa mit einem Pfande ihrer Zärtlichkeit beschenken sollte. Er kam dieser Tag, aber leider, früher, als er nach den heiligen Gesetzen der Natur zu erwarten war. Zweifach schrecklich war seine Erscheinung; denn eine seiner jammervollen Stunden lieferte die büßende Mutter und die schuldlose Frucht der Liebe — in die Arme des Todes.

Welche Feder, welche Sprache vermag den grenzenlosen Schmerz, die Verzweiflung des unglücklichen Wilhelms zu schildern? In einem Zustande von Wahnsinn verließ er die Burg seines Vaters, irrte in fernen Landen umher, suchte ver-

gebens seinem Grame zu entfliehen, und kehrte nicht eher dahin zurück, bis ihn die Nachricht vom Tode seines Erzeugers zur Uebernahme der Regierung seines väterlichen Erbes rief.

Am dritten Tage nach seiner Rückkunft erschienen die Eltern und Verwandten seiner verklärten Lisa in der gräflichen Burg. Thränen entstürzten seinen Augen, schaudervolle Erinnerung faßte bei ihrem Anblick sein von den wehmüthigsten Empfindungen gepreßtes Herz. Er überhäufte sie mit Wohlthaten, und eingedenk seines Versprechens, stellte er ihnen eine Urkunde aus, vermöge welcher sie und ihre Nachkommen in die Zahl der Edlen aufgenommen, und dadurch auf immer von aller Dienstbarkeit befreit wurden.

Noch heute genießen die Bewohner von Tüchern die wohlthätigen Rechte dieser großmüthigen Schenkung. Keiner Herrschaft dienstbar, erscheinen sie in den Büchern der steiermärkischen Landschaft in der Reihe der übrigen freien Rittergüter. Mit einer eigenen Gerichtsbarkeit, mit einem eignen Werbbezirk versehen, sind sie eifrig und wachsam auf die Erhaltung ihrer Vorrechte. Zu stolz, sich mit auswärtigen dienstbaren Bauerntöchtern zu verehelichen, erhalten sie unter sich eine Art von Stiftsmäßigkeit, und mit vollem Gefühle ihres Vorranges, nennen und schreiben sie sich noch jetzt — die Edlen von Tüchern.

Die Schlacht bei Radkersburg.

Unter allen Kriegen, welche religiöse Schwärmerei in den Tagen der Vorzeit entflammte, waren keine so grausam und langwierig, als der Kampf der Christen mit den Muhamedanern. Die ersteren suchten die letzteren in Asien auf, ihnen das Grab ihres göttlichen Glaubensstifters zu entreißen; die letzteren kamen nach Europa, um die Lehre Muhameds mit Feuer und Schwert über den ganzen Erdkreis zu verbreiten, und auf alle Thürme christlicher Kirchen ihren Halbmond zu pflanzen. Das orientalische Kaiserthum konnte dem Andrange dieser wilden Fremdlinge nicht mehr widerstehen; der Thron des großen Constantin war bereits seinem Einsturze nahe, und immer weiter vorwärts wälzten sich diese tosenden Feindesfluthen gegen das Abendland. Ungarn und Kroatien wurden jetzt die Vormauer der Christenheit; allein so tapfer auch ihre Bewohner gegen die neuen unwillkommenen Nachbarn kämpften, so wären sie doch der Menge endlich erlegen, hätte sie nicht die Tapferkeit der Deutscheu — damals noch in voller Heldenkraft gerettet. Viel des deutschen Blutes floß für Ungarns Rettung. Jahrhunderte — nur zuweilen von einem kurzen Waffenstillstand

unterbrochen — währte dieser Kampf, und wenige Familien werden in den deutschen Erbstaaten Oesterreichs bestehen, aus denen nicht einige ihrer Vorfahren auf Pannoniens Gefilden den Heldentod fanden. Auch in diesen Kriegen zeichneten sich die Provinzen Inner-Oesterreichs vorzüglich aus. Viele Urkunden sind noch vorhanden, die uns den Gemeinsinn, den Heldenmuth, die Kraftanstrengung und die patriotischen Opfer unserer Väter in dem Riesenkampfe gegen den Erbfeind in hellstem Lichte darstellen. Schwere Drangsale hatten unsere Vorfahren in jenen Zeiten zu ertragen. Das wandelbare Kriegsglück neigte sich oft auf die Seite der übermächtigen Feinde. Zweimal drangen die Söhne Muhameds bis nach Wien vor; der größte Theil von Ungarn war in ihrer Gewalt; die Hauptstadt dieses Reiches war bereits von 1529 bis 1686 in ihren Händen, und unwidersprechlich wäre dieses schöne Königreich eine türkische Provinz geblieben, hätten nicht endlich die Deutschen seine Befreiung mit ihrem Blute — mit der Hinopferung so vieler ihrer Heldensöhne erkauft.

Tragische Scenen jeder Art stellt uns die Geschichte dieser Kriege dar; aber indem wir bei ihrem Anblicke der leidenden Menschheit eine Thräne weihen, erscheinen uns so manche erhabene Gestalten der Vorwelt, denen wir den Tribut unserer Bewunderung nicht versagen können. Unglück ist der Probirstein wahrer Seelengröße, und so war auch dies die Periode, wo sich die Kraft, der Heldenmuth, der Patriotismus unserer Väter im glänzendsten Lichte zeigte. Viele Thaten — würdig der Bewunderung später Enkel — wurden in diesem langen Kampfe vollbracht; aber wir wollen uns nur auf die Erzählung einer Episode beschränken, die vielleicht für den patriotischen Steiermärker ein höheres Interesse haben dürfte, weil Steiermarks Gefilde der Schauplatz ihrer Begebenheiten waren.

Im Jahre 1406 erhielt Erzherzog Ernst von Oesterreich, den die Zeitgenossen wegen der Stärke seines Körpers und seines Charakters, und weil er fast immer im Harnisch erschien, den Eisernen nannten, die Regierung über die drei Herzogthümer Steiermark, Kärnthen und Krain, welche Länder ihm, in der Theilung mit seinen Brüdern, als väterliches Erbe zufielen, und bei dieser Gelegenheit den Namen Inner-Oesterreich zuerst erhielten. Ernst war ein eben so edler als tapferer Fürst; Vater seiner Unterthanen, Schrecken seiner Feinde. Traurige Familienzwiste verbitterten ihm die ersten Regierungsjahre, und als er sie endlich beizulegen vermochte, nöthigte ihn die Erfüllung des Gelübdes einer Ritterfahrt nach Palästina seine geliebten Unterthanen zu verlassen. Rudolph von Lichtenstein, Ulrich von Stubenberg, Albert von Neuberg, Colmann von Windischgrätz und Georg von Fürstenfeld waren die muthigen Gefährten dieser gefahrvollen Wanderschaft, die er, von so tapfern Schutzgeistern umgeben, glücklich vollendete und, nach vielen bestandenen Abenteuern, mit asiatischen Lorbern geschmückt, in die Länder seiner Herrschaft zurückkehrte. Aber nicht lange verweilte er unter den Seinen. Zu dem ersten Ritterzuge verleitete ihm die Frömmigkeit, zu einem zweiten — die Liebe. Ernst war ein kinderloser Witwer. Er hörte von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der holden Cimburgis, einer Tochter des Herzogs von Masovien, deren Lob die wandernden Ritter und Minnesänger an allen Höfen Europas verkündeten. Eine mächtige Sehnsucht erwachte in seinem Busen, diese so hoch gerühmte Polin von Angesicht zu Angesicht zu schauen, und diesem Drange nicht länger widerstehend, reiste er nach Masovien, begleitet von jenen treuen Gefährten, die ihm nach Asien gefolgt waren. Nicht als Beherrscher dreier Herzogthümer, sondern seinen Rang unter dem Namen eines

Grafen von Aflenz verbergend, erschien er mit seinen Getreuen an dem Hofe des gastfreien Herzogs von Masovien. Soeben wurde ein großes Turnier gegeben, wo die vielen Freier der schönen Cimburgis alle Kräfte anstrengten, den Preis ihres Herzens zu erobern. Auch die deutschen Ritter wurden zur Theilnahme eingeladen. Ernst ritt in die Schranken, und warf einen Blick auf den Balcon, wo die Prinzessin — schön wie die Göttin der Liebe — an des Vaters Seite saß. Magisch wirkte dieser Blick auf sein Innerstes. „Sie muß mein werden," murmelte er aus dem Helmgitter hervor, legte seine Lanze ein, und sogleich lag sein erster Gegner im Sande. Alle Freier der holden Cimburgis hatten, einer nach dem andern, ein gleiches Schicksal. Nichts konnte der Riesenstärke dieses Sohnes von Habsburg widerstehen — der erste Preis des Turniers ward ihm jauchzend zuerkannt. Als nun in dem festlich geschmückten Rittersaale alles voll Neugierde war, das Angesicht dieses deutschen Herkules zu sehen, nahm er seinen Helm ab, senkte sich auf ein Knie vor der schönen Cimburgis, und indem sie ihm mit ihren Schwanenhänden die goldene Kette, als ersten Preis des Turniers, darreichte, sprach er mit sanfter Stimme: „Prinzessin, ihr habt mich mit den Rosenketten der Liebe auf ewig gefesselt. Nehmt diesen Ring zum Gegengeschenk — zum Pfande meiner Liebe und Treue". Die Prinzessin stand erröthend da; mächtig zog sie ihr Herz zu dem holden Fremdling hin, aber die weibliche Sittsamkeit verbot ihr die Annahme des Ringes. Der Vater, die Verlegenheit der Tochter bemerkend, sprach: „Wer seid ihr, fremder Ritter, daß ihr es wagt, um meiner Tochter Hand zu werben?" — Ich bin ein Erzherzog von Oesterreich und herrsche über drei Herzogthümer, erwiderte Ernst. Cimburgis sank an seinen Hals; der Vater gab seinen Segen; nach wenigen Tagen war die Hochzeit, und

Ernst kehrte mit der schönsten Prinzessin seines Zeitalters nach der Steiermark zurück, wo sie ihm neun Kinder gebar, und die Erhalterin des habsburgischen Kaiserstammes wurde.

In den Armen der Liebe, angebetet von seinen Unterthanen, durchlebte jetzt Ernst in seiner Residenz zu Graz einige glückliche Jahre. Er nahm hier die Huldigung seiner getreuen Stände, und reiste dann nach Kärnthen, um auch auf dem Zollfelde, sitzend auf jenem Steine, der ein schönes Denkmal aus den Zeiten Karls des Großen ist, nach alter Sitte und nach alten Gebräuchen, seinen Unterthanen Treue zu schwören, und von ihnen den Schwur der Treue zu empfangen.

Glück und Wohlstand in seinen Ländern zu verbreiten, war jetzt seine einzige Beschäftigung. Obgleich zum Helden geboren, liebte er doch mit einer seltenen Mäßigung den Frieden, und äußerte sich oft, daß es viel leichter sei, Länder zu erobern, als die Völker der eroberten Länder glücklich zu machen.

Doch nur einige Jahre dauerte die glückliche Friedensepoche. Stürmische Zeiten erschienen, und auf Steiermarks sonnigen Rebenhügeln erscholl das erste Mal das fürchterliche Allah der Söhne Muhameds. Von den Venetianern aufgehetzt, überströmte Sultan Amurath der Zweite ganz Ungarn mit einer unzählbaren Heeresmacht, und als er dieses Königreich schon fast ganz erobert hatte, schickte er seinen Großvezier, Achmetbeg mit großer Heeresmacht ab, auch die Steiermark seinem Szepter zu unterwerfen. Im Jahre 1418 erschien dieser tapferste und erfahrenste Feldherr der Türken auf Steiermarks Gefilden bei Radkersburg. Die Eroberung dieser Stadt und des ihr gegenüber liegenden Schlosses war die erste Unternehmung, mit welcher Achmetbeg die Eroberung Steiermarks beginnen wollte. Vom Siegestaumel geblendet, hielt er dies für ein kriegerisches Spielwerk von wenigen Tagen; aber bald

lehrte ihn die Erfahrung, daß er sich irre. Sowohl das Bergschloß als die Stadt waren für die Kriegskunst jener Zeiten hinlänglich befestigt, und beide wurden von einer zahlreichen, tapfern Besatzung vertheidigt, worunter sich die Bürger von Radkersburg durch Entschlossenheit und patriotischen Heldenmuth vorzüglich auszeichneten.

Der tollkühne Asiate, der alles mit Feuer und Schwert verheerte, der Weiber schändete, Greise und Kinder mordete, vor dem der arme Landmann sich in Wälder verkriechen, auf einsame Berge flüchten mußte, hatte weder Geduld noch genügende Kenntnisse zu einer regelmäßigen Belagerung. Der Säbel sollte also auch hier das Werkzeug seiner Eroberung werden, und ihn schnell zum Ziele führen. Achmetbeg ließ eine große Anzahl Sturmleitern verfertigen. Als die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, bestimmte er Tag und Stunde zu einem allgemeinen Angriffe. Mit grauendem Morgen begann der Sturm auf die Stadt von drei Seiten, und nur die vierte Seite, von den Wogen der langsam dahingleitenden Mur bespült, blieb frei, sichernd den Rücken der Belagerten. Mit lautem Gebrülle strömten die Schaaren der Ottomanen den Stadtmauern zu. Gräßlich erschallte der Widerhall ihres fürchterlichen Allah von Radkersburgs fruchtbaren, lieblichen Rebenhügeln. Die Sturmleitern wurden angelegt; so dicht wie die Bienen aneinander gedrängt, strebten sie hinan zu klettern, den blanken Säbel im Munde haltend. Allein nicht unvorbereitet trafen sie die muthigen Einwohner, vereint mit der tapfern Besatzung. Ein Wald von blinkenden Speeren starrte auf den Mauern den ungebetenen Gästen entgegen; wie Schlossen auf die wankenden Aehren, rasselten Millionen von Steinen auf die Stürmenden nieder: die obersten Enden der Sturmleitern wurden mit eisernen Haken von den Stadtmauern

zurückgestoßen, und kollerten mit ihrer Last zu Boden. Schrecklich war der Blutkampf! Achmetbeg ermunterte die Seinigen, führte immer neue Schaaren heran, denen die Leichen ihrer erschlagenen Brüder zur Brücke dienten. Doch nichts vermochte die Standhaftigkeit der Belagerten zu erschüttern. Sie hatten keine Wahl, als zu siegen oder zu sterben, darum kämpften sie den Kampf der Verzweiflung. Selbst Weiber und Mädchen, von Heldenmuth durchglüht, nahmen an der Vertheidigung theil; sie trugen Steine und Waffen zu, und pflegten mit zarter Sorgfalt der Verwundeten. Eine edle Bürgerstochter von Radkersburg focht auf den Mauern der Stadt an der Seite ihres Geliebten. Dieser sank tödtlich verwundet zu Boden; sie drückte einen Kuß auf die Lippen des Sterbenden, und stellte sich dann auf seinen Platz. Bald traf auch das liebende Mädchen ein feindlicher Pfeil; sie stürzte nieder auf die Leiche des Verblichenen, und wurde in einer besseren Welt mit ihm wieder vereint. Wären diese Liebenden Griechen oder Römer gewesen, wie viel würden Dichter und Geschichtsschreiber uns von ihnen erzählen; — aber so —. Ach die magern Chroniken unsers Vaterlandes fanden es nicht einmal der Mühe werth, ihre Namen auf die Nachwelt zu bringen! Fünf grauenvolle Stunden währte der Sturm, bis endlich die Söhne Muhameds zurückwichen, und mit dem Tode von mehr als dreitausend der Ihrigen theuer die Erfahrung von der Kraft deutscher Heldenarme erkauften. Achmetbeg, der bisher nie Besiegte, unternahm einen zweiten — einen dritten Sturm; als aber auch diese Angriffe mißlangen, so entflammte eine wüthende Rachsucht seine blutdürstige Seele. Auf zwei Seiten, ober und unter der Stadt, ging er mit seinem Heere über die Mur; ließ ein Belagerungscorps zurück, und rückte mit der Hauptmacht weiter in die Steiermark vor, voll glühender Begierde, alles zu morden und zu verbrennen.

Doch die Tapferkeit der Radkersburger hatte den Feind aufgehalten, und dadurch das Vaterland gerettet. Erzherzog Ernst hatte schon, als die Türken in Ungarn seinen Grenzen sich nahten, Eilboten nach Oesterreich, Kärnthen und Krain abgesandt, um alle Ritter und Vasallen mit ihren Reisigen zur schnellen Heeresfolge aufzufordern. Mit zehntausend tapfern Steiermärkern zog er hinab in die Ebenen bei Leibnitz, wohin auch alle seine übrigen Kampfgenossen beschieden waren. Bald kamen ihm Friedrich von Harrach und Dieting von Emmerberg mit dreitausend Mann Fußvolkes aus Oesterreich nach. Von einem Auersberg angeführt, erschienen tausend schwergeharnischte Reiter aus Krain. Otto von Ehrenfels, Landeshauptmann in Kärnthen, kam mit zweitausend Fußknechten und siebenhundert schwergerüsteten Reitern, unter denen sich die Ritter Pankraz von Ungnad, Wülfing von Kraygd, Niclas und Ernst von Dietrichstein, Eberhard von Colnitz, Diepold von Presing, Hans und Wilhelm von Khevenhüller befanden. Endlich erschien noch Graf Niclas von Frangipan aus Kroatien mit tausend Reitern.

Am 4. October 1418 nahm Erzherzog Ernst auf dem Leibnitzer Felde die Musterung seines Heeres vor. Er ernannte den Grafen von Frangipan zu seinem Unterfeldherrn, und als er den Befehl zum Aufbruche gab, jauchzten ihm alle Krieger ein freudiges Hurrah zu. Rasch ging der Zug hinab gegen Straß und Mureck; doch kaum hatten sie hier die Brücke überschritten, als sie schon die traurigsten Spuren feindlicher Verheerung entdeckten, und manche Haufen leichtberittener Türken erblickten. In fest geschlossenen Reihen zogen sie vorwärts, und jagten diese wie leichtfüßige Hasen vor sich her. Eine Thräne glänzte in dem Auge des edlen Fürsten, als er die verheerten Felder, die niedergebrannten Dörfer seiner Unter-

thanen erblickte, die entweder gemordet, oder entflohen waren. Rache den Mordbrennern! rief er jetzt mit bebender Stimme, und sein ganzes Heer wiederholte brüllend den Schwur: Rache — blutige Rache den Mordbrennern!

Endlich mit untergehender Sonne erschauten sie, in der Ebene bei Freudenau, das feindliche Lager; denn Achmetbeg, von der Ankunft der Christen benachrichtigt, war ihnen zur Lieferung einer Schlacht entgegen gezogen. Jetzt befahl Ernst, Halt zu machen. Die Posten wurden ausgestellt, und die Zelte im Angesicht des Feindes errichtet. Der Feldherr der Türken schwang sich auf seinen Araber, und ritt, von tausend Mamelucken begleitet, das Lager der Christen zu beschauen. Als er die geringe Anzahl seiner Gegner sah, sagte er spottend: „Dieses Häufchen von Gaunern wollen wir morgen zum Frühmahl verschlingen." Die Deutschen hatten indessen seinen stolz sich bäumenden Schimmel, seine in der Abendsonne schimmernde Rüstung bemerkt, und eine edle Kampfbegierde loderte in ihrem Busen auf. Die Brüder von Dietrichstein rissen die Schwerter aus ihren Scheiden, und sprengten vor; ihnen folgte eine Schaar deutscher und kroatischer Reiter in vollem Galopp nach. Kaum hatte der Großvezier jene spöttischen Worte gesprochen, so sah er sich schon von rasch andringenden Feinden umgeben. Vierhundert der Seinen wurden in Stücke gehauen; nur der Schnelligkeit seines Rosses dankte er seine Rettung. Jauchzend und mit Beute beladen, kehrten die Christen in das Lager zurück. Dieser glückliche Anfang erhöhte den Muth des ganzen Heeres.

Die friedliche Göttin der Nacht kam jetzt im Gefolge zahlloser Sterne, und breitete ihren dunkeln Schleier über die ruhenden Gefilde aus. Schön und hehr wallte die freundliche Mondessichel über die fernen Gebirge herauf; aber dieser treue Gefährte unserer Mutter Erde blickte mit ahnender Traurig-

keit herab auf die verheerten Gefilde, wo am kommenden Tage das Blut von Tausenden vergossen, dieselben mit Haufen von Leichen bedeckt werden sollten. Immer stiller ward es allgemach in beiden Lagern, und die Feuer verloderten. Auf harter Erde ruhten die Krieger; ihre Schilde dienten ihnen statt Polstern; blutige Träume beunruhigten die Seelen der Schlummernden, aus denen so viele am kommenden Tag ein ewiger Schlummer erwartete. Aber kein erquickender Schlaf besuchte die sorgenvollen Anführer der beiden Heere. Achmetbeg wälzte sich unruhig auf seinem weichen Lager; seine blutdürstige Seele lechzte nach Rache und Sieg; selbst die heißen Umarmungen einer liebreizenden Sklavin vermochten es nicht, ihn zu sanfteren Gefühlen einzuladen. Auch Ernst, der edle Fürst, genoß nur der Wohlthat eines sehr kurzen Schlummers. Er entwarf den Plan zur Schlacht, und weihte einen Theil der Nacht dem Gebete, flehend zur göttlichen Allmacht um Waffenglück und Rettung.

Als endlich die purpurne Morgenröthe die Schatten der Nacht zu verscheuchen begann, ward plötzlich die nächtliche Stille von dem Rollen der Trommeln, dem Schmettern der Trompeten in beiden Lagern unterbrochen. Die erwachten Krieger rafften sich in ihren rasselnden Rüstungen schnell vom harten Lager auf, und stellten sich in ihre Reihen. Mit erhabener Seelenruhe trat nun der Erzherzog aus seinem Zelte hervor; seine Ritter und Hauptleute sammelten sich um ihn her, und jetzt theilte er die Befehle zur blutigen Arbeit aus. In drei große Schaaren theilte er das Heer, wovon er die Anführung der mittleren sich selbst vorbehielt; den rechten Flügel überließ er dem Landeshauptmann von Kärnthen, Otto von Ehrenfels; der linke aber wurde dem tapfern Ritter Eberhard von Colnitz anvertraut. Der Graf von Frangipan erhielt ein besonderes Corps schwerer Reiterei, um in des Feindes Flanke zu fallen,

und so der Schlacht die Entscheidung zu geben. Ueberzeugt, daß auf dem Mittelpunkt seiner Schlachtordnung des Feindes heftigster Angriff geschehen werde, stellte der vorsichtige Fürst seine getreuen Steiermärker dahin, unter denen sich der ganze Adel des Landes, wer nur ein Schwert zu schwingen vermochte, befand; und da auch er selbst dort seinen Standpunkt wählte, so erkor er sich einige der Tapfersten seines Adels zu seiner Bedeckung, worunter sich Gottfried von Rauber, Dietrich von Thanhausen, Ekard von Herberstein, Wolf von Stubenberg, und die beiden Khevenhüller befanden. Als nun Alles geordnet war, bestieg Erzherzog Ernst seinen schnaubenden Streithengst, sprengte vor die Reihen seiner Krieger, und erhob laut seine männliche Stimme: „Meine Söhne, meine Freunde, meine tapfern Waffengefährten! Die Stunde der Entscheidung ist gekommen — der Entscheidung über Freiheit oder ewige Sklaverei. Sieg oder Tod sei unsere Losung! — Sieg oder Tod für Weib und Kind, für Christenthum und Vaterland!" — Sieg oder Tod! brüllten ihm einstimmig all seine Tausende nach, und mit Doppelschritten rückten sie in geschlossenen Reihen gegen den Feind an.

Auch Achmetbeg versäumte nichts, die zweckmäßigsten Vorkehrungen zu treffen. Er erinnerte seine Krieger an so viele rühmlich erkämpfte Siege; machte sie aufmerksam auf die schwache Anzahl ihrer Gegner; entflammte ihren Muth durch Religion, Ehrgeiz und Hoffnung zum Raub; und als er die Christen heranrücken sah, gab er das Zeichen zum Angriffe.

Mit gräßlichem Geheule begannen Muhameds Söhne die Schlacht. Wie wüthige Tiger und Löwen stürmten sie auf die nahenden Christen los, die sie mit kalter Standhaftigkeit empfingen, und in geschlossenen Reihen langsam vorwärts wallten. Dichter und immer dichter drangen jetzt die Musel-

männer heran; nun standen die Deutschen und warfen, fest wie Mauern, die heftigsten Anfälle mit männlicher Kaltblütigkeit zurück. Da es dem Fußvolke nicht durchzudringen gelang, so machte nun die türkische Reiterei, fürchterlich durch ihre Behendigkeit und die Wuth ihrer Säbel, die wüthendsten Angriffe; aber der Christen schwergerüstete Reiterei empfing sie jedesmal so nachdrücklich, daß Alles in Stücke gehauen zu Boden stürzte, was nicht durch eine schnelle Flucht sich zu retten vermochte. Zwei blutige Stunden wurde so ohne Entscheidung gefochten; jetzt flammte in des Großveziers Seele ein kühner Entschluß auf. Er hatte in des christlichen Heeres Mitte den Erzherzog bemerkt, dessen große Gestalt ihn vor Allen kenntlich machte. Dies erweckte in ihm den Gedanken, den Kern seiner Macht zu sammeln, auf den Mittelpunkt der Christen loszustürmen, und, wenn dieser getrennt, durch des Fürsten Tod Schreck und Verwirrung unter ihnen zu verbreiten. Allsogleich schritt er zur Ausführung. Sechstausend seiner tapfersten Reiter stellte er keilartig dicht aneinander, und machte einen eben so raschen als heftigen Anfall auf den Mittelpunkt der Deutschen, wo der Erzherzog stand. Wie hundertjährige Eichen gegen des Sturmes Gewalt standen die Steiermärker wie eingewurzelt; als aber viele von ihnen getödtet oder verwundet zu Boden sanken; als in einem Zuge fort immer neue Feinde daherbrausten, so gelang es endlich der türkischen Uebermacht einzudringen. Jetzt erhob sich der grimmigste, blutigste Kampf. Mit kalter Besonnenheit und einer seltenen Geistesgröße, die sich am schönsten in den Momenten der Gefahr ausspricht, warf sich der Erzherzog mit einem kleinen Haufen seiner Geprüftesten der feindlichen Uebermacht entgegen. Jeder seiner Hiebe galt ein Menschenleben; doch plötzlich sah er sich von Feinden umringt: sein Roß fiel von vielen Wunden bedeckt, und er selbst war in der

äußersten Gefahr getödtet oder gefangen zu werden. Rettet — rettet den Fürsten! erscholl es jetzt laut hinter ihm, und augenblicklich stürzten sich die drei Heldensöhne, Wilhelm von Khevenhüller, Gottfried von Rauber und Dietrich von Thanhausen mitten unter die Feinde, fochten wie Männer, und fielen als Patrioten für ihren Regenten, dessen Rettung sie um den Preis ihres Lebens erkauften. Aeußerst gefahrvoll war hier die Lage der Christen; Achmetbeg hätte gesiegt, wäre ihm das wandelbare Kriegsglück an beiden Flügeln günstiger gewesen. Der tapfere Eberhard von Colnitz drang an der Spitze seiner Schaaren unaufhaltsam gegen den Feind vor und es gelang ihm endlich den rechten Flügel derselben zum Weichen zu bringen. Der Feldherr der Türken hiervon benachrichtigt, sah sich gezwungen, vom Mittelpunkte abzulassen, und sich zur Rechten zu wenden. Mit Entsetzen bemerkte er bald die Flucht der Seinigen, und sah, wie der kühne Colnitz zwei seiner vornehmsten Agas vor sich herjagte, und jetzt diesen, dann jenen zu Boden streckte. Schäumend vor Wuth flog er nun mit Pfeilesschnelle auf seinem Araber diesem Ritter entgegen, donnernd die Worte: „Verwünschter Christenhund, ich will dir's vergelten". Colnitz sprengte ihm herzhaft entgegen; der heftigste Zweikampf begann. Der kältere Deutsche vereitelte durch seine Gewandtheit in der Kunst zu kämpfen alle Hiebe des hitzigen Asiaten. Schon hatte er den Augenblick benützt, ihm mit seinem Schwerte den Säbel aus der Faust zu winden, als ein großer Türkenschwarm zur Rettung des Veziers herbeisprengte. Dieser wich zurück, riß dem Ersten der Seinigen, welcher ihm begegnete, den Säbel aus der Hand, und stürmte von diesen Gehilfen begleitet, neuerdings auf den Ritter los. Kritisch war nun die Lage desselben; zwar sprengten ihm einige Getreue zu Hilfe; aber zu fern von seinen Schaaren, sah er sich bald umrungen, und befand

sich in äußerster Gefahr. Allmälig begann der Arm des Tapfern zu ermüden, schon träufte Blut aus mehreren Fugen seiner Rüstung, als plötzlich der Graf von Frangipan mit frischen Truppen ihm als Retter erschien. Wie ein Wetterstrahl fuhr er in der Türken Mitte, und stäubte sie auseinander. Jetzt traf er mit Achmetbeg zusammen, der sich ihm trotzig entgegen wagt. Rasch hob die Lanze des Grafen ihn aus dem Sattel; der Feldherr der Türken wälzte sich verwundet auf dem vom Blute schlüpfrigen Boden, wollte sich aufraffen, aber vermochte es nicht. Nun schwand ihm der Muth, er flehte um Gnade, allein verschlossen dem Mitleid war Frangipan's zürnender Busen. Räuber, Mordbrenner, donnerte er aus dem Helmgitter hervor, und stieß ihm die Lanze tief in das Herz.

Der Fall ihres Anführers erfüllte die Türken mit Schreck und Verwirrung. Als auch der Deutschen rechter Flügel schon weit vorgedrungen war, und es nun den zwei Rittern von Dietrichstein gelang, in das feindliche Lager einzubrechen, so erfolgte eine allgemeine Flucht. Sie fliehen! sie fliehen! rief jetzt das ganze Christenheer, und alles eilte würgend und metzelnd den Flüchtigen nach, die sich nach der Gegend von Radkersburg wandten, um sich über die Mur zu retten.

Der Anblick der fliehenden Ottomanen erfüllte auch das türkische Belagerungscorps vor jener Stadt mit Furcht und Schrecken; auch diese flohen in grauser Verwirrung. Kaum bemerkten die Belagerten die feige Entfernung der Türken, als sowohl aus der Stadt, als auch von dem Bergschlosse herab, zugleich ein heftiger Ausfall geschah. Die unglücklichen Flüchtlinge kamen jetzt aus dem Regen in die Traufe; von allen Seiten brach ein Gewitter auf sie los; weit umher wurden die Gefilde mit ihren Leichen bedeckt. Die vaterländische Mur schwoll von den Körpern der Erschlagenen, röthete sich von ihrem Blute.

Glänzend und herrlich war dieser Sieg, der mit dem Heldentode von mehr denn zweitausend Deutschen errungen ward. Mit dem Großvezier Achmetbeg, lagen sechszehn Pascha, zwölftausend von seinem Fußvolke, siebentausend von seinen Reitern erschlagen auf dem Wahlplatze.

Welche Feder vermag es, den Jubel der Sieger, die Wonne der befreiten Radkersburger zu schildern? Alle Keller wurden geöffnet, in Strömen floß der köstliche Kerschbacher zur Erquickung der mit Staub und Blut bedeckten Sieger.

Erzherzog Ernst zog nach Graz zurück, wo ihm schon auf dem Grazerfelde seine schöne Cimburgis mit ihren Kindern, wo ihm Tausende der Stadtbewohner entgegen kamen. „Es lebe unser Landesvater, es leben die Retter des Vaterlandes!“ jubelten ihm und seinem siegreichen Heere alle Kehlen und Herzen entgegen. Einem Triumphe glich sein Einzug in die Hauptstadt, wo drei Tage der Siegesfeier geweiht wurden. Das erste Geschäft des Erzherzogs war sodann, einen Landtag zu halten, und, gemeinschaftlich mit seinen getreuen Ständen, die Mittel aufzusuchen, um den armen Unterthanen, welche durch der Feinde Grausamkeit gelitten hatten, ihren ehemaligen Wohlstand wieder zu verschaffen.

Noch sechs glückliche Jahre, nach dieser Epoche, lebte Ernst im Genusse des Friedens unter seinen Unterthanen, wie ein Vater unter seinen Kindern. Immer reiste er in seinen Ländern umher, beschäftigt, das Glück seiner Unterthanen zu befördern. Mitten in der Erfüllung dieser erhabenen Regentenbestimmung starb er zu Bruck an der Mur im Jahre 1424. Selbst nach dem Tode wollte er seine geliebten Steiermärker nicht verlassen. In einer Seitencapelle der prächtigen Stiftskirche zu Rein ruhen seine Gebeine in einem marmornen Sarge. Selbst im Grabe trägt er noch die Rüstung, die er im Leben sehr gern trug.

Aber wenn auch sein Gewand von Eisen war, so war doch nicht eisern sein Herz, das so warm für seine Unterthanen schlug, welche den Verlust ihres wahren Landesvaters herzlich betrauerten, und noch viele Jahre nachher den kalten Marmor seines Sarkophages mit heißen Dankesthränen benetzten. — Glücklich der Fürst, dem nach seinem Tode solche Zähren fließen — glücklich das Zeitalter, in dem es solche Fürsten gibt!

Reinprecht von Reichenburg.

Die Steiermärker können durch die Geschichte ihres Vaterlandes beweisen, daß die treue Anhänglichkeit, welche sie in so vielen stürmischen Epochen der neuesten Zeit ihrem Landesfürsten zu erproben die Gelegenheit hatten, eine von ihren Vätern durch mehr als ein halbes Jahrtausend auf sie vererbte Tugend sei. Wie dankbare Kinder an einem gütigen Vater, hingen sie schon an ihren ersten Beherrschern aus dem Geschlechte der Grafen von Traungau.

Unter den Herzogen aus dem babenberg'schen Stamme hatten sie der Gelegenheit viele, ihre Treue, ihre Tapferkeit zu beweisen, und als den geächteten Friedrich den Streitbaren fast Alles verlassen hatte, blieben ihm doch die Steiermärker getreu, aus denen ein Ulrich Freiherr von Saneck, dessen Nachkommen Grafen von Cilli wurden, sein wärmster Freund, sein tapferster Waffengefährte war. In der Schlacht auf dem Marchfelde im Jahre 1278, welche den Grundstein zur Größe Habsburgs legte, erkämpften die Steiermärker den Sieg, und vierzehn Trautmannsdorfe retteten durch ihren Heldentod Kaiser Rudolfs Leben.

In der unglücklichen Schlacht bei Mühldorf 1322 fielen viele von Steiermarks Edlen für Friedrich den Schönen, oder

theilten mit ihm die Gefangenschaft. Nach der Schlacht bei Sempach 1386 hatte fast jede adelige Familie in der Steiermark wenigstens einen Helden zu beweinen, der mit dem unglücklichen Leopold fiel, einem Fürsten, welcher gewiß eines besseren Schicksals würdig war. Der tapfere Baumkircher, einer der ersten Helden seines Jahrhunderts, rettete Kaiser Friedrich den Dritten zu Wien und zu Neustadt, und was endlich für eben diesen Kaiser und dessen Sohn Maximilian der edle Reinprecht von Reichenburg that, erzählt nachfolgender Auszug einer alten Handschrift, die sich in dem ständischen Archive befindet:

„Reinprecht von Reichenburg, des Hannsen von Reichenburg, mit ainer Vngnadin erzeugter Sohn, ist ain Ehrlicher Ritterlicher Held gewesen, hat, wie Khönig Matthiasch die Newstadt belegert, die Statt prouiantiert, vnd der Zeit errettet. Im 1491. Jahr ist Reinprecht von Reichenburg wider den Türggen Obrister Feldthaubtmann, vber die Länder, Oesterreich, Steyr, Chärnth, Crain vnd Windischlandt gewest. Reinprecht von Reichenburg hat in Vngarn aindliff (eilf) besazungen genommen, vnd die Kays. Max. vberantwort. Reinprecht von Reicherburg hat sich Khayser Maximilian, gelt schulden halber, mit leib und guett verschriben, auch destwegen seinen aignen Sohn, Hannsen von Reichenburg, gegen den Gläubigern versezen müessen. Vnd seint die von Reichenburg diser schulden halber, in grossen vncostèn khomen, und erst im 1525. Jahr, durch vertrag vnd vergleichung mit Khayser Ferdinando vergnüegt worden. Die schulden seint daher erwachsen, als Reinprecht vnd sein Sohn Hanns von Reichenburg, Khayser Fridderichen vnd Khayser Maximilian, in dem Vngarischen Khrüeg, wider König Matthiäsch, auch in dem Nider Burgundischen Khrüeg, wider Frankreich vnd Geldern, vnd nachmahle wider die Schweizer vnd Bayrischen Khrüeg gedienet haben. Dieser

Reinprecht von Reichenburg hat vil ehrlicher Ritterlicher Thaten begangen, vnd dem löbl. Hauß Össterreich wol gediennt, vnd wie glaubwürdig von den alten geredt worden, das zu Khaysers Friderichs Zeiten, als Maximilian, hernach Erwölter Römischer Khayser zu Gendt gefangen gewesen, Ihm mit Listen und wunderbarlicher weiß erledigt haben solle. Nemblichen das Er Reinprecht gedachte, wie Er Ihme außhelffen möchte, auf ain Zedel geschriben, dieselb durch ain Weibsbildt, so die Zedl haimblich an ihr verborgen, Khayser Maximilian zuegetragen, vnd wider durch das Weib Kundtschafft genomben. Vnd damit Er auf den Landt, auf etlich meil weegs, alles verbrennt vnd verderbt. Wie das die von Gendt vermerckht, haben Sie begehrt mit Ihme Reinprechten von Reichenburg zuthaidigen, aber Er hat im schein khain thaidung wollen annemben, sondern seinen Herrn begehrt, dessen Sye sich verwidert. Solle Er Ihnen entbotten haben, Er khonte nit anderst gedenkhen, dann Sye heten seinen Jungen Herren vertilgt, vnd Er gab Ihnen nit glauben, allein Er khäme Ihme in das Gesicht, und an seine Seithen, darmit die Feindt bewegt, das Sye Ihme wolten seinen Herrn zaigen, auf das Er die Khrüegsrüstung abstellet; Auf solches sollen dahin Sye sich miteinander verglichen haben, das Er von Reichenburg mit ainer khlainen anzahl volkh zu Ihren Statt Thor khomen solle, wollten Sye Ihme daselbst sein Jungen Herren fürbringen, daß hat Er angenomen, also haben Sye Ihme denselben vnter das Thor gebracht. Er Reinprecht von Reichenburg aber hat sich gestelt, als khenne Er Ihn nit recht, damit Er vrsach hete, Ihme gar an die Seithen zukhomen, vnd wie Er Ihn an die Seithen neben sich gebracht, solle Er ainen ledigen Gaul neben sein gehabt haben, darauf sich Khayser Maximilian (wie Ihme dann durch Ihrer schrüfft verstandt gemacht) geschwungen, vnd also auß der Feindt handt für sich

entritten sein. Dieweil vnd entzwischen hat Er Reinprecht Herr von Reichenburg ain Lärmen gemacht, vnd die Feindt vom thor in schreckhen in die Statt triben, und khamm ausser Gfahr, wider zu rugg aus der Statt entwichen. Mann hat vermaint, wann Er ain Nachdruckh gehabt, so hete Er die Statt erobert. Reinprecht von Reichenburg ist auch Landtßhaubtman in Steyr gewesen. Er hat khain wein getrunckchen, vnd nur ain Sohn mit seiner Haußfrauen erzeugt namens Hanns von Reichenburg. Reinprecht von Reichenburg ist Khayser Friderichs Obrister Feldthaubtmann in Steyr, Khärnthen und Crain, ain gar Redlicher, Sighafter, frölicher Mann gewesen, vnd nit geschworen, sondern so Ihme der Zorn begriffen, so hat Er geschworen bey Sanct Schinpain. Der benannt Reinprecht von Reichenburg hat die Newstatt gespeist, als mit 1200 Pferden und 300 Fueßknechten, bey den Wägen und Rossen die Prouiant geführt vnd tragen haben; Also hat Er Reinprecht die Zeun, so der Khönig in Vngarn um die Newstadt selbst machen hat lassen, aufhackchen, vnd Hanns Wilfierstorfer der Hauptmann in der Newstadt vnd seine Leuth hat entsetzt, und die Prouiant hinein empfangen, bey der Nacht. In deme ist vnter den Vngarn ain grosses geschray worden, vnd der Khönig ist mit seinem grossen Heer zu Liechtenwerth negst vnter der Newstad gelegen; Alß Er das Geschray hat vernommen, ist er mit seinen grossen Heer, baldt auf die Pferdt gesessen, vnd die Flucht nemen wollen; In deme ist Er von Reichenburg mit seinem volkh abgezogen, ohne allen schaden, gehen Schadwienn, vnd darnach wider in Landt Steyr glücklichen ankhomen. Der gemelte Khönig von Vngarn hat sich vber aus hart geschämbt, und hete vil darumb geben, dann Er hat sich deß in khainen weeg versehen, das man die Newstatt speisen möchte.

Nachdem er mit grossen Heer darvor gelegen ist, vnd Khayser Friderich, war nit im Landt.“

Traurig war das Erlöschen dieses Heldengeschlechts. Zwei Brüder, die letzten ihres Stammes, hatten die Herrschaft Reichenburg, welche im Cillier Kreise an der San liegt, unter sich getheilt. Der ältere Bruder bewohnte das alte Bergschloß, der jüngere hatte sich am Fuß des Berges ein neues Schloß gebaut. Es herrschte zwischen ihnen ein unseliger Bruderzwist, der endlich so heftig ward, daß, als einst der jüngere Bruder unten zu seinem Fenster heraussah, der ältere oben nach seinem Schießgewehre griff, und — ein Brudermörder wurde. Die Unterthanen des Gemordeten, welche ihren Herrn sehr geliebt hatten, vereinten sich zur Rache an dem Mörder: überfielen ihn in seinem Schlosse, und tödteten ihn. So erlosch dieses edle Geschlecht. Noch werden in einer Nische der Schloßcapelle zu Reichenburg die Todtenköpfe beider Brüder aufbewahrt, und man sieht an einem derselben das Loch, wodurch die tödtende Kugel in das Gehirn drang. Das Grab, das sonst Alles versöhnende, soll doch diese feindlichen Brüder nicht haben versöhnen können; denn nach einer alten Volkssage gab es noch viele Jahre nach ihrem Tode im Schlosse ein mächtiges Gepolter, wenn ihre Köpfe in der Nische nicht von einander abwärts sehend gelegt waren.

Der Rauberhof.

Das in der Raubergasse in Graz stehende Haus, welches seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten ein Eigenthum der nun erloschenen Grafen von Leslie war, ist mit seinem anstoßenden Garten schon in früheren Zeiten eines der ansehnlichsten Gebäude der Stadt gewesen. Steiermarks Stände haben es jetzt zur Errichtung eines Nationalmuseums erkauft, und ihm, aus Dankbarkeit gegen den erlauchten Wohlthäter ihres Vaterlandes, den Namen Joanneum gegeben. Der neue Name, die neue Bestimmung dieses Gebäudes macht es für alle Patrioten Steiermarks, denen die moralische Vervollkommnung ihrer Mitbürger und deren Nachkommen redlicher Wunsch des Herzens ist, allerdings merkwürdig, und so dürfte es dem Leser auch nicht unangenehm sein, etwas von einem früheren Besitzer dieses Hauses zu erfahren, den man nach dem, was die vaterländischen Chroniken von ihm erzählen, mit Recht den Herkules der Steiermark nennen kann.

Dieses nun zu einem friedlichen Heiligthume der Künste und Wissenschaften bestimmte Gebäude war einst ein Eigenthum

der Freiherren von Rauber, von denen sich ein Zweig ihres edlen Geschlechtes aus Krain nach der Steiermark verpflanzte. Von dieser Familie wurde es ehemals der Rauberhof genannt, und wenn auch dieses Haus späterhin, durch die Veränderung seiner Besitzer, den Namen Lesliehof erhielt, so verewigt doch noch der Name der Gasse, worin es steht, das Andenken seiner ersten Besitzer; denn diese wird noch immer die Raubergasse genannt.

Der merkwürdigste Mann unter den frühern Besitzern dieses Hauses war Andreas Eberhard Freiherr von Rauber, der im sechszehnten Jahrhundert an der Spitze des vaterländischen Adels glänzte. Man konnte ihn mit Recht den deutschen Herkules nennen, denn die Natur gab ihm mit freigebiger Hand (wie uns viele gleichzeitige Geschichtsschreiber sagten) jene seltenen Eigenschaften, welche die Griechen ihrem Alcid, die Juden ihrem Simson beilegten. Zu einer drei Ellen hohen Riesengröße schenkte sie ihm eine bewundernswürdige Löwenstärke, und, um ihr Meisterstück vollkommen zu machen, versah sie ihn mit einem Barte von so ungeheurer Länge, daß derselbe, in zwei dicke Zöpfe geflochten, dem Stehenden nicht nur bis an die Erde, sondern von da wieder zurück bis an den Gürtel reichte. Dieser sonderbare Mann, dessen Anblick selbst in den noch vorhandenen Gemälden Staunen erregt, war der Jugendgefährte und vertrauteste Liebling Kaiser Maximilians II., welcher stolz darauf war, einen so herkulischen Wächter seiner Person zu besitzen. Nie durfte er sich von seinem Hofe entfernen; er mußte ihn, geschmückt mit der Würde eines Hofkriegsrathes, allenthalben begleiten. Bei allen Turnieren erschien der Freiherr von Rauber an der Seite des Kaisers. Jedem Ritter graute vor seiner fürchterlichen Lanze, deren Stoß wie ein Blitzstrahl jeden Gegner zu Boden schmetterte; in allen Kriegen war er

ein unzertrennlicher Gefährte seines gekrönten Freundes, dem er öfters das Leben rettete. Seine Stärke war so groß, daß er mit einem Hiebe so manchen Feind vom Kopf bis auf den Sattel zu spalten vermochte, neu geschmiedete Hufeisen spielend zerbrach, und centnerschwere Steine fernhin schleuderte.

Diese Eigenschaft, vereint mit Muth und Tapferkeit, machte ihn zum Wunder seines Zeitalters. Sein Ruf verbreitete sich über alle Länder Europas, und ihn zu sehen, reisten die Fremdlinge aus fernen Staaten an das Hoflager des Kaisers. Männer bewunderten und beneideten ihn, selbst die Schönen fanden an ihm, trotz seines langen Bartes, Behagen, und bemühten sich, den Niebesiegten zu besiegen; denn in jenem Zeitpunkte hielt auch die zärtlichere Hälfte unseres Geschlechtes sehr viel auf Männlichkeit und Solidität, weil damals marklose Schattenjünglinge und bartlose Greise etwas Seltenes waren.

Einst besuchte der Kaiser seinen Bruder, Erzherzog Karl den Zweiten, zu Graz. Rauber folgte ihm um so freudiger, da sich ihm dadurch eine schöne Gelegenheit darbot, sein Vaterland, die Steiermark, wieder zu sehen, wo er, nebst dem Rauberhofe in der Hauptstadt, auch noch die Herrschaft Thalberg besaß. Der Beherrscher der Deutschen wurde von seinem fürstlichen Bruder fürstlich bewirthet. Für jeden Tag war ein neues Fest veranstaltet; die herzogliche Burg ertönte von Jubel und Freude, und Rauber mußte bei all diesen Feierlichkeiten täglicher Zeuge und Theilnehmer sein. Zu gleicher Zeit fand sich zufällig in Graz ein getaufter Jude von außerordentlicher Größe und Stärke ein, welcher sich rühmte, ein Abkömmling Simsons und der schönen Delila zu sein, und den Pöbel durch so manches Kunststück seiner ungewöhnlichen Kraft in Erstaunen zu setzen wußte. Dieser erfuhr, daß sich in des Kaisers Gefolge ein Ritter von außerordentlicher Stärke befände, und ließ sich spöttisch

verlauten, es würde ihm nur ein Possenspiel sein, den steier=märkischen Herkules zu besiegen. Ja, seine Tollkühnheit ging noch weiter! Als eines Tages der Hof mit seinen Großen beim Prunkgelage saß, erschien der Jude im Speisesaale, und forderte dreist den Freiherrn von Rauber zu einem Faustkampfe heraus. Dieser, zürnend ob der Kühnheit des Abenteurers, war, nach dem Geiste jener Zeit, doch zu stolz, die Ausforderung nicht anzunehmen, und in einem Nu verwandelte sich der Speise=saal in einen Kampfplatz. Nun wurden Würfel gebracht, und die beiden Kämpfer losten, welcher von ihnen dem Gegner den ersten Schlag beizubringen habe. Das Loos entschied für den Juden. Dieser versetzte dem Freiherrn mit seiner Riesenfaust einen so kräftigen Streich, daß er ohnmächtig zu Boden stürzte, und nach Hause getragen werden mußte. Acht Tage bedurfte Rauber zu seiner Erholung; aber jetzt genas er, und die Stunde der Wiedervergeltung schlug. Kaum war der Hof versammelt, kaum erblickte der Freiherr seinen trotzigen, höhnisch lächelnden Gegner, so stürmte er, von Zorn entbrannt, auf ihn los, erhaschte mit der linken Hand dessen Bart, den er zweimal um dieselbe wickelte, und führte mit der rechten einen so gewaltigen Hieb darauf, daß ihm Haar und Kinnbacke in der rächenden Faust blieben. Der unglückliche Jude, welcher nun den Bart sammt der Kinn=lade verloren hatte, mußte seine Verwegenheit mit dem Tode büßen. — Diese That empört zwar jetzt unser Zartgefühl; doch sie stellt uns die Lebensweise unserer Urväter in jener rohen, aber kraftvollen Zeit anschaulich dar.

Noch einen zweiten Kampf sonderbarer Art mußte bald hernach unser Held in seinem Vaterlande bestehen, welcher jedoch minder grausam, und für ihn von den angenehmsten Folgen war. Maximilian hatte eine Tochter der Liebe, die ihm, als er noch Prinz war, eine Gräfin von Ostfriesland gebar. Da

die schöne Helena dieser Entstehung wegen auf keinen Thron Ansprüche machen durfte, so waren es die edelsten Ritter des kaiserlichen Hofes, die sich um so heißer nach dem Besitze ihres Herzens und ihrer Hand bestrebten, als die Natur ihr so viele Schönheit und Grazie verliehen hatte. Weil diese deutsche Helena bei einem hohen, schlanken Wuchse eine ganz griechische Gesichtsbildung besaß, so mußte sie oft auf Verlangen ihres sie zärtlich liebenden Vaters die deutsche Kleidung mit einer griechischen Idealtracht verwechseln, wo sie dann ihrer griechischen Namensschwester, von deren Schönheit die Dichter des Alterthums uns Wunder erzählen, so ähnlich war, daß alle Männer mit Entzücken, alle Weiber mit Neid ihre Reize bewunderten. Auch der Freiherr von Rauber befand sich unter Helenens zahlreichen Brautwerbern, und die Lohe seiner Liebe brannte um so stärker, weil sie das erste Mal brannte. Schon hatte des Kaisers Gunst seine Wünsche mit den süßesten Hoffnungen belebt, als plötzlich die Erscheinung eines gefährlichen Nebenbuhlers ihn von seinem Ziele entfernte. Ein reicher Grand von Spanien (die Geschichte nennt uns seinen Namen nicht) trat als Rauber's Rival auf, und wollte der Paris dieser deutschen Helena werden. Nebst unermeßlichen Schätzen, zahllosen Ahnen und endlosen Titeln schmückte den Spanier ebenfalls der Ruhm einer besondern Stärke und Tapferkeit, so wie auch seine körperliche Größe noch die unseres Rauber's in etwas übertroffen haben soll. Ungleich wankte die Wage des Entschlusses in dem Gemüthe des Kaisers, welcher von beiden zum Eidame zu wählen sei, und selbst die schöne Helena war eben so unschlüssig in ihrer Wahl. Endlich beschloß Maximilian, diese dem Zufall zu überlassen, und zugleich, nach seiner fröhlichen Laune, sich und seinem Hofe ein scherzhaftes Fest zu geben. Er erklärte daher den beiden Brautwerbern, daß ein Zweikampf ihr Schicksal entscheiden sollte.

Inzwischen gab er zu verstehen, es sei sein Wille nicht, die Hand seiner Tochter mit Blut erkaufen zu lassen: es müßten also die Kämpfer, statt Lanze und Schwert, jeder mit einem großen Sacke bewaffnet sein, und wer den Gegner in seinen Sack zu stecken vermöchte, würde die schöne Helena als Gattin erhalten.

Freudig nahmen beide Gegner, voll Selbstvertrauen auf ihre Stärke, die Entscheidung an. Der Tag ward bestimmt, und auf dem Turnierplatze zu Graz, der noch jetzt den Namen Tummelplatz führt, aber damals frei von Gebäuden war — wurden alle Vorbereitungen getroffen, die man nach Rittergesetzen zu einem gerichtlichen Zweikampfe für nöthig achtete. Der Tag des Kampfes nahte heran; schon mit aufgehender Sonne war eine zahlreiche Volksmenge um die Schranken des Kampfplatzes versammelt. Als nun die neunte Stunde schlug, erschien der Kaiser mit seinem Bruder und dem ganzen Hofe in vollster Pracht; die beiden Fürsten setzten sich auf einen erhabenen Sitz, zwischen ihnen prangte die schöne Helena im reizenden Gewande einer Griechin. Eine mit Gold und kostbaren Steinen reich gestickte Binde schmückte, gleich einem Diademe, die königliche Stirn; ihr dichtes langes Haar, schwarz wie Rabengefieder, umschattete lockig den vollen unruhig wogenden Schwanenbusen, mildes Feuer blinkte aus den seelenvollen großen schwarzen Augen, von schön gewölbten Augenbrauen majestätisch geschmückt; Lilien und Rosen hatten sich auf ihrem freundlichen Antlitze zum lieblichsten Incarnat verschmolzen.

Der Herold gab das Zeichen, und die Kämpfer traten mit ihren Säcken versehen auf. Der Kreiswärtl schlug mit dem Weidenstäbchen an die Lanze; beim dritten Schlage begann der Kampf. Grimmig gingen die Beiden auf einander los, ergriffen sich mit ihren starken Fäusten, und suchten sich durch

allerlei Wendungen und Vortheile zu übermeistern. Die Erde schien unter dem Stampfen ihrer Füße zu beben; hoch sprühte der Sand über die Ringenden empor. Dieser Athletenkampf gab die herrlichsten Bilder männlicher Stärke und Kraft. Lange wankte der Sieg zwischen diesen riesenmäßigen Kämpfern, schon träufte der Schweiß von ihren bräunlichen Gesichtern; jetzt wichen sie einige Schritte auseinander, um neuen Athem zu holen, neue Kräfte zu sammeln. In diesem Moment warf Rauber einen Blick nach dem angebeteten Gegenstande des Kampfes, und — welch ein mächtiger Einfluß weiblicher Schönheit! — er fühlte alle seine Sehnen mit doppelter Kraft gespannt. Rasch stürzte er auf seinen Gegner los; er faßte ihn mächtig um die Mitte, hielt ihn hoch empor, und stürzte ihn endlich, so wie Alcid den Achelaus, darnieder, daß dumpf der wankende Boden schallte. Jetzt vollendete er den Sieg, und trug den im Sacke zappelnden Spanier zu den Füßen des Kaisers hin. Die Trompeten schmetterten, die Pauken rollten, ein gellendes Freudengeschrei jauchzte dem Sieger Beifall zu. Maximilian stieg von seinem Sitze herab, drückte Raubern einen Kuß auf die Wange, und übergab lächelnd das Göttermädchen seinen siegreichen Armen, welches von diesem Tage an unter dem Volke die schöne Scharfäckin genannt wurde. Von dem Kampfplatze ging der feierliche Zug zum Traualtare, und viele Tage wurden bei Sang und Klang dem Hochzeitfeste geweiht. Der arme Spanier kehrte traurig und beschämt in sein Vaterland zurück, und weihte sich dort dem Dominicanerorden.

Eine glückliche, aber kurze und kinderlose Ehe lebte Rauber mit seiner liebenswürdigen Scharfäckin. Schwer und lange lag ihm der Kummer dieses großen Verlustes am Herzen; als aber die Zeit, die alle Seelenwunden heilende, auch seine Wunden geheilt hatte, verehelichte er sich zum zweiten Male

mit einem kaiserlichen Hoffräulein aus ungarischem Geblüte, Ursula von Tschillack genannt, welche durch eine seltene Fruchtbarkeit ihm vier Paar Zwillinge gebar.

Im Jahre 1575 ward dieser Unbesiegte vom Tode besiegt. Er starb im achtundsechzigsten Jahre seines Alters auf seinem Schlosse Petronell, nicht fern von Preßburg, und liegt auch in der dortigen Pfarrkirche begraben, wo noch heutigen Tages sein Bildniß und Wappen in Marmor gehauen zu sehen ist. Seine Erben ließen ihm den Bart nach der Länge seines Körpers, und schnitten davon nur den Ueberrest ab, um ihn als ein Familiendenkmal aufzubewahren. Es sind von ihm noch mehrere Abbildungen vorhanden, wovon eine in den Händen seiner Nachkommen sich befand, und noch gegenwärtig als ein Andenken eines so berühmten Steiermärkers geschätzt wird. Mit dem im Jahre 1809 den 10. Hornung zu Graz verstorbenen k. k. Herrn Oberstlieutenant Xavier Freiherrn von Rauber, erlosch zwar in der Steiermark dieses uralte Edelgeschlecht; doch sein Gedächtniß wird hier nicht erlöschen, so lange die Raubergasse ihren Namen behält, und es noch Freunde der vaterländischen Geschichte gibt, die in den Chroniken Inner-Oesterreichs so viele Heldensöhne dieses Stammes angeführt finden, welche durch eine Reihe von einigen Jahrhunderten fast in allen Kriegen früherer Zeiten für das Vaterland gekämpft, oft geblutet, nicht selten auch das Leben geopfert haben. Der Rauberhof, der mit seinen Besitzern auch öfters seinen Namen veränderte, kam späterhin an das Benedictinerstift St. Lambrecht, von dem ihn jener General Leslie erkaufte, der durch den Beweis der Treue gegen den Landesfürsten bei Wallenstein's Tod sein und seiner Nachkommen Glück gegründet hatte. Nach dem Aussterben der Grafen von Leslie kam, wie bekannt, dieses Haus an die fürstliche Familie Dietrichstein, und endlich

erkauften es im Jahre 1811 die Stände Steiermarks zur Errichtung eines wissenschaftlichen Instituts, dem gewiß alle biederen, von keinem Vorurtheile getäuschten Steiermärker die volle und baldige Erfüllung seiner patriotischen Bestimmung aus redlichem Herzen wünschen werden.

Sigmund Freiherr von Herberstein.

Das Andenken jener Edlen der Vorzeit, die sich einst unter ihren Zeitgenossen durch hohe Verdienste um Fürsten und Vaterland auszeichneten, zu erneuern, ihnen noch in später Zeit ein Ehrendenkmal zu errichten, oder das, so sie sich selbst errichteten, vom Roste der Vergessenheit zu reinigen, ist um so mehr eine schöne Bestimmung des vaterländischen Geschichtsforschers, als er sich bei ihrer Erfüllung mit der süßen Hoffnung erquicken kann, es werde vielleicht hiedurch in manchem jugendlichen Gemüthe der Drang erweckt, sich durch ähnliche Großthaten Unsterblichkeit zu erringen. Wenn der Adelige stolz auf die Verdienste seiner Ahnen ist, wenn diese selbst noch vom späten Enkel gewürdigt werden, so ist es auch des letzteren heilige Pflicht, nicht blos zu schwelgen vom Erbe der Väter, sondern es zu vermehren durch eigene Verdienste. Das Vaterland und dessen Beherrscher haben solche Rechte, dies von ihm zu erwarten, zu fordern; entspricht er dieser Erwartung, dieser Forderung nicht, so ist er unwürdig seines Ranges, seiner Ahnen. Nimmer schützen ihn die Aeste seines Stammbaumes, reichten sie auch bis zu den Wolken, vor der Verachtung seiner Zeitgenossen.

Von der Wahrheit dieses Grundsatzes waren unsere Altvordern schon überzeugt, als sie noch düstere Wälder bewohnten, und ihre Riesenleiber mit den Häuten der Bären und Wölfe bekleideten. Besonders wurde der deutsche Adel von ihm innig beseelt, und seine Wirkungen erprobten sich durch viele Jahrhunderte auf den Kampfgefilden, wo so viele Edelgeschlechter durch Generationen als Helden sich auszeichneten. Noch ist es eine vorzügliche Bestimmung des Adels, an der Spitze der Vaterlandsbeschützer zu stehen; aber nicht immer ist dies der einzige Pfad zur Erfüllung seiner Bürgerpflichten. Die veränderten Zeitverhältnisse haben ihm eine zweite Bahn eröffnet, wo der Staat nun seine Geistesbildung in Anspruch nimmt, ihm befiehlt, das Schwert mit der Feder zu vertauschen. Für eines von beiden sich zu bestimmen, und sich die nöthigen Kenntnisse im höhern Grade zu erwerben, ist das Vaterland in verdoppeltem Maße berechtigt von dem zu fordern, der schon ob seiner Geburt einen Vorrang unter seinen Mitbürgern anspricht. Erwarb er sich jedoch die Fähigkeit, sowohl im Kampfe als im Rathe für des Vaterlandes Wohl gleich nützlich zu sein, dann ist er ein wahrhaft Edler, würdig seiner Ahnen, würdig der Vorzüge, die ihm der Staat schon bei seiner Geburt einräumt.

Wenn Männer, in denen Natur und Erziehung den Helden mit dem Staatsmanne vereinten, noch jetzt eine seltene Erscheinung sind, so gewährt diese Erscheinung ein noch höheres Interesse, wenn sie uns in dem Spiegel der Geschichte entwichener Jahrhunderte dargestellt wird. Die Geschichte ihres Lebens und Wirkens hiernieden ist vor Allem werth, der Vergessenheit entrissen, den späten Enkeln als Vorbild der Nachahmung dargestellt zu werden.

Ein seltenes Meteor solcher Art war Sigmund Freiherr zu Herberstein, den das steiermärkische Edelgeschlecht, dem es

entsproß, noch jetzt mit gerechtem Stolz unter seine würdigsten Ahnen zählt. Er war Held, Staatsmann und Schriftsteller. Als letzterer verfaßte er zwei Werke, die er im sechszehnten Jahrhundert selbst zum Drucke beförderte. Das eine enthält eine kurze Geschichte seines merkwürdig thatenreichen Lebens, das andere seine Gesandtschaftsreise nach Moskau. Da nun beide Bücher selten geworden sind, und doch so manches Merkwürdige enthalten, so dürfte es wohl der Mühe werth sein, Einiges aus ihnen zu entlehnen, und die Bürger unserer Gegenwart mit diesem Sohne der Vorzeit näher bekannt zu machen.

Sigmund von Herberstein beginnt seine Lebensgeschichte mit einer Ermahnung an die Nachkommen seines Geschlechtes, ihrer Voreltern nicht unwerth zu sein; nicht zu glauben, daß deren Verdienste sie der Pflicht entheben, sich eigene zu erwerben. In Müßiggang und Wollust hätten die Vorvordern keineswegs den Adel erworben, darum sollten auch die Nachkommen früh zur Arbeit, zur Erlernung der nöthigen Wissenschaften angehalten werden. Auch die spätere Frucht müsse noch des edlen Baumes würdig sein. Selbst das Wappen der Herbersteine beweise, daß ihre Altvordern einst Ackersleute waren. Er schäme sich keineswegs dieses Ursprunges, und wollte viel lieber der Erste seines Geschlechtes sein, der sich durch eigene Verdienste den Adel erwarb, als seiner geadelten Ahnen unwürdig befunden zu werden. Treuherzig erzählt er, von seinen Eltern vernommen zu haben, es hätten einst sieben Ritter auf ihrem Stammschlosse Herberstein (im Grazer Kreis der Steiermark) gelebt, die zusammen nur eine Hose besaßen, und neun Herbersteinerinnen hätten sich aus einem Mantel verheirathet; dies heißt, sie hätten Männer bekommen, obschon sie so dürftig waren, daß sich alle neun Schwestern mit einem einzigen Mantel behelfen mußten. Sigmund setzt die Bemerkung bei: „So findt man daraus, wie

sich das weltliche Wesen verändert nach der Zeit. Jetzo will keiner an sieben Paar Hosen, auch keine an neun Mänteln zufrieden oder begnügig seyn. So wird unser jetziges Wesen auch nicht ewig bestehen." — Ja guter Alter, es bestand nicht; aber wenn dir schon der Luxus des sechszehnten Jahrhunderts so auffiel, was würdest du erst über den des neunzehnten Jahrhunderts zu bemerken haben, könntest du deinem Grabe erstehen!

Herberstein geht nun zur Genealogie seines Geschlechtes über, die er, obschon diese eines älteren Ursprunges ist, erst im vierzehnten Jahrhundert beginnt, und kommt hernach zur Erzählung seiner eigenen Lebensgeschichte. Er war der drittgeborne Sohn eines Edlen der Steiermark, der sich Leonhard Freiherr zu Herberstein, Neuberg und Gutenhaag schrieb, welche Güter alle in der Steiermark liegen, und von denen die zwei ersteren noch im Besitze der Familie sind. Als Leonhard vom Kaiser Friedrich dem Dritten in Krain die Burghauptmannschaft der landesfürstlichen Herrschaft Wippach erhielt, die ehevor der Vater des unglücklichen Helden Andreas Baumkircher als Hauptmann verwaltete, zog er sich dahin, wo ihm seine Gattin im Jahre 1486 diesen Sigmund gebar, dessen Mutter, Barbara von Lueg, eine Schwester jenes berühmten Erasmus Lueger war, mit dem dies Heldengeschlecht erlosch, dessen tragisches Ende ich erzählte.

Sigmund war in seiner Kindheit so schwächlich, daß man für seine Erhaltung eine Wallfahrt nach Loretto gelobte, die dessen älterer Bruder, Johann, verrichtete, indem er mit dem kränkelnden Knaben, theils zu Pferd, theils zu Schiff die beschwerliche Reise vollzog. Bei seiner Zurückkunft wurde Sigmund zu Wippach in die Schule geschickt. Er kam nachher, zur Fortsetzung seiner Erziehung nach Gurk, dessen Dompropst sein Verwandter war, und endlich im Jahre 1497 auf die Schule

nach Wien. Als er dort im Jahre 1502 zum Baccalaureus artium befördert ward, verspottete ihn die adelige Jugend, noch ganz von dem Vorurtheile beherrscht, daß der Edelmann nur in Waffen, nicht auch in Wissenschaften, sich auszeichnen dürfe. Sigmund ließ sich durch diese Spötter in seinen Studien nicht irren, die ihm und dem Staate in der Folge in jeder Hinsicht so mannigfachen Nutzen gewährten. O wie getreue Meister und Unterweiser ich da gehabt! Gott gebe denen allen die ewige Freud' zum Lohne, ruft er in dankbarer Erinnerung aus.

Schon als zwanzigjähriger Jüngling fand Sigmund Gelegenheit zu zeigen, daß der Musendienst ihn für den Waffendienst nicht unfähig machte. Im Jahre 1506 machte er seinen ersten Feldzug gegen die Ungarn, wo er unter den Steiermärkern diente, die er immer als seine wahren Landsleute ansah, weil ihn nur ein Zufall anderswo geboren werden ließ. Der Krieg Kaisers Maximilian des Ersten mit den ob ihres Reichthumes übermüthig gewordenen Venetianern gab Sigmund Gelegenheit, seinen Heldenmuth in den Jahren 1508 bis 1514 zu erproben. Mit einfacher Bescheidenheit erzählt er die Kämpfe, denen er beiwohnte, benennt die Orte, bei deren Wiedereroberung er mitwirkte. Er eilte seinem Bruder zu Hilfe, den die Venetianer in seinem väterlichen Schlosse Märenfels belagerten. Glücklich verjagte er die Feinde und verschaffte seinem kranken Bruder Gelegenheit, sich zur Wiedererlangung seiner Gesundheit nach Krain zu begeben. Den Marchese Gravisi, der mit den Venetianern bei Märenfels einen Einfall wagte, besiegte unser Held, machte viele Gefangene, und nahm ihm die 7000 Stück Vieh wieder ab, die er den österreichischen Unterthanen geraubt hatte. Hierüber erbittert, erschienen die Venetianer unter Anführung ihres Obersten Ansulo Tervisan, aufs Neue, und rückten plötzlich vor Märenfels Sigmunds Lage war jetzt um so bedenklicher, als er

die meisten seiner Reisige mit den Gefangenen, die er in Märenfels nicht behalten durfte, zu seinen Freunden und Nachbarn geschickt hatte. Seiner Versicherung gemäß zählte er nicht mehr als drei gesunde Knechte; aber die Unterthanen, die ihren Gutsherrn, nämlich den Bruder Sigmunds, als ihren milden Vater liebten, ersetzten den Abgang der Besatzung; die Feinde wurden zum zweiten Mal genöthigt, die Belagerung von Märenfels aufzuheben. Sigmund sagt bei Erzählung dieser Begebenheit. „Bald kam ein Zeitung in Krain, die Venediger hätten mich belagert, und ich hätt' die geschlagen. Waren Baide war, aber Schlagen ging vor. Also kompt oft ainem ein unverdiente Ehr auch Schmach".

Als Sigmunds Bruder die Beschützung seiner Veste Märenfels wieder selbst übernommen hatte, diente der Erstere im Heere des Kaisers mit zwölf Reitern und zweiunddreißig Fußknechten. Ihm ward aufgetragen, Schloß und Stadt Mitterburg zu beschützen, welchen Ort die Feinde mit einer neuen Belagerung bedrohten. Unser Held, welcher wußte, daß der Schloßhauptmann, Andre Blasitz, weder der Besatzung noch den Bürgern angenehm war, eilte schnell dahin, und schon am Morgen des Tages nach seiner Ankunft erschienen die Feinde. Ein Theil der Besatzung enthielt blos Croaten, die bei deren Anblick davonzogen; dennoch bestand der tapfere Herbersteiner die Belagerung, welche nach fruchtlosem Mühen von den Venetianern aufgehoben werden mußte. Der kaiserliche Feldherr, Herzog Erich von Braunschweig, dem an der Erhaltung Mitterburgs sehr viel gelegen war, wollte diesen Ort entsetzen; allein er fand die Feinde schon abgezogen. Als Sigmund vor ihm erschien, erwies er ihm große Ehre, setzt ihn beim Abendmahl an seine Seite, legte ihm vor, und sprach: Du hast dies wohl verdient. Auch ein Zeugniß seines Wohlverhaltens gab ihm der Herzog.

Bei der Fortsetzung dieses für Innerösterreich so verderblichen Krieges diente Sigmund abermals unter den Steiermärkern, deren Stände, als ihr Kriegszahlmeister, Paul von Rotenberg, vor Gradisch erschossen ward, ihm dieses Amt übertrugen. Nach der Sitte jener Zeiten wurde der Krieg mit den Venetianern gleichsam nur periodisch geführt, die Krieger zogen gewöhnlich nur zu einzelnen Unternehmungen aus; waren diese erreicht oder mißlungen, so kehrten sie wieder in ihre Hejmat zurück. Diese sonderbare Art Kriegführung der Oesterreicher benützten die schlauen Venetianer. Sie zogen sich zurück, wenn jene zu mächtig erschienen, und brachen dann wieder hervor, wenn die Deutschen nach Hause gegangen waren. Auf solche Weise waren Sigmund und sein ältester Bruder Georg, während des Krieges nach der Steiermark zurückgekommen. Kaiser Maximilian hatte beschlossen, den Krieg mit erneutem Nachdrucke fortzusetzen, kam dieserwegen selbst nach Graz, und zog von da weiter nach Laibach zu. Sigmund erzählt, der Kaiser habe, als er Graz verließ, bei einem kleinen Kirchlein, Feldkirchen genannt, seine erste Mittagsruhe, in einem elenden Pfaffenhäuschen gehalten. Dort habe er einen seiner ansehnlichsten Secretäre, der Meister Hanns Ammer genannt wurde, zu ihm und seinem Bruder Georg gesandt, um mit ihnen wegen des Kriegssoldes bei diesem Heereszuge zu unterhandeln. Da Georg dies der Großmuth des Kaisers anheimstellte, so trug ihm Ammer monatlich fünfzig Gulden an, die er auch annahm; ebenso ward auch mit Sigmund der Vertrag geschlossen. Ammer, freudig über das leichte Gelingen seines Auftrages, sagte: Die Herbersteiner Brüder sind Leute, mit denen zu handeln ist. Es ist sonderbar, daß Kaiser Maximilian schon zu Feldkirchen im Pfarrhofe seine Mittagsruhe hielt, da doch dieses Kirchdorf nur eine kleine Meile von Graz an der Landstraße liegt. Allein die alten Regenten

waren ein wanderndes Leben gewohnt, schienen die großen Städte nicht so sehr zu lieben, als ihre Nachkommen, daher sehen wir aus den noch vorhandenen Urkunden, daß oft die wichtigsten Verhandlungen in unbedeutenden Ortschaften gepflogen wurden.

Auf diesem Zuge ward unserem Sigmund die Ehre zu Theil, die Streitfahne zu führen, die er als Denkmal seiner jugendlichen Heldenthaten bis zu seinem Tode behielt, und den Nachkommen seines Stammes als Vorbild der Nacheiferung hinterließ. Der Hauptzweck der Oesterreicher ging diesmal dahin, die Festung Maran in Friaul, die von den Venetianern belagert wurde, zu entsetzen. Diese zogen sich auf der Stelle zurück, als jene nahten. Man versah also die Festung mit frischen Lebensmitteln. Ein großer Theil des Heeres, unter diesem alle Kärnthner und Krainer, von Hannsen von Auersperg befehligt, zog in die Heimat zurück. Auch Georg von Herberstein folgte diesem Beispiele; doch seinem Bruder Sigmund blieb mit den Steiermärkern die Anführung ihrer Reiterei. Kaum hatten die Venetianer die Verminderung der Zahl ihrer Gegner bemerkt, als sie aufs Neue auf dem Kampfplatz erschienen, und den Grafen Niklas von Salm, obersten Feldhauptmann der Oesterreicher (den Sigmund einen hochberühmten ritterlichen Helden nennt), die Schlacht anboten. Diese erfolgte am 12. Juli 1514. Die Venetianer wurden vollkommen geschlagen, und selbst ihr Feldherr, Zwan Victorio genannt, gefangen. Hier endigte Sigmunds Heldenbahn. Graf Niklas gab ihm und seinen Steiermärkern herrliche Zeugnisse über ihr Wohlverhalten. Da ihre bedungene Dienstzeit aus war, mußten sie nach Hause ziehen, obschon sie gerne noch länger geblieben wären, und an der Fortsetzung des Krieges Antheil genommen hätten, um sich noch mehr der Lorbern zu erkämpfen. Kaum war Sigmund in die Heimat zurückgekehrt, so erhielt er Be-

fehl, sich nach Innsbruck an das Hoflager zu begeben. Er eilte dahin, fand dort den Markgrafen Friedrich von Brandenburg, den tapfern Grafen Niklas von Salm, nebst vielen anderen Rittern und Edlen. Der Kaiser feierte ein herrliches Siegesfest am 26. December 1514 und schlug an diesem Tage unsern Helden zum Ritter mit Hanns von Abfalterer, dem Hauptmann der Schützen, und Wolf von Emmershofen, dem Hauptmann der Fußknechte. Geziert mit dieser neuen Würde, die damals viel Ansehen und Ehre gewährte, wollte Sigmund nach Hause zurückkehren, als ihm der Kaiser durch Ulrich Phintzing eine Hofrathsstelle mit 300 Gulden Gehalt antragen ließ, die er auch annahm, womit für ihn eine ganz neue, noch wichtigere Lebensepoche begann.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo dieser edle Herbersteiner die Wissenschaften benutzen konnte, die er sich in seiner Jugend erworben hatte. Seine Kenntnisse, vereint mit einer gemüthlichen Biederkeit, unerschüttlichen Redlichkeit und einem Diensteifer, der nie ruhte, erwarben ihm bald das volle Vertrauen des großen Maximilian, der ihn zu den wichtigsten Gesandtschaften verwendete. Sigmund hat in seiner Lebensgeschichte alle Reisen verzeichnet, die er im Dienste dieses Regenten und seiner beiden Enkel, Karl und Ferdinand, vollbrachte. Man sieht hieraus, daß er auf die interessantesten Begebenheiten seiner Zeit einen mächtigen Einfluß hatte, alle Höfe Europas genau kannte und höchst wahrscheinlich der klügste Staatsmann seines Zeitalters war, dem er an Kenntnissen, mit Beibehaltung altdeutscher Redlichkeit weit vorausging. Wenn man bedenkt, wie beschwerlich und gefahrvoll in jenen Zeiten das Reisen war, so wird es fast unbegreiflich, wie dieser Mann der Beschwerden so viele ertragen konnte. Immer eilte er von einem Hofe zum andern, mit den schwierigsten Aufträgen belastet. Schon Kaiser

Maximilian schickte ihn zu den Königen von Ungarn, von Dänemark und Polen, zu den Großfürsten der Russen, zu vielen Kur- und Reichsfürsten und zu den Schweizern. Als dieser Kaiser starb, ging Sigmund als Abgeordneter der steiermärkischen Stände, über Venedig, Rom, Neapel und dann auf dem Meere nach Spanien zu Karl den Fünften, auf welcher Reise ihn ein heftiger Sturm nach Sardinien, Minorca, Majorca verschlug, wo er lange auf den Gewässern umherirrend, unglaubliche Gefahren bestand. Er geleitete auch Kaiser Ferdinand den Ersten in die Niederlande. Dieser Regent schickte ihn abermals nach Ungarn, Böhmen, Polen, Littauen zum zweiten Male nach Moskau, zu den Kur- und Reichsfürsten, und endlich zum türkischen Kaiser Soliman, als dieser soeben Ofen, die Hauptstadt Ungarns, eingenommen hatte.

Bei allen diesen Gesandtschaften erprobte unser Herbersteiner den feinen Staatsmann, den geschickten Unterhändler. Vieles erreichte er; überall wußte er sich nicht blos Achtung seines Ranges, sondern auch seiner Persönlichkeit zu verschaffen. Selbst der siegtrunkene Beherrscher der Türken empfing ihn gütig, und beschenkte ihn mit einem Ehrenkleide. Wenn diese letzte Gesandtschaft die gefahrvollste war, so waren hingegen jene beiden Sendungen nach Moskau die interessantesten, weil man zu jener Zeit noch sehr wenig vom Innern Rußlands kannte und wußte. Eben dieser Umstand bewog Kaiser Ferdinand den Ersten, Sigmund aufzutragen, seine Gesandtschaftsreise dahin zu beschreiben. Herberstein befolgte diesen Auftrag in lateinischer Sprache, lieferte dann später selbst eine deutsche Uebersetzung, und ließ sie im Jahre 1557 drucken. Wir haben somit zwei gedruckte Werke von ihm, nämlich seine Lebensbeschreibung (wahrscheinlich im Jahre 1559 gedruckt), und jene Beschreibung seiner zweimaligen Reise nach Moskau. Das erstere Werk

schmückte er, nebst seinem Wappen, mit mehreren Holzstichen. Zuerst erblickt man ihn in der Schule zu Wien vor seinem Lehrer mit einem Buche in der Hand. Der zweite Holzstich stellt ihn in voller Rüstung auf dem Streitrosse sitzend, in seiner Rechten die Kriegsfahne haltend, dar. Der dritte Holzstich stellt ihn vor mitten im kaiserlichen Heere, nach der gewonnenen Schlacht bei Maran, und der vierte zeigt den Moment, in dem Kaiser Maximilian der Erste Sigmund den Ritterschlag ertheilt. Noch mit mehreren andern Bildern verschönerte Sigmund sein Werk, die ihn theils in den verschiedenen Kleidertrachten, in denen er bei seinen Gesandtschaften erschien, vorstellen, theils aber Porträts jener Regenten sind, denen er diente, oder zu denen er gesandt wurde. Unter fünf Kaisern aus dem Stamme Habsburg — Friedrich dem Dritten, Maximilian dem Ersten, Karl dem Fünften, Ferdinand dem Ersten und Maximilian dem Zweiten, — lebte und wirkte er, und dem Letzten hiervon weihte er seine Dienste bis zu einem Lebensalter von achtzig Jahren. Seiner Würden eine war auch die eines Präsidenten der österreichischen Kammer. Mit seiner Gattin, Helena Graswein, erzeugte er keine Kinder.

Herberstein's Buch über Moskau machte bei seiner Erscheinung, sowohl wegen seines Inhaltes, als wegen seines Verfassers, großes Aufsehen, und wurde daher auch sogleich in das Italienische, die damalige Hofsprache übersetzt. Schon fiel es auf, daß sich der Edelmann, der Ritter entschloß, den Degen mit der Feder zu vertauschen; aber ganz neu war in Deutschland die Erscheinung im sechszehnten Jahrhundert, einen der ansehnlichsten Minister des Kaisers der Deutschen als Schriftsteller auftreten zu sehen. Sigmund beginnt sein Werk mit einer kurzen Geschichte der Vorfahren des Großfürsten Wasilius, zu dem er gesandt worden war. Er geht dann zur Schilderung

der Regierungsform, der Sitte, der Lebensweise, und Religionsgebräuche der Russen über. Er beschreibt seine feierliche Erscheinung vor dem Großfürsten, die Unterredung mit diesem, und die Ceremonien des festlichen Gastmahles, mit welchem ihn derselbe beehrte. Die geographischen Nachrichten über die wichtigsten Orte und Flüsse folgen dann, und selbst über die Nachbarn der Russen, die Littauer und Tartaren, sind interessante Mittheilungen in diesem Werke, welches der Verfasser am Ende mit einem Gemälde ziert, das die Stadt Moskau in ihrem damaligen Zustande, wo noch alle Häuser aus Holz bestanden, vorstellt. Nur einige gemauerte Gebäude größerer Art bemerkt man, welche vermuthlich Kirchen sind, und in der Mitte der Stadt steht ein Schloß, dem der Verfasser das Wort Arx beifügte, ohne es Kremel zu benennen. Wie wenig mochte damals noch diese alte Residenz- und Hauptstadt der Russen dem Moskau geglichen haben, dessen Flamen in unseren Zeiten die rächende Nemesis entstieg, die den Peiniger Europas über das Weltmeer bis auf eine einsame Felseninsel jagte!

Was uns Herberstein von den Thaten der alten Beherrscher Rußlands erzählt, gleicht der Geschichte fast aller Völker in dem Zustand ihrer Rohheit. Ewige Kriege, ewiges Morden! Man möchte sich schämen, ein Mensch zu sein, wenn alle diese Erzählungen von Despotismus und Grausamkeiten das Herz mit Abscheu und Wehmuth erfüllen. Die alten Beherrscher Rußlands waren besonders gegen ihre eigenen Blutsverwandten sehr grausam; Brüder kämpften mit Brüdern und erregten viele innere Kriege, und oft waren es Frauen, die entweder selbst Grausamkeiten ausübten, oder sie veranlaßten.

Ein Geschöpf solcher Art stellt uns Herberstein in der Olha dar, die eine Gattin Igors gewesen ist. Dieser kriegerische Fürst zog auf Eroberungen aus, war anfangs glücklich, wurde aber

endlich von Maldito, dem Fürsten der Drewlianer, bei Coresto geschlagen und getödtet. Olha übernahm nun für ihren minderjährigen Sohn, Swatoslaw, die Regierung der Russen. Maldito schickte zwanzig Männer seines Volkes zu ihr, für ihn um ihre Hand zu werben. Olha ließ hingegen alle zwanzig Brautwerber lebendig begraben. Die grausame That zu entschuldigen, schickte sie dann selbst eine Gesandtschaft zu den Drewlianern, die zu verstehen gab, daß, wenn mehrere und ansehnlichere Boten zur Fürstin geschickt würden, sie die Hand des Maldito anzunehmen nicht abgeneigt sei. Der Verliebte war so unklug, fünfzig seiner Vornehmsten zu schicken, die freundlich aufgenommen, aber, als sie sich in das Bad begaben, dort jämmerlich verbrannt wurden. Auch diese Gräuelthat wußte Olha zu entschuldigen. Sie schickte neue Gesandte zu Maldito, bat ihn um Erlaubniß, das Grab ihres Gatten besuchen zu dürfen, und ersuchte ihn zugleich, seinem Volke aufzutragen, für sie und ihr Gefolge süße Getränke und schmackhafte Speisen in Bereitschaft zu halten. Maldito, von ihrer Schönheit bezaubert, ließ sich abermals bethören. Gastfrei nahm er sie auf, und schöpfte keinen Argwohn, bei ihrer zahlreichen Begleitung, die meist aus rüstigen Männern bestand. Beim fröhlichen Gelage, als fast alle Drewlianer betrunken waren, ließ sie diese von ihrem Gefolge überfallen, und fünftausend derselben ihrem gemordeten Gatten zum Opfer schlachten. Jetzt eilte sie nach Kiew, ihrem Wohnsitz, zurück, stellte sich an die Spitze eines Heeres, griff die Drewlianer an, schlug sie, und rückte vor ihre Hauptstadt. Ein ganzes Jahr dauerte die Belagerung. Die Belagerten, vom Hunger gepeinigt, entschlossen sich endlich zur Unterwerfung, und schickten Unterhändler zur Fürstin. Diese verlangte nichts anders, als daß ihr von jedem Hause drei Tauben und drei Sperlinge geschickt werden sollten, wornach sie dann abziehen wollte. Freudig unter-

warfen sich die Drewlianer diesen leichtem Tribut. Die Tauben und Sperlinge wurden gebracht. Olha ließ diesen Thieren brennende Lunten anbinden, und sie so nach der Stadt zurückfliegen. Augenblicklich standen alle Häuser in Brand. Was von den unglücklichen Einwohnern den Flammen entrinnen wollte, ward auf Befehl der Grausamen erschlagen oder gefangen und in ewige Sklaverei verkauft. Diese Olha zog später an den Hof des griechischen Kaisers nach Konstantinopel, ließ sich dort taufen und bekam in der Taufe den Namen Helena. Durch sie erhielt das Christenthum den ersten Eingang in Rußland, und dafür brachte es ihr Enkel Wolodimir dahin, daß sie unter die Heiligen versetzt ward. Die Russen feiern ihr Fest am 11. Juli. Olha's Sohn, Swatoslaw, war ein sehr tapferer Fürst, machte große Eroberungen, nöthigte dem griechischen Kaiser Tribut ab, und wurde endlich von Cures, dem Fürsten der Picentigen, auf eine listige Weise erschlagen. Cures ließ aus seinem Kopfe ein in Gold gefaßtes Trinkgeschirr verfertigen und darauf die Worte setzen: „Fremdes suchend, verlor er das Seine". Swatoslaw's unehelicher Sohn Woldimir, der seinen Bruder Paropolk, den rechtmäßigen Thronerben ermordete, übernahm die Regierung und herrschte sehr grausam. Obschon sein Vater, dem Beispiele der Olha folgend, das Christenthum angenommen hatte, blieb er doch lange ein eifriger Heide, der seinen Unterthanen sogar neue Götter aufdrang. Wolodomir, der selbst die Witwe seines von ihm gemordeten Halbbruders zu seinen Gelüsten nöthigte, hatte zu gleicher Zeit fünf Gattinnen, und achthundert Beischläferinnen. Nur die Liebe vermochte es, ihn zum Christen zu machen. Er warb um die Hand der griechischen Prinzessin Anna, erhielt sie unter der Bedingung der Taufe, wurde im Jahr 990 getauft, und nahm den Namen Basilius an. Als Solcher ward er ein Apostel der Russen, und die Heiligsprechung, die er seiner

Großmutter Olha verschaffte, wurde auch ihm zu Theil. Sein Fest wird am 15. Juli gefeiert.

Es würde zu weitläufig sein, all' das Merkwürdige, was Herbersteins Werk über Moskau enthielt, hier anzuführen. Noch jetzt dürfte es besonders für Russen interessant sein, weil es den Zustand ihres Vaterlandes vor beinahe dreihundert Jahren beschreibt, wo es dort wohl noch wenige Geschichtsschreiber und Geographen gegeben haben mag, weil dieses Reich erst unter Peter den Großen sein riesenmäßiges Fortschreiten zur Civilisation und Cultur begann. Indem also jenen, so dieses Werk näher zu kennen wünschen, dessen Aufsuchung in öffentlichen Bibliotheken überlassen bleibt, geht die Tendenz des gegenwärtigen Aufsatzes nur dahin, einem edlen Bürger der Vorzeit einem um Oesterreich hochverdienten Staatsmann ein dankbares Andenken später Enkel zu verschaffen. Was seinen Verdiensten die herrlichste Krone aufsetzt, ist die aus seinen Werken so schön hervorstrahlende Ueberzeugung, daß er von Thronen zu Thronen wandelnd, lebend mit den Gekrönten seiner Zeit, und mitten im Schwarm ihrer Höflinge, seinen Zartsinn für Recht und Menschlichkeit, sein Gefühl für Menschenwürde stets bewährte, und die Begebenheiten der Welt mit philosophischem Scharfsinn beurtheilte. Bei einer Stelle, wo er erzählt, mit welcher Härte der Großfürst Basilius seine Russen beherrschte, die sich alle Ungerechtigkeiten gefallen ließen, setzt er die Bemerkung bei: Es sei zweifelhaft, ob ein solches Volk eine so grausame Herrschaft haben müsse, oder ob diese grausame Herrschaft das Volk so ungeschickt mache.

Unter den Zeitgenossen Sigmunds befanden sich zwei kaiserliche Heerführer, die durch ihre Heldenthaten sich auszeichneten, aber weil sie endlich der Uebermacht der Türken nicht mehr widerstehen konnten, Undank, Verfolgung und sogar die

Zumuthung eines Einverständnisses mit dem Feinde erfahren mußten. Der Eine war Wilhelm von Rogendorf; der Andere jener Hanns Kazianer, der die Türken bei Graz auf dem Fernitzerfelde besiegte. Mit edler Freimüthigkeit spricht Herberstein in seiner Lebensbeschreibung die Unschuld dieser beiden Männer aus. Er erzählt, Kaiser Ferdinand der Erste habe ihm selbst die Vertretung Kazianers aufgetragen, als dieser, wegen einer im Jahre 1537 zwischen der Drau und Sau gegen die Türken verlorenen Schlacht, nach Krems vor ein Kriegsgericht gefordert wurde. Sigmund sagte dem Kaiser, wenn Kazianer der Verrätherei oder Untreue schuldig wäre, woll' er ihm nicht beistehen, doch Ferdinand erwiderte, er wisse gar wohl, daß keines von Beiden wahr sei. Der Regent und seine Diener stellten sich bei dieser Unterredung in einem gleich schönen Lichte dar.

Der Erste mußte den Gesetzen ihren Lauf lassen, aber er wollte den verdienstvollen Krieger seinen Feinden und Neidern nicht preisgeben. Sigmund wünschte die Vertretung dieses Mannes erst dann zu übernehmen, als dessen oberster Richter ihn selbst für schuldlos erklärte. Daß der Kaiser Kazianer besonders wohl wollte, gab er eben durch jenen Auftrag zu erkennen; denn Sigmund war, wie er es selbst zu verstehen gibt, ein großer Redner, der bei den vielen Deputationen, denen er beiwohnte immer den Sprecher, oft sogar aus dem Stegreife, machen mußte. Uebrigens sehen wir hieraus, daß noch im sechszehnten Jahrhundert dem eines Verbrechens Angeklagten gestattet war, einen Vertreter zu wählen, indeß in unseren aufgeklärten Zeiten der Beschuldigte Ehre und Leben dem Manne anvertrauen muß, der zugleich sein Ankläger, Inquisitor und Richter ist. Alles, was man zur Beschönigung dieser Inhumanität anführt, sind nur Scheingründe, die das Rechtsgefühl in unserm Gemüthe nimmer zu täuschen vermögen.

Der Reckthurm zu Graz.

Fast jede Stadt, deren Entstehung die graue Vorzeit mit ihrem heiligen Schleier bedeckt, besitzt einige Denkmäler und Plätze, worauf der Genius der Vaterlandsgeschichte sein geweihtes Siegel drückte, und dessen Erhaltung, Erneuerung, die würdige Bestimmung des vaterländischen Geschichtsforschers ist. Viele dieser Siegel zerstörte die allmächtige Hand der Zeit, viele vernichtete erst in dem letzt entwichenen Jahrhundert der Knabenübermuth der beginnenden Aufklärung, die ihre nur erst halb errungene Geistesbildung durch schnöde Verachtung alles Alten zu erproben wähnte; ohne zu erwägen, daß die Geschichte der Vorzeit die Lehrerin der Gegenwart, der Spiegel der Zukunft sei, bei deren Vernachlässigung, Nationalität und Patriotismus unvermeidlich zu Grunde gehen müssen. Bittere Erfahrungen und wahres Fortschreiten in der echten Geistescultur haben uns endlich diesen Eigendünkel benommen; die Thaten dieser Altvordern haben für uns ein neues Interesse erhalten, ihre Monumente sprechen uns wieder gemüthlich an, und sie aufzusuchen, die Ursache ihres Daseins der Vergessenheit zu entreißen, ist immer wie ehemals ein ganz undankbares Bemühen, wofür die

Zeitgenossen, wie es Aquilinus Julius Cäsar und Joseph Karl Kindermann erfuhren, keine Würdigung haben. — So will ich denn, da mir das Schicksal vergönnte, eine bessere Epoche zu erleben, dem noch nicht erloschenen Drange folgen, Beiträge zur Geschichte meines Vaterlandes zu liefern, in so weit es mir Zeit und Verhältnisse gestatten, und mich zugleich freuen, daß es uns Aelteren gelang, den Genius der Vaterlandsgeschichte zu erwecken, der nun so manchen unserer jugendlichen Mitbürger weiter auf den Pfaden führt, die ihm von uns gezeigt — erweitert wurden.

Graz, die Hauptstadt der Steiermark, besitzt so manche historische Merkwürdigkeit, die es verdient, von ihren Bewohnern gewürdigt zu werden. — Dieser Schloßberg, mit seinen erst im Jahre 1809 zerstörten Mauern, führt die geschäftige Phantasie bis in die graue Vorzeit der Römerherrschaft zurück, die sich hier schon einen befestigten Wohnsitz erbaute. Nach ihrem Untergange verwandelten ihn die Wenden in eine Veste, der sie vorzugsweise in ihrer Sprache den Namen eines Schlosses, Gradez, gaben. Als Karl der Große die Avaren verjagte, und die Wenden besiegte, nahmen die Baiern hiervon Besitz, nannten es Baierisch Grätz, und wurden die Urväter der jetzigen Bewohner dieser Stadt. Als die Markgrafen von Steier im elften und zwölften Jahrhundert ihre Herrschaft über unsere Fluren ausdehnten, und ihnen endlich ihren Namen gaben, besaßen Abkömmlinge dieses Geschlechtes jenes Schloß, und nannten sich davon die Herren bei Graz. Schon mehr als ein Jahrhundert vom Herrscherstamme geschieden, und hinabgesunken in die Zahl gemeiner Edlen, wurden die Herrn von Graz von der Erbfolge ausgeschlossen, als der Hauptstamm mit dem letzten Ottokar erstarb, und die mächtigen Babenberger, ihre Ansprüche fürchtend, entzogen ihnen sogar den Besitz dieses Schlosses, das von nun an landesfürstlich blieb, von

Zeit zu Zeit weitere Ausdehnung seiner Mauern erhielt, und endlich im sechszehnten Jahrhundert in eine förmliche Festung umgestaltet ward, trotzend den Verehrern des Mondes, die nach dem Umsturze des oströmischen Kaiserthrones unsere fürchterlichen Nachbarn wurden. Nach dieser Epoche, wie viele Erinnerungen erweckt der Anblick dieses Berges in der Seele des mit der Geschichte bekannten Grazers! — Täglich werden sie erregt durch den feierlichen Schall jener großen, und durch das klägliche Getöne jener kleinen Glocke, von denen die erstere, seit dem Jahre 1587, die letztere seit dem Jahre 1382 so vielen Generationen, welche kamen und schwanden, ihre Stimmen erschallen ließen. — Durchwandelt man die Stadt, so stellt sich in einer erhabenen Abgeschiedenheit die ehrwürdige Fürstenburg dem Auge dar. Obschon sie im fünfzehnten und achtzehnten Jahrhundert manche innere Umstaltung erlitt, so behielt sie doch der Merkmale viele, welche ihr hohes Alter verkünden. Den ersten Grundstein zu dieser Burg legten höchst wahrscheinlich die alten Traungauer, — sie, die Cekropse und Cadmuse unserer Steiermark — und wohnten hier, wenn sie vom Stammschlosse Styr oder Steier herab eine Bereisung ihrer so sehr erweiterten Markgrafschaft unternahmen. In den Mauern dieser Burg walteten oft die mächtigen Babenberger, als sie das reiche Erbe der Steiermark mit Oesterreich glücklich vereinigt hatten. Hier hausten auch viele der Söhne Habsburgs, denen die unerschütterliche Treue der Steiermärker so oft in den gefahrvollsten Momenten Rettung und Hilfe gewährte. — Ueber diesem Thore, nächst der Burg, sieht man einen Stein, der die Landeswappen Oesterreichs und Steiermarks darstellt; zum Denkmale der Epoche, als im Jahre 1192 die erste Vereinigung dieser Länder geschah. — Wenn gleich diese Domkirche der Burg gegenüber erst im fünfzehnten Jahrhundert erbaut ward, so sagt uns doch die Geschichte, daß hier schon früher

eine kleine aber uralte, dem Frankenpatron Aegidius geweihte Kirche stand, vor welcher die königlichen Abgesandten der Karolinger unter Gottes freiem Himmel ihre öffentlichen Gerichte hielten, bei denen Jeder, selbst gegen den regierenden Gaugrafen, seine Klage anbringen konnte. — Dieser Tummelplatz — jetzt so sehr umgestaltet — erinnert uns, daß hier einst in Turnieren und bei gerichtlichen Zweikämpfen die Ritter ihre Rosse tummelten. Hier machte Leopold der Tugendhafte, aus dem babenbergischen Regentenhause nach der Ererbung der Steiermark den unglücklichen Sturz mit dem Pferde, der ihn in das Grab stürzte.

Vor diesem Eisenthore, von dem einst ein fester Thurm trotzig hernieder schaute, das einst wirklich von einem ganz eisernen Thore verschlossen ward, erwartete Otto von Lichtenstein, der Landeshauptmann mit Heinrich, dem Abt zu Admont, den aus Oesterreich über Hartberg heranziehenden Kaiser Rudolph von Habsburg; hier, als er kam, erklärte ihm der Abt in einer zierlichen Rede, daß dieses Thor nur dann sich öffnen werde, wenn Rudolph die Bestätigung der Freiheiten und Rechte des Landes durch sein Kaiserwort gelobe. — Aus diesem Zeughause in der Herrengasse führte eben jener Otto von Lichtenstein, dessen Heldengeschlecht schon im elften Jahrhundert unter Steiermarks Edelsten glänzte, tausend schwer geharnischte Reiter in die Schlacht auf dem Marchfelde, wo Habsburgs Sein oder Nichtsein entschieden ward. — In diesem Landhause geschahen so viele Huldigungen, beschwor noch der letzte Habsburger die in der Landhandveste enthaltenen Landesrechte. — Zwischen den beiden Bogen dieses Murthores lispelt der Genius der Steiermark trauernd so manchem Vorüberwandelnden noch den Namen Baumkircher zu. Hier nahe am Brunnen zeigte ein mit einem Kreuze bezeichneter, jetzt leider hinweg genommener Stein den Platz, wohin das Haupt des tapfersten Steiermärkers fiel.

der Unglücklichen, die hier gefoltert wurden. Immer enger, immer beklemmter ward mir das Herz, dessen schnelles Pochen ich selbst zu hören vermochte. Gern wäre ich davongelaufen, aber wie sollt' ich in diesem mir ganz unbekannten Orte, den auch nicht der schwächste Lichtstrahl erhellte, den Ausgang finden? Verließ ich meinen Schlupfwinkel, und könnt' ihn dann, bei der Vereitlung meines Versuches zu entfliehen, nicht sogleich wieder finden, was würde mein Loos sein, wenn man mich hier überraschte? So mußte ich denn bleiben, und unter tausend Seelenqualen den Ausgang des Trauerspiels erwarten. Die Tortur anderer Art, welche ich hier ausstand, mochte wohl schon ein paar Stunden gedauert haben, als ich plötzlich an der Thür ein kleines Geräusch vernahm. Mehrere vermummte Männer mit einer Blendlaterne traten herein, die sogleich eine Fackel anzündeten. Durch eine Spalte des Schrankes, hinter welchem ich verborgen war, sah ich jetzt einen großen schlanken Mann von mittleren Jahren, dessen Kleidung und ganzes Aussehen einen höheren Stand verriethen, vorführen, und ihm seine Vermummung abnehmen. Bleich war sein Gesicht, das jedoch eine gewisse männliche Entschlossenheit auszusprechen schien. Ein Franziskaner trat nun hervor, vor dem sich der Unglückliche auf ein Knie senkte, und von ihm gesegnet ward. Rasch erhob er sich jetzt, und setzte sich hin auf den Stuhl, unter welchem ein breiter rother Teppich ausgespannt war. In diesem Momente erschien der Vater meiner Geliebten und warf den Mantel von sich. Das Richtschwert blinkte gräßlich in seiner Hand. Es zischte durch die Luft, und augenblicklich kollerte der abgehauene Kopf auf dem Teppich hin. Kaum war dies geschehen, so wurde die Fackel wieder ausgelöscht. Alle verschwanden und ließen mich allein mit dem Todten. — Es ist unmöglich ihnen, mein junger Freund, den damaligen Zustand meiner Seele zu schildern. Nahe einer

Ohnmacht fühlt ich mich. Endlich — nach langem Harren — erschien meine Befreierin. Sie wollte, als wir ins Freie kamen, noch einige Liebkosungen zum Dank für dieses Schauspiel von mir erhalten, allein ich war hierzu ganz und gar nicht gestimmt. Ich eilte nach Hause und brachte den Rest der Nacht schlaflos, in einem heftigen Fieberzustande hin. Diese Begebenheit vernichtete in mir plötzlich alle Liebe für das Mädchen. Nie mehr sprach ich mit ihr, ich floh sie, und ich bedurfte einer langen Zeit, die schrecklichen Bilder dieser Nacht aus meiner Phantasie zu verbannen."

Mit obiger Erzählung steht eine zweite in Verbindung, weil sie sich ebenfalls auf diesen Thurm bezieht, und die Ursache enthält, warum derselbe, bei Aufhebung der Tortur, vom Grunde aus abgebrochen ward. Gerade um die Zeit, als der tyrolische Kanzler Hormayr, ein Sonnenfels und andere dem Genius ihrer Zeit an Aufklärung vorgeeilte Männer, die Abschaffung der Tortur in Oesterreichs Staaten mit allem Eifer betrieben, ereignete sich zu Graz ein Fall, der — obgleich auf eine sehr tragische Art — ihr menschenfreundliches Unternehmen begünstigte. Selbst das Böse muß oft auf unserer Erde den Samen des Guten zur Reife befördern helfen.

In der größten und volkreichsten Vorstadt von Graz befand sich ein wohlbemittelter Bürgersmann, der bereits erwachsene Söhne hatte, von denen der Eine, übermüthig ob des Vaters Reichthümer, der leichtfertigen Streiche viele verübte. Noch lebte die verwitwete Mutter dieses Bürgers, hatte alle häuslichen Geschäfte abgegeben, und bewohnte in dem Hause ihres Sohnes ein abgeschiedenes Zimmer, wo sie den Rest ihrer Tage der frommen Vorbereitung zur nahen Reise in eine andere Welt widmete. Dieser bejahrten Frau ward plötzlich ihr ganzes Schatzgeld, bestehend aus vielen alten goldenen und silbernen Münzen von ungewöhnlicher Größe, entwendet.

Der beträchtliche Diebstahl machte vieles Aufsehen. Man forschte dem Entwender nach, verfiel auf allerlei Muthmaßungen und kam endlich zur vermeintlichen Ueberzeugung, es könne niemand Anderer, als das Zimmermädchen des Hauses gewesen sein, weil es die alte Frau zu bedienen hatte, die sonst von wenigen Menschen besucht ward. Die Familie zeigte ihren Verdacht, der durch das Zusammentreffen mancher Umstände wirklich viele Wahrscheinlichkeit erhielt, dem Gerichte an, und das Mädchen wurde eingezogen. Man verhörte sie, sie leugnete abermals, und rief unter zahllosen Thränen, Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an. Weil nun die Arme in Güte nichts gestehen wollte, schritt man zur Anwendung der Tortur. Sie wurde in jenen Thurm geführt, und es ward mit dem ersten Grade der Folter der Anfang gemacht. Der Schmerz hatte die Wirkung, daß sie wimmernd alles zu gestehen versprach. Man führte sie darauf in das Gefängniß zurück, allein als es zu einem Verhöre kam, leugnete sie die That abermals, und flehte Himmel und Erde um Beistand an, ihre Unschuld an den Tag zu bringen. Für eine boshafte Halsstarrigkeit hielten es die Richter. Man schleppte sie abermals in den Marterthurm, und die Aermste mußte den zweiten Grad der Folter ausstehen. Neues Versprechen, alles zu bekennen, war die Folge; allein ebenso beharrlich wie das erste Mal, war sie in der Betheuerung ihrer Unschuld, als sie bei einem neuen Verhöre ihr Versprechen erfüllen sollte. Die Richter schritten zur Anwendung der höheren Grade der Tortur. Das unglückliche Schlachtopfer versprach immer zu bekennen, wenn es die Schmerzen empfand, und leugnete wieder, wenn es den Marterthurm verlassen hatte.

Während der Zeit, als man zu Graz, die periodischen Peinigungen des armen Mädchens vernahm, mußte in der fernen Hauptstadt eines fremden Landes etwas vorgehen, ihre

Unschuld an den Tag zu bringen. Gerade in der Zeit, als im Hause ihres Dienstherrn das Schatzgeld seiner Mutter verloren ging, trat einer seiner Söhne — eben jener, von dessen leichtfertigen Gesinnungen schon oben Erwähnung geschah — die bei Handwerkern übliche Wanderschaft an. Er kam nach Salzburg, und bald verleitete ihn sein roher Uebermuth, des Reichthums gewöhnlicher Gefährte, sich in einen Raufhandel einzulassen. Sein Unternehmen fiel so unglücklich aus, daß man ihn halbtodt in seine Wohnung zurück brachte. Da der Arzt an der Erhaltung seines Lebens zweifelte, so wurde ein Priester gerufen. Der Kranke beichtete und gestand, daß er es war, der das Schatzgeld der Großmutter mit sich nahm, wegen welchem das Zimmermädchen seines Vaters eingekerkert, und schon öfters gefoltert worden sei. Der Geistliche erklärte, er könne ihn von seinen Sünden nicht lossprechen, wenn er ihm nicht erlaube, die Unschuld des Mädchens unverzüglich dem Gerichte von Graz anzuzeigen. Der Kranke, den nahen Tod fürchtend, ertheilte hierzu die Bewilligung. Der Geistliche schrieb. — Als sein Schreiben in Graz anlangte, hatte die Tortur das arme Mädchen bereits fürs ganze Leben in einen erbarmungswürdigen Krüppel verwandelt. Aus dem Kerker wandelte sie in das Siechenhaus, wo sie bis zu ihrem Tode, von der Familie, die ihr dies Unglück bereitete, eine tägliche Zulage von zwanzig Kreuzer genoß.

Sie war — vermuthlich in der ganzen Monarchie — die letzte Unschuld, welche die Qualen der Tortur erdulden mußte. Diese Begebenheit machte großes Aufsehen, und kam selbst zur Kenntniß der Regentin Maria Theresia. Die Folter wurde abgeschafft, und der Reckthurm gänzlich geschleift, damit keine Spur mehr von dem Orte übrig bleibe, wo so manche Unschuld die bittersten Menschenqualen erduldete.

Diese Begebenheit erzählte mir vor einiger Zeit der gegenwärtige Scharfrichter zu Graz, dem sie sein Vater, welcher jene Unglückliche foltern mußte, selbst mittheilte.

Welche Zeiten, welche Sitten! Unsterbliche Maria Theresia, gesegnet sei dein Andenken! Gesegnet das Andenken Derer, die dich bestimmten, die Folter abzuschaffen! Wenn wir jetzt von dieser sprechen, so erscheint sie uns als eine längst verschwundene Sache, gleich den gerichtlichen Zweikämpfen, Feuer- und Wasserproben des Mittelalters und doch starb erst vor Kurzem der Mann, dem wir die Abschaffung der Tortur vorzüglich zu verdanken hatten. Großer Sonnenfels! Unsterblich bleibst du in Oesterreichs Annalen, wenn gleich deine jüngeren Zeitgenossen, schon so weit auf der Bahn der Humanität und Geistescultur vorgeschritten sind, daß sie es vergaßen, wie viel du zur Eröffnung dieser Bahn mitwirktest. Die leichtfertigen Kinder erquicken sich an den süßen Früchten des Baumes, den ihr Großvater pflanzte, aber nur selten erinnern sie sich des Pflanzers. Vergessen und vergessen werden ist Menschenloos. Der wahre Menschenfreund darf nicht ermüden den Samen des Guten auszusäen, hat er gleich keinen Lohn dafür zu erwarten. Wenn nur die Frucht gedeiht; mag man den Pflanzer vergessen! Die Allmacht lasse ihn siegen, den Genius der Menschheit, in seinem heiligen Kampfe!

Die Grafen von Sonnenberg.

Wenn wir die Geschichte des Menschengeschlechtes von der ältesten bis zur jüngsten Vergangenheit mit einem philosophischen Auge überblicken, so stellt sie uns den Ball, im verjüngtesten Maßstabe der eigentliche Ameisenhaufe, den wir bewohnen, als einen ungeheuren Kampfplatz dar, worauf endloses, sich immer wieder erneuendes Kämpfen und Morden nur zuweilen durch kurze Epochen unterbrochen wird, die nur darum erscheinen, weil die Kämpfer einiger Pausen der Ruhe bedürfen, um zur Erneuerung ihrer blutigen Arbeit neue Kräfte zu sammeln. Diese Epochen hatten öfters eine längere Dauer, als die Kriege noch im Großen geführt wurden, wie es jetzt wieder geschieht. Das Mittelalter hingegen erscheint uns darum in einem rastlosen, inneren und äußeren Kampfe, weil sich der Krieg gleichsam vereinzelt hatte, und selbst im Innern der Staaten Europas rohe Kräfte mit rohen Kräften in einer fortwährenden Reibung begriffen waren.

Das Gemüth des Geschichtsforschers empört sich vorzüglich bei der Geschichte des Mittelalters, wo regellose Gewalt und Unterdrückung, Freiheit und Despotismus, Raub und Mord

die immer wechselnden Gestalten sind, die sie vor seinen Augen erscheinen läßt. Nur eine Erquickung wird ihm gewährt: zu sehen den stillen heiligen Kampf des Christenthums mit der kraftvollen Wildheit, welche die Völker von ihren Altvordern ererbt hatten. Viele Jahrhunderte dauerte dieser schwere Streit, und die edlen Kämpfer, die endlich der sanften göttlichen Christuslehre den Sieg errangen, verdienen die Palmen der Unsterblichkeit auf eine viel erhabenere Art, als jene Weltverwüster, von denen die Geschichte uns so viel erzählt, ihre in Völkerblut getauchten Lorbern. Wenn wir uns jetzt über die Freigebigkeit verwundern, mit welcher unsere Vorfahren Kirchen und Klöster erbauten oder begabten, so müssen wir zugleich bedenken, daß in jenen Zeiten solche Werke ebenso moralisch gemeinnützig waren, wie es noch jetzt körperlich wohlthätig ist, wenn ein menschenfreundlicher Muselmann in einer wasserleeren Wüste Brunnen zur Erquickung der Vorüberwandelnden erbaut. Die von wilden Leidenschaften glühende Seele des Barbarensohnes bedurfte einer geistigen Abkühlung an dem Borne des Christenthums ebenso sehr, als der Wanderer in Arabiens Wüsten einen Labetrunk für seinen müden Körper bedarf. Allerdings wurden viele Klöster nur von reichen Sündern erbaut, die sich damit nach einem lastervollen Leben an der Neige ihrer Tage den Himmel erkaufen wollten; doch selbst dieser Beweis einer obgleich spät eingetretenen Rückkehr zur Tugend war schon wohlthätig. Erfreulicher ist jedoch die geschichtliche Erscheinung, daß auch die edelsten Menschen der Vorzeit einen gleichen Trieb zu frommen Stiftungen empfanden, um doch der leidenden, in den Staub getretenen Menschheit einige Zufluchtsorte zu gewähren, um durch die Vermehrung der christlichen Glaubenslehrer mit der Verbesserung des Unterrichtes in dieser Lehre, die Entwilderung ihrer Zeitgenossen und deren Nachkommen zu befördern. Die

Geschichte der Entstehung solcher Stifte, wo wahre Frömmigkeit und Menschenliebe mit wohlthätiger Hand den Grundstein legten, hat nicht selten ein gemüthliches Interesse. Wir wollen somit eine derselben zum Gegenstande dieser Erzählung wählen, weil sie mit besonderen Begebenheiten verbunden ist, die in den nie gedruckten und bisher fast unbekannten Annalen des Stiftes Rein einer gänzlichen Vergessenheit entrissen wurden.

In Oberkärnthen, auf einem von der Sonne freundlich bestrahlten Berge, prangte einst eine große gewaltige Veste, die der Strom der Zeit, dem sie durch Jahrhunderte trotzte, doch endlich so ganz hinwegspülte, daß von ihr keine Spur mehr zu finden ist. Sonnenberg hieß diese Burg, die einem mächtigen, auch schon längst erloschenen Grafengeschlechte ihren Namen gab. Hier wohnte in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts Graf Bernard von Sonnenberg, ein Zweig des mächtigen Stammes der Grafen von Sponheim und Ortenburg, die als Kärnthens Herzoge erloschen.

Seine hohe Geburt, seine nahe Verwandtschaft mit dem damaligen Beherrscher der Deutschen, und seine Reichthümer gaben ihm einen glänzenden Rang unter den Edelsten seiner Zeit. Aber noch einen schönern und hellern Glanz gewährten ihm seine persönlichen Eigenschaften, worunter Gerechtigkeit, Biedersinn, Menschenliebe und wahre Frömmigkeit vorzüglich hervorleuchteten im Sternenkranze seiner Tugenden. Nur für die gerechte Sache kämpfte sein Schwert. Mächtig beschützte und beförderte er den Landfrieden, in den Gauen, die seinen Wohnsitz umgaben. Nur die Söhne des Raubes und des Mordes zitterten vor den Mauern der Veste Sonnenberg, die ein freundliches Asyl allen Bedrängten, Verfolgten und Nothleidenden war. Wie Graf Bernard unter den edelsten Männern, so glänzte auch seine Gattin Kunigunde unter den edelsten Frauen seiner

Zeit. Schön war der Seeleneinklang dieser Gatten, der sich besonders in der Gottesfurcht und Wohlthätigkeit gegen Nothleidende aussprach in den reinsten Accorden, die mit einem himmlischen Zauber die Menschen zur Nachahmung hinzogen. Bernard und Kunigunde wären die glücklichsten Sterblichen gewesen, hätte die Natur ihre Ehe auch mit Kindern, ihnen ähnlich an Tugend, geschenkt; doch dieses Glück war ihnen versagt; nur ein Brudersohn des Grafen ersetzte die Stelle eigener Kinder mit zärtlicher Liebe und dankbarer Ergebenheit.

Graf Heinrich von Sonnenberg, Bernards würdiger Neffe, war ein holder Jüngling, dessen sanfte Sitten und gemüthliche Bescheidenheit alle Herzen zwangen, ihm geneigt zu sein. Den schönen Körper belebte eine noch schönere Seele. Sehr unterschied er sich von den übrigen Edelsöhnen jener Zeit, von denen wenige kaum ihren Namen zu schreiben erlernten; die meisten wähnten, sich nur dazu geboren, ihr Leben auf Jagden, Turnieren und in Fehden hinzubringen. Zwar auch Heinrich erlernte alle ritterlichen Künste des Krieges, wußte Lanzen zu brechen, und das Schwert mit Gewandtheit zu führen, doch die neun unsterblichen Bewohnerinnen des Parnaß waren ihm lieber, als der rohe Kriegsgott, dessen zahllose Anbeter das liebe deutsche Vaterland in weite Mord- und Brandstätten verwandelt hatten. Nichts ist bei Erziehung der Jugend wirksamer, als das gute Vorbild der Eltern und Erzieher, sowie im Gegentheile nichts nachtheiliger ist, als böse Beispiele. Die Eindrücke, die das jugendliche Gemüth von ihnen erhält, bleiben unauslöschlich bis zum Grabe. Selbst wenn späterhin die Macht der Leidenschaften Menschen zu Verirrungen hinreißt, erscheint die Erinnerung an den tugendhaften Wandel der Eltern und Erzieher, wie ein rettender Genius, und führt nicht selten den Verirrten auf die Bahn der Tugend zurück. Darum, ihr Eltern und Erzieher, belehrt

eure Jugend in den Pflichten der Menschheit nicht blos durch schöne Worte, schöne edle Handlungen sind viel belehrender, weil überhaupt den Menschen ein mächtiger Nachahmungstrieb beseelt.

Heinrich genoß im Hause seines Oheims eine reinsittliche Erziehung. Er sah nichts, hörte nichts, als was gut und anständig war. Grobe Verirrungen und Entartungen der Menschheit blieben ihm unbekannt; dagegen wurde zartes Ehrgefühl, strenge Redlichkeit, deutscher Biedersinn, Liebe für Recht und Billigkeit, und warme Theilnahme an dem Schicksale leidender Menschenbrüder bei jeder Gelegenheit in der Seele des Jünglings angefacht und genährt. Ein Benedictiner Mönch, welcher auf dem Schlosse Sonnenberg zugleich die Stelle eines Geheimschreibers versah, wurde, ob seiner Gelehrsamkeit berühmt, zum Lehrer des jungen Grafen bestimmt. Bald schloß sich das sanfte, empfängliche Herz des Jünglings innig an diesen Lehrer, der ihn mit Güte behandelte, bald sein volles Zutrauen zu gewinnen wußte. Schwärmerische Religiosität, die allen irdischen Freuden entsagt, Menschen schon im Staubgewande einet mit des Himmels unsterblichen Bewohnern, war das Erste, was der Mönch in den Busen des Jünglings pflanzte. Sein wissenschaftlicher Unterricht reichte jedoch nicht weiter, als den gelehrigen Schüler auf jene Stufe des menschlichen Wissens zu führen, worauf wir zur demüthigen Erkenntniß unsers Nichtwissens gelangen, und dabei einen glühenden Durst nach Vermehrung unserer Kenntnisse empfinden.

Schon zu jener Zeit wußten die Franzosen den Wahn zu verbreiten, als sei nur bei ihnen wahre Geistesbildung zu erlangen, nur am Hofe ihres Königs jene feinere Lebensart zu erlernen, für welche der Geist der Ritterschaft bei dem jungen Adel bereits einige Empfänglichkeit vorbereitet hatte. Zugleich lebten damals in Frankreich zwei große Männer, deren Gelehr-

samkeit in ganz Europa so hoch berühmt war, daß ihnen Schüler aus allen Ländern zuströmten. An der Spitze der Laien glänzte Abälard, der unglückliche Geliebte der ebenso unglücklichen Heloise. Der Geistlichkeit hellster Stern war Bernard, Abt zu Clairvaux, der berühmte Stifter des Cisterzienser-Ordens. Er verdiente die Heiligsprechung, die ihm in der Folge auch zu Theil ward. Sein thatenvolles Leben würde in der Geschichte ganz ohne Flecken erscheinen, hätte nicht gerade die Verfolgung Abälards bewiesen, daß auch dieser fromme Mann nicht die Schwächen der Menschheit ganz abwerfen konnte. Graf Heinrich erreichte nun das Alter, wo im Jüngling von nicht gemeiner Natur ein mächtiger Drang erwacht, gleich einem flügge gewordenen Vogel dem Neste der Heimat zu entflattern, und hinzuschweben über jene blauen Berge, hinter welchen er das Land seiner verworrenen Träume, Ahnungen und Hoffnungen, die Wunderquelle, die den Durst seiner geheimen Sehnsucht stillen soll, zu finden wähnt. Der junge Graf, der so viel von Frankreich gehört hatte, dem sein Lehrer so viel von der fast übermenschlichen Weisheit des Abtes zu Clairvaux erzählte, empfand eine unwiderstehliche Sehnsucht, in dies Land zu reisen, um dort seinen Geist zu bilden, seine Sitten zu verfeinern. Von seinem Lehrer unterstützt, der zugleich Grafen Bernards Gewissensrath war, trug er diesem sein Verlangen vor, und der gütige Oheim gab den zärtlich geliebten Neffen die Erlaubniß zu dieser Reise.

Nach seinem Stande reichlich ausgestattet, selbst mit einem Empfehlungsschreiben des Kaisers der Deutschen an den König von Frankreich versehen, verließ Heinrich die Burg Sonnenberg, wo um den geschiedenen Jüngling der zärtlichen Thränen so viele floßen. Das harmlose Gemüth des jungen Wanderers schwelgte in den Genüssen des Anblickes so vieler neuer Gegen-

stände. Auf mancher Ritterburg wurde er gastfrei aufgenommen, aber zuweilen mußte er und sein Gefolge sich gegen Räuber und Wegelagerer mit den Waffen verwahren. Angenehme Gefühle erwirkten in ihm vorzüglich die deutschen Reichsstädte, wo Wohlstand, Bürgerfreiheit und Kunstfleiß ihn so freundlich, so erquickend ansprachen, wenn das traurige Loos der armen Hörigen auf dem Lande oft so wehe seinem gefühlvollen Herzen that. Bei dem Anblicke des Rheins, dieses hochberühmten vaterländischen Flusses, dessen heilige Wogen damals noch an beiden Ufern deutsche Erde küßten, loderte hoch auf in seiner Brust die Lohe der Vaterlandsliebe, und die Erinnerung der großen Thaten, die unsere Altvordern an den Ufern, in den diesen majestätischen Strom umgebenden Gefilden vollbrachten, schwebte lebendig vor seiner Seele. Aber nun erreichte er Galliens Grenze, seine angenehmen Gefühle schwanden, sein Herz fühlte sich gepreßt bei dem Anblicke fremdartiger Gesichter, fremder Sitten, und bei dem Tone einer fremden Sprache, die er zwar schon erlernt hatte, die ihm aber nicht gemüthlich war. Mit widrigen Empfindungen erblickte er endlich die Hauptstadt Paris. Sein guter Engel lispelte ihm die Ahnung zu, daß er dort schwere Prüfungen zu überstehen haben werde.

Wenige Tage nach seiner Ankunft erschien Heinrich am Hofe des Königs. Ludwig der Sechste nahm den Verwandten des Kaisers der Deutschen gütig auf. Noch gütiger empfing ihn jedoch die Königin Adelaide, eine geborene Gräfin von Maurienne von Savoyen mit ihrer holden Tochter Constantia. Diese beiden Damen fühlten gar bald ein unschuldiges Wohlwollen für den schönen bescheidenen Jüngling, dessen Anspruchlosigkeit sehr abstach gegen die Anmaßungen der jungen Adeligen an diesem Hofe, die äußere Artigkeit und Galanterie mit innerer Rohheit und Charakterlosigkeit sonderbar in sich vereinten. Bald fiel den

Letzteren dieser deutsche Fremdling auf, dessen schöne Gestalt und kraftvoll blühende Jugend sie beneideten. Als sie aber dessen Bescheidenheit bemerkten, die es kaum wagte, einer Dame ins Auge zu sehen, nannten sie ihn einen blöden Schäfer, der ihnen beim schönen Geschlechte gar nicht gefährlich werden könnte. Wirklich hatten sie auch in ihrem Sinne recht; denn das, was sie bei den Schönen suchten, war dem Sohne der reinsten Sittlichkeit noch ganz unbekannt. Dieser fing sogleich an, sich mit allem Eifer den Wissenschaften, besonders dem Studium der Philosophie zu widmen. Oft wurde er zu den Hoffesten geladen, wohnte den prachtvollen Turnieren und Hofgelagen bei, allein sein Gemüth nahm keinen Antheil an diesen rauschenden Vergnügungen, die mit seinen innersten Gefühlen, mit der Welt, die er in seinem Busen trug, im Mißklange standen; dabei war seine Unschuld und Sittenreinheit so groß, daß er die Verderbtheit und Verkehrtheit, die ihn umgaben, gar nicht bemerkte — nicht ahnte. Die jungen Höflinge waren es schon müde, über den deutschen Frömmler, wie sie ihn nannten, zu spotten, und übersahen ihn beinahe ganz, wenn er am Hofe erschien; doch der Damenblick war schärfer, sie suchten den, der sie zu meiden, unter so vielen Männern ihren Reizen allein nicht zu huldigen schien. Selbst die Königin und ihre liebenswürdige Tochter sprachen oft und gern mit dem jungen Deutschen, der ihnen zwar nie eine Schmeichelei sagte, sich aber so sanft, so gemüthlich aussprach, und durch alles, was er sagte, ein gutes Herz, eine schöne Seele und eine liebenswürdige Schwärmerei verrieth. Nach jeder Unterredung wurde ihnen der Jüngling interessanter; besonders Constantia fühlte sich wunderbar zu ihm hingezogen. Es war nicht irdische, aus dem Geschlechtstriebe entspringende Liebe, was sie empfand; es war eine geheime Seelenverschwisterung, die schon aus einem anderen, früheren Leben ihren Ursprung zu haben

schien. Zärtliches, schwesterliches Wohlwollen fühlte die Prinzessin für ihn, und auch seine Seele empfand süßes, ihm unerklärbares Hinneigen zu ihr — zu ihr der Gütigen, der Sanften, der Reinen.

Es wurde zum Geburtstage des Königs ein großes Fest veranstaltet, wobei nach dem Geiste der Zeit ein prachtvolles Turnier, wozu man schon lange vorher die Einladungsschreiben an alle Ritter in den fernsten Gegenden ausgeschickt hatte, nicht unterbleiben durfte. Der Tag erschien. Die Ritter und Damen versammelten sich bei Hofe. Erstere, unter welchen sich auch Heinrich befand, in ihren hellstrahlenden Stahlgewändern, letztere im höchsten Schmucke, den der Luxus der damaligen Zeit zu erfinden vermochte. Jede Dame mußte sich nun für das Fest einen Ritter wählen. Die Königin wählte zuerst, und dann kam die Reihe an die Prinzessin. Mit melodischer Stimme nannte Constantia den Grafen von Sonnenberg. Erröthend nahte Heinrich sich, empfing auf ein Knie gesenkt, die Schärpe, womit ihre Lilienhände ihn schmückten. Weiß, die Farbe der Unschuld, und Blau, die Farbe der Beständigkeit, waren die Leibfarben der Prinzessin, die sie in dieser Schärpe künstlich verwebte. Heinrich, den sein Oheim, nach altdeutschem Geiste, von frühester Jugend an in der Reitkunst und in der Geschicklichkeit, die Lanze zu führen, unterrichtet hatte, der einen patriotischen Stolz empfand, daß die Deutschen die Erfinder der Turniere waren, fand bald Gelegenheit, auf der Rennbahn sich seiner Dame würdig zu beweisen. Ein Franzose nach dem andern wurde von ihm aus dem Sattel gehoben. Eine goldene Kette mit dem goldenen Brustbilde des Königs war der Dank, den Constantia ihrem Ritter selbst um den Nacken legte, und als seine Hand die ihrige berührte, sie dankend zu küssen, war ein leiser, flüchtiger, fast unwillkürlicher Druck seiner Hand, die unbemerkte, aber doch die Gefühle der Geberin süß verrathende Zugabe.

Nach dem Turniere begann der Ball, den jeder Ritter mit seiner Dame beginnen mußte. Es war auch vorzüglich jedes Ritters Pflicht, sich mit der Unterhaltung seiner Dame zu beschäftigen. Dieser Umstand nöthigte den Grafen, sich mehr und länger mit der Prinzessin zu besprechen; indeß die anderen Ritter fast alle ihren Damen abgeschmackte Liebeserklärungen vorschwätzten, unterrichtete Heinrich Constantia von der Verfassung und den Sitten seines Vaterlandes, und unvermerkt ging ihre Unterredung auf einen ganz anderen Gegenstand über. Dieser Gegenstand war — platonische Liebe. Mit schwärmerischer Beredtsamkeit schilderte der sanfte Jüngling die Schönheit, die Wonnen dieser Geistesliebe, jedes seiner Worte schlich sich tief in das Herz der zärtlichen, ebenso unschuldigen und schwärmerischen Constantia. Zwar kannte Heinrich diese Liebe auch nur aus Büchern, aber das, was er von ihr gelesen hatte, begeisterte ihn so sehr, daß diese Begeisterung die Stelle der eigenen Erfahrung ersetzte; die Prinzessin, mit ihren Zartgefühlen verstand ihn nur gar zu bald. Schon schwebten die beiden guten Seelen auf Aetherflügeln hinan in die Regionen einer besseren Welt, wo heimliche Liebe, frei von allen Schlacken der Sinnlichkeit, des Staubes gute Kinder zur Gemeinschaft mit den Unsterblichen erhebt, als ein widriger Zufall sie störte, sie wieder hernieder zog zu des Erdens Wandels prosaischen Sorgen und Widerwärtigkeiten. Plötzlich erscholl im Tanzsaale die Nachricht, es brenne in der Stadt, unfern der Königsburg. Da nun diese mit einer hohen und starken Mauer umgeben war, bekümmerte man sich wenig um das Schicksal der Unglücklichen; aber in Heinrichs Brust erwachte sogleich der Menschheit hohes Pflichtgefühl, das von Constantias flehendem Blicke noch mehr entzündet ward. Schnell verschwand er aus dem Saale, aus der Burg, und eilte mit geflügelten Schritten hin zu

dem Orte des Jammers. Die Flammen hatten bereits drei Häuser ergriffen, als Heinrich erschien, und auf der Stelle bemerkte, daß es dem zusammen gelaufenen Pöbel mehr an Geschicklichkeit und Anlagen, als an gutem Willen, dem Uebel zu steuern, mangle. Der edle Jüngling stellte sich sogleich an die Spitze der Löschenden, sprach ihnen zu, ermunterte sie, und da er selbst — nicht achtend das Versengen und Beflecken seines Prunkgewandes — der thätigste war, so hatte sein Vorbild eine magische Wirkung. Schon war der weiteren Verbreitung des Feuers Einhalt gethan, schon hatte Heinrich unter die unglücklichen Bewohner der Gebäude, welche nicht mehr gerettet werden konnten, alles Geld, das er bei sich hatte, vertheilt, als auf einmal aus einem dieser schon beinahe ganz verbrannten Häuser eine Weiberstimme kläglich um Hilfe rief. Die Stimme erscholl aus der Tiefe eines Kellers. Nicht einen Augenblick besann sich Heinrich. Durch Rauch und Flammen drang er hinein, fand in dem halbeingestürzten, mit Dampf erfüllten Keller eine Mutter mit ihren drei wimmernden Kindern, faßte diese rasch in seine Arme, befahl der Mutter ihm zu folgen, und vollbrachte glücklich der Kinder Rettung. Als sich jedoch der Retter nach der Mutter umsah, vermißte er sie. Er drang noch einmal in das Haus, fand sie aber halb erstickt auf des Kellers Schwelle, faßte sie in seine Arme, und trug sie durch die Flammen zu ihren geretteten Kindern. Kaum war er dem Hause entkommen, so stürzte es krachend zusammen. Als nun das Werk der Rettung vollbracht, die Mutter wieder zur Besinnung gekommen war, warf sie sich zu des Retters Füßen, die ihre Kinder mit den Händchen umklammerten. Sie dankte für die Lebensrettung, aber beweinte zugleich den Verlust all' ihrer Habe, die Unmöglichkeit, künftig ihre armen Kinder zu ernähren. Tief drang ihr Wehe in die gefühlvolle

Seele des Jünglings. Schweigend ruhte sein Mitleidsblick auf diesen schuldlosen Unglücklichen, reges Verlangen ihnen zu helfen, sprach sich in all' seinen Mienen und Geberden lebhaft aus. Es ist für den Edlen ein trauriges, höchst unangenehmes Gefühl, seine Menschenbrüder leiden zu sehen, ohne ihnen helfen zu können. Von diesem Gefühle gepeinigt, berührte Heinrich zufällig mit der rechten Hand seine bewegte Brust, wo sie die goldene Kette erfaßte, womit ihn vor einigen Stunden Constantia geschmückt hatte. Schnell entschlossen nahm er dieses schwere Goldgeschmeide vom Nacken, warf es der Witwe in den Schooß, und — entschwand.

Nicht in den königlichen Prunksaal, nicht zu Constantia zurück eilte jetzt der deutsche Jüngling. In seiner einsamen Kammer überließ er sich den Wonnegefühlen, womit das eigene Herz sich für wahre Edelthaten selbst belohnt. Bald kam die Nachricht von Heinrichs Menschlichkeit und Großmuth an den Hof, zu den Ohren des Königs. Dieser überhäufte den Jüngling bei seiner Wiedererscheinung mit Lobeserhebungen, stellte ihn den französischen Edelsöhnen zum Vorbild dar, gab ihm im königlichen Schlosse eine Wohnung, und ernannte ihn zum Kämmerling. Als Heinrich vor Constantia wieder erschien, besorgte er, sie würde, wegen Hinopferung ihres kostbaren Ehrengeschenkes auf ihn ungehalten sein. „Verzeiht“, lispelte er verlegen, „verzeiht edle Prinzessin, mein Vergehen, eine noch höhere Königin, die ewige Mutter der himmlischen Liebe gebot mir.“ Mit einer stillen Zähre im Auge zog Constantia ein goldenes Kreuz aus dem Busen, und überreichte es dem Jünglinge mit den Worten: „Nehmt diese geweihte Gabe zum Ersatz. Ein Stück von dem Kreuze, worauf unser Erlöser, der Sohn jener himmlischen Liebe, starb, ist die Kostbarkeit, die dieses Kreuz enthält. Mög' es euch durchs ganze Leben vor allen Versuchungen der Hölle bewahren“.

Heinrich drückte das liebe Geschenk an seine Lippen, verbarg es dann auf seiner Brust, auf welcher es ruhte, bis der letzte Lebenshauch aus ihr verschwand.

Für den armen Jüngling nahte jetzt eine Begebenheit, die über sein ganzes Leben entschied. Seitdem er in der Königsburg wohnte, mußte er nicht nur sehr oft Kammerdienste bei der Königin verrichten, sondern auch manchen Abend mit ihr und ihrer liebenswürdigen Tochter im trauten Gespräche zubringen. Die Geistesbildung, die sittliche Bescheidenheit, die gutmüthige Treuherzigkeit des jungen Deutschen machte ihn den beiden Damen immer interessanter, immer unentbehrlicher und so schlang sich allgemach um die drei edlen Seelen das Band inniger Zuneigung. Adelaide liebte den Jüngling als Mutter, wie eine zärtliche Schwester hing Constantia an ihrem Seelenbruder. Die Arglosigkeit der wahren Unschuld kennt die Masken nicht, hinter welche die Heuchelei ihre Tücken verbirgt, und so wird die Tugend sehr oft verkannt und verleumdet, indem sie Bösen oft die Mittel erleichtert, Guten Böses anzudichten. Auch den beiden Damen und ihrem Gesellschafter ging es so, ohne daß sie hievon die mindeste Ahnung hatten. Wenn Heinrich und Constantia in mildem Mondendämmerlichte Hand in Hand lustwandelten, in den königlichen Gärten sich von der Mehrheit der Welten, von der Unsterblichkeit der Seele, von dem Wiederfinden aller Guten in besseren Gefilden besprachen, argwöhnte der Pöbel, nur sinnliche Geschlechtstriebe sie der Inhalt ihrer trauten Gespräche und die Seele ihres Umganges.

Kochender Neid über den süßen Minnesold, den nach ihrer Meinung der junge Fremdling von der liebenswürdigen Tochter ihres Königs erhielt, brachten ein bübisches Bündniß unter den Edelsöhnen des Hofes zu Stande. Jeder dieser jungen Liebes-

ritter versuchte sein Glück bei Constantia; aber auch jeder mußte unerhört abziehen. Hierüber noch mehr erbittert, brachten es Heinrichs Feinde durch ihre mächtigen Väter so weit, daß er öffentlich vor dem obersten Königsgerichte eines unlauteren Umganges mit der Prinzessin angeklagt wurde. Hochbetrübt waren König und Königin über diese vermessene Anklage; doch bei dem Uebermuthe der Großen durften sie den Gang, die Entscheidung des Gerichtes nicht hemmen. Heinrich, im Gefühle seiner Unschuld, vertheidigte sich mit furchtloser Freimüthigkeit; allein die Richter waren seine Feinde. Sein Erbieten, mit den Anklägern auf Tod und Leben zu kämpfen, wurde verworfen, und der Spruch erging: Es sollte um die neunte Stunde des kommenden Tages Heinrich Graf von Sonnenberg unbewaffnet den Kampf mit einem grimmigen Löwen bestehen. Insofern ihn dieser verschonen würde, wäre seine und der Prinzessin Unschuld erprobt, verschläng ihn aber das Ungeheuer, so sei dies eine gerechte Vergeltung seines Verbrechens.

Keine Feder vermag es zu beschreiben, in welcher Herzensangst die Königin und ihre Tochter die Nacht durchwachten; aber ein Strahl der himmlischen Gnade senkte sich herab in Heinrichs Seele, in welcher sich ein inniges Vertrauen zu dem ewigen Beschützer der Unschuld entflammte. Es träumte ihm, die Königin des Himmels, von zahllosen Engeln umgeben, schwebe nieder zu ihm in unbeschreiblicher Glorie, und breite ihren blauen, mit funkelnden Sternen besäeten Mantel schützend über ihn aus. Mit grauendem Morgen erwachend, kleidete er sich vom Fuße bis zum Kopfe in ein weißes Gewand, seine Unschuld zu verkünden. Hin in den Tempel des Herrn eilte er nun. Mit hoher Andacht empfing er dort das göttliche Abendmahl, warf sich nieder auf das Angesicht vor dem Bilde der

Mutter des Welterlösers; ein feierliches Gelübde seines Herzens tönte dort von seinen Lippen zu ihr empor. Dumpf und schauerlich ertönte jetzt die neunte Stunde. Entschlossen und gefaßt erhob sich nun der Jüngling, verließ die Kirche und wandelte hin zur ernsten Stelle, wo die Vermessenheit der Menschheit den Himmel herausforderte, die Unschuld durch ein Wunder zu beschützen. Zahlloses Volk war bereits im Circus versammelt. Selbst die Königin mußte mit ihrer in namenlosem Weh fast vergehenden Tochter bei diesem fürchterlichen Schauspiele erscheinen. Als Heinrich erschien, durchbebte alle Anwesenden heiliger Schauder; es kam ihnen vor, als umgebe seine Gestalt milder Schimmer des Himmels. Jetzt betrat der Jüngling den Platz der Entscheidung. Knarrend schloß sich hinter ihm das Thor. Wenige Augenblicke später öffnete sich die Fallthür des Zwingers, den Heinrichs Gegner bewohnte. Allsobald stürzte mit fürchterlichem Gebrüll der Löwe hervor und auf den Jüngling los. Dieser zog jetzt das Kreuz, Constantias Geschenk, aus dem Busen hervor, hielt es gegen den andringenden Löwen, und rief mit gebieterischem Tone: „Im Namen des Gekreuzigten befehle ich dir meine und Constantias Unschuld zu bezeugen". — Augenblicklich verschwand des Löwen Grimm. Er legte sich zu Boden, nahte sich schmeichelnd, leckte die Füße des Jünglings, und kehrte dann auf einen Wink ruhig in seinen Zwinger zurück. Alles erstaunte. Unbeschreiblich war die Freude, der Jubel, die Vergötterung Heinrichs und Constantias bei diesem in seiner Liebe und in seinem Hasse so wandelbaren Volke. Adelaide und Constantia weinten Freudenthränen am Busen des Siegers. Der König wollte Heinrichs und Constantias Ankläger der gleichen Todesart, die sie ihm bestimmten, preisgeben; doch der Edle bat für sie, und überließ die Strafe dem Richter, den sie im eigenen Busen trugen. Von dieser Großmuth noch

mehr gerührt, ergriff nun Ludwig die Hand seiner Tochter, legte sie in Heinrichs Hand, und sprach: „Nimm sie hin zum Weibe, du bist ihrer werth.“ Erröthend erwiderte der Jüngling: „Nur Constantias Seelenfreund war ich und werde es sein, so lange ich athme. Keine irdische Liebe darf meine Seele beflecken. Ich bin ein Verlobter der himmlischen Jungfrau, die über den Sternen thront“. — „Bruder, — mein Seelenbruder!“ stammelte weinend Constantia. Tief bewegt waren alle Gemüther. — Als Heinrich den Prüfungsplatz verließ, beugten Tausende ihre Knie vor ihm; wie ein Engel des Lichtes, wie ein Bote himmlischer Mächte durchwandelte er ihre Reihen. Drei Tage nach jener Begebenheit erschien Heinrich vor der königlichen Familie, um von ihr Abschied zu nehmen. König Ludwig segnete ihn. Viele Thränen vergossen Adelaide und Constantia um ihren Liebling, der ihnen versprechen mußte, sie von Zeit zu Zeit mit seinen Briefen zu erquicken. Morimund, ein Cisterzienserstift in Frankreich, erwählte Heinrich zur Erfüllung seines Gelübdes. Bald erhielt er dort die Priesterwürde, und ward all' seinen Mitbrüdern ein Vorbild der Weisheit und Frömmigkeit. Doch nicht lange blieb er in diesem Kloster. Es wurde im Bisthume Metz ein neues Cisterzienserstift, Villar genannt, errichtet, und Heinrich war der erste Abt dieses Klosters.

Graf Bernard von Sonnenberg und seine tugendhafte Gattin hatten die Schicksale ihres geliebten Neffen vernommen. Dies führte sie zu dem Entschlusse, auch in ihrem Vaterlande ein Cisterzienserstift zu gründen. Mit allem Eifer betrieben sie dieses fromme Werk, wozu sie, da sie kinderlos waren, den größten Theil ihrer Besitzungen verwendeten. Die noch vorhandenen Stiftbriefe enthalten die Zahl der vielen Huben, die sie dem Kloster schenkten. Da ihre Besitzungen in Kärnthen und Steiermark sehr zerstreut lagen, so nahmen sie Vertauschungen

vor, um das Gebiet des Stiftes in der Nähe zu erweitern. Endlich brachten sie ihr Werk zur Vollendung. Im Jahre 1142 bezogen die Cisterzienser, welche Heinrich von Villar überschickte, die neue Abtei. Diese erhielt den Namen Victoria zum Andenken des Sieges, den die Unschuld über den Löwen, oder vielmehr ihre Verfolger erhielt. Hieraus entstand der Name Victring, welchen dieses Kloster bis zu seiner im achtzehnten Jahrhundert erfolgten Aufhebung führte. Heinrich wurde später Bischof zu Troyes, und vermehrte als solcher die Güter des Stiftes reichlich, in welchem Bernard und Kunigunde eine geweihte Ruhestätte fanden.

Schon vierzehn Jahre früher als dieses Victoria oder Victring in Kärnthen gestiftet ward, stiftete der edle Traungauer Markgraf Leopold, das Cisterzienserstift Rein in der Steiermark, nahe dem Schlosse der alten Grafen von Ruen, deren Gebiet selbst die Hauptstadt Graz umfaßte. Die Quelle, welche durch die Ruinen der alten Grafenburg Ruen rauscht, scheint noch das Erlöschen dieses edlen Geschlechtes zu beklagen. Das Stift Rein besaß ein eigenhändiges Schreiben des heiligen Bernard, welches durch die Gefälligkeit eines Abtes gegen die Jesuiten soll verloren gegangen sein.

Constantia wurde zuerst die Gemahlin eines Grafen von Boulogne, und als sie diesen früh verlor, gab sie ihre Hand einem Grafen von Toulouse. Bis zu ihrem Tode blieb sie Heinrichs Seelenfreundin. Sie folgte den frommen Rathschlägen dieses Freundes, mit dem sie schon durch mehr als sechs Jahrhunderte ewig vereint, die Wonne einer besseren Welt genießen wird.

Veit von Rotenhan.

Mangel an Unterstützung und Aufmunterung ist zwar nicht selten das herbe Loos derjenigen Erdensöhne, welche sich dem Priesterthume Apollos weihen, und eine jener neun unsterblichen Schwestern am Helikon zu ihrem Liebchen erwählen; aber der bitterste Wermuth aus dem Becher des Lebens wird aus ihnen demjenigen zu Theil, welchen Lage und Verhältnisse zwingen, einem verdienstlosen Günstling des Glückes zu huldigen, und seine göttliche Schöne zur Frohndirne übermüthiger Kinder des Mammon herabzuwürdigen. Um so angenehmer ist hingegen dem gefühlvollen Schriftsteller das Vermögen, dem wahren Verdienste den Zoll der Verehrung darzubringen, das süße Geschäft, die Namen und Thaten edler Bürger lange verblühter Generationen der Vergessenheit zu entreißen, und ihnen in den Herzen der Zeitgenossen ein spätes Ehrendenkmal zu errichten. Von diesem wonnigen Seelentriebe geleitet, wag ich es, mit der Fackel der Geschichte in das Schattenreich einzudringen, und die Gestalt eines Edlen der Vorzeit aus den Fluren Elysiums hervor zu rufen; eines Edlen, der, obschon bereits drei Jahrhunderte über seine Grabstätte hinwehten, es durch seine Thaten verdiente, noch jetzt eines rühmlichen Andenkens gewürdigt zu werden.

Veit von Rotenhan ist der Name dieses Biedermanns, welcher einst durch seinen Patriotismus dem deutschen Vaterlande, durch seine Klugheit und Treue den Beherrschern Oesterreichs die nützlichsten, wichtigsten Dienste geleistet hatte. Seine glänzenden Verdienste erwarben ihm, gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, die Würde eines Landeshauptmanns von Kärnthen. Auf diesem erhabenen Posten ward er das Vorbild eines rühmlichen Nacheifers für alle gutgesinnten Fürstendiener, ein wohlthätiger Schutzgeist der ihm anvertrauten Provinz. Unerschütterliche Gerechtigkeit war seine Führerin, Güte und Menschenliebe waren die Gefährten auf dem Pfade seines großen Wirkungskreises. Keine Leidenschaft trübte je den Scharfblick seines erhabenen Geistes, und keine niedrige Parteilichkeit konnte sich seines edlen Herzens bemächtigen. Ferne von dem Verlangen, die ihm anvertraute Gewalt zu mißbrauchen, war er kein habsüchtiger Bassa, kein despotischer Seraskier; er war ein Freund, ein gütiger Vater seiner Untergebenen, die ihn wie ein überirdisches Wesen, wie einen Gesandten des Himmels verehrten. Strenge gegen erwiesene Verbrecher, taub dem Schlangengezische der Speichellecker, Schmeichler und Verleumder, war sein Ohr nur der Wahrheit, nur der Stimme unterdrückter Unschuld offen; er verachtete alle Willkür, und ließ die Gerechtigkeit walten. — Nie trennte er das Interesse seines Regenten von dem des Vaterlandes, nie zog er jenes diesem vor, um sich damit auf eine höhere Stufe der Fürstengunst hinan zu schwingen. Ein edler Mittler zwischen beiden, bewachte er die Rechte des Ersteren auf das heiligste, ohne die des Letzteren zu verletzen; und innig überzeugt, daß die Wohlfahrt der Fürsten von der ihrer Völker unzertrennbar sei, entstand in seiner erhabenen Seele nie der unedle Zweck, die Bewohner seiner Provinz durch kleinliche Neckereien zu verbittern. Ihr Glück zu befördern, Cultur

Wohlstand und Zufriedenheit allgemein zu verbreiten, war der schöne würdige Gegenstand seiner rastlosen Bemühungen. Wie ein guter Vater seine Familie, verließ auch er seine lieben Kärnthner nie; er theilte Wohl und Wehe väterlich mit ihnen, und focht stets als Feldherr an ihrer Spitze, wenn unruhige Nachbarn einen feindlichen Einfall versuchten; fern von dem feigen Gedanken, seine Getreuen in den herben Stunden der Prüfung unedel ihrem widrigen Schicksale preisgeben zu wollen.

Auf diesem rühmlichen Pfade sammelte Rotenhan Dank und Segen des Volkes, dessen Schicksal seinen Vaterhänden anvertraut war. Nahe an Vergötterung grenzte die Liebe der Kärnthner für ihn. Aber wer sollte es glauben, daß ein Mann, welcher das Glück von Tausenden beförderte, doch selbst keines Glückes genoß? Daß oft, wenn rings um ihn her Freudenthränen flimmerten, eine geheime Zähre des Grames über seine bräunlichen Wangen hinabträufelte? O es ist eine traurige Wahrheit, daß gewöhnlich von einem feindseligen Verhängniß den Edelsten hiernieden der Freuden so wenig zugemessen werden.

Das gefühlvolle Herz des Ritters war ganz geschaffen für den Genuß häuslicher Glückseligkeit, und da er dieser süßesten Lebenswonne entbehren mußte, hatten Schwermuth und Trauer sich seiner Seele bemächtigt.

In dem ersten Jahre seiner glücklichen Ehe verlor er seine zärtlich geliebte Gattin, die in der nämlichen Stunde, als sie ihn mit einer Tochter beschenkte, zu den Schatten des Todes wandelte. Groß war sein Schmerz über diesen Verlust, aber die Entrissene ließ ihm in der kleinen Elise ihr liebliches Ebenbild zurück, und seines Herzens volle Liebe wandte sich nun zu diesem Denkmale seines entflohenen Eheglückes. Wie eine Rose im milden Hauche des Frühlings, wuchs das holde Mädchen

heran; mit jedem Jahre entknospeten sich ihre Reize immer mehr; endlich stand sie da in voller Blüthe, und jedes Auge huldigte diesem Meisterstücke der Natur, welches durch Schönheit und Grazie alle Herzen sich zinsbar machte. Groß war des Vaters Freude ob des Besitzes einer solchen Tochter. Mit der emsigsten Sorgfalt suchte er ihren schönen Körper mit einer eben so schönen Seele zu schmücken, und mit jedem Tage vermehrte sich seine Wonne, als er mit Entzücken bemerkte, daß seine Bemühungen ihren Geist zu bilden, mit einem so glücklichen Erfolge belohnt wurden. Süße Hoffnungen, frohe Erwartungen umschwebten seine Phantasie in bunten Lichtgestalten. Oft träumte er den wonnigen Traum von seiner geliebten Elise, und von einer frohen Schaar liebenswürdiger Enkel umgeben zu sein; mit freudigem Herzen wandelte er einer freundlich lächelnden Zukunft entgegen. Endlich kam die Epoche, welche all diese Träume in Wirklichkeit umstalten sollte. Hanns von Khevenhüller, ein schöner edler Jüngling, vom Glücke und von der Natur mit all ihren Schätzen geschmückt, warb um Elisens Hand. Diese sträubte sich zwar, aber der frohe Vater hielt dies nur für gewöhnliche Mädchenziererei, und gab dem liebenden Brautwerber sein Wort. Die prachtvollsten Anstalten wurden zu diesem Hochzeitsfeste getroffen. Schaaren fröhlicher Gäste strömten von allen Gegenden herbei, und Rotenhan wollte, daß ganz Kärnthen an seinen Vaterfreuden Antheil nehmen sollte.

Als nun der bestimmte Vermählungstag erschien, und die Sonne in voller Herrlichkeit im Osten hervortrat, da verließ der Glückliche hastig sein Lager, und warf sich hin zur Erde, den Allmächtigen um Segen und Glück für sein einziges Kind anzuflehen. Dem Innersten seiner Seele entfloß dieses Gebet, und frohes Vertrauen, freudige Zuversicht erfüllten sie, als er dasselbe geendigt hatte. In fürstliche Pracht kleidete er sich, und

eilte sodann, seine Tochter mit einem Morgenbesuche zu überraschen, um sie durch väterliche Lehren von den Pflichten ihres neu anzutretenden Standes zu unterrichten.

Als er in Elisens Zimmer kam, fand er sie nicht. Er ging in das Gemach der Zofen; aber wie schrecklich war sein Erstaunen, als er dieselben in einer traurigen Gruppe weinend und schluchzend bei einander fand! „Wo ist meine Tochter?" rief er mit gebrochener Stimme; keine Antwort erfolgte. „Wo ist meine Tochter?" fragte er mit heftigem Ungestüm zum zweiten Male; da reichte ihm eine der Dirnen schweigend einen Zettel hin, den sie in Elisens Gemach gefunden hatte. Er erkannte ihre Hand und las: „Vater, fluchet eurem Kinde nicht. Frühere Liebe hält mein Herz gefesselt, frühere Liebe zwingt mich zu fliehen mit meinem Wilhelm". Kaum hatte der bedaurungswürdige Vater diese Zeilen gelesen, als er taumelnd auf einen Stuhl hinsank. Seine Sinne schwanden; die Mädchen eilten ihm zu Hilfe; man trug ihn auf sein Lager, und die schnell herbeigerufenen Aerzte waren für sein Leben besorgt.

Wilhelm war ein Findling, den der wohlthätige Ritter in seinem Hause gleich einem Sohne erzogen hatte. Er fand ihn einst auf seinen Reisen in Böhmen bei einer heftigen Feuersbrunst, wo er dieses Knäbchen mit Gefahr seines Lebens den Flammen entriß; und da er dessen Verwandte nicht zu erforschen vermochte, es mit sich nahm, in der edlen Absicht, an diesem Waisen die Stelle eines Vaters zu ersetzen. Wilhelm genoß und benützte alle Vortheile einer sorgfältigen, wohl geordneten Erziehung. Die Natur versah ihn mit einer vortheilhaften Gestalt, wodurch er bald der Liebling aller, die ihn kannten, wurde. Er hatte das Glück, die Gunst und das volle Zutrauen seines Wohlthäters zu gewinnen. Nur zwei Jahre älter als Elise, war er ihr steter Jugendgefährte. Mit ihm durchtändelte sie

die frohen Jahre der Kindheit, und genoß ihrer unschuldigen Freuden; mit ihm haschte sie Schmetterlinge, pflückte Blumen, flocht Kränze, und wuchs endlich so zur Reife heran. Diese harmlosen Jugendspiele, der vertraute kindliche Umgang, dieses stete Wiedersehen vereinigte endlich unvermerkt beide Herzen auf das unzertrennlichste. Er lebte nur für sie; sie nur für ihn. Immer inniger, immer fester, schmiegten sich ihre Seelen an einander, von dem Bande der zärtlichsten Freundschaft umwunden. Ist es wohl zu verwundern, wenn sich endlich, in spätern Jahren, dieses Freundschaftsband in Rosenketten der Liebe verwandelte? Lange war dies ihnen selbst unbewußt. Zwar fühlten sie etwas von einem stärkeren Drange, der sie unwillkürlich zu einander hinzog; sie bemerkten, daß ihnen wohl war, wenn sie sich sahen, weh, wenn sie von einander getrennt waren; aber nur für Freundschaft — einzig für Freundschaft galt ihnen alles dies. Die Erscheinung eines Brautwerbers machte sie zuerst mit ihrem Seelenzustande bekannt. Sie erschraken über sich selbst. Allein es war zu spät, eine Leidenschaft zu unterdrücken, welche schon so tiefe Wurzel gefaßt hatte. Wer vermag da zu löschen, wo die Flamme schon so weit um sich gegriffen hat? — Es kam zur Erklärung. Im seligsten Sinnentaumel sanken sie einander in die Arme; alle übrigen Gefühle wichen — wichen der Liebe, welche nun voll und einzig ihr ganzes Wesen ergriff. Gedrängt von ihrer unglücklichen Lage, sannen sie jetzt auf Mittel, den Donnerstreich abzuwenden welcher ihr Glück zu zerschmettern drohte. Kein sicheres Mittel bot sich ihnen augenblicklich dar, als — die Flucht. Mit Schauder dachten sie anfänglich an diesen niedrigen Zug; Schreck und Abscheu erfüllte sie bei der Vorstellung, einen so guten, so zärtlichen Vater und Wohlthäter auf eine so bittere Weise zu kränken, ihm all seine Liebe und Vatersorge mit so häßlichem

Undank zu lohnen. Lange schwankte die Wage ihres Entschlusses; aber als der bestimmte Trauungstag immer näher heranrückte, als der folternde Gedanke einer ewigen Trennung sie immer heftiger bestürmte, und nur mehr eine einzige Nacht sie noch von diesem fürchterlichen Tage schied, da erhielt endlich die Liebe einen traurigen Sieg und — sie flohen. Von nächtlichen Schatten begünstigt, eilten sie auf flüchtigen Rossen durch Wälder und Abwege der venetianischen Grenze zu. Aengstlich pochte Elisens Herz, als sie den vaterländischen Boden verließ, und über die Brücke zu Pontafel in das Gebiet der Republikaner einwanderte. Wilhelms erstes Geschäft war, dort einen gefälligen Priester aufzusuchen, der ihn, durch seinen Segen, auf ewig mit seiner Geliebten vereine. Bald gelang ihm dies, und in einer einsamen Landhütte jener schauerlichen Felsengegend feierten die Liebenden ihr Hochzeitsfest. Bald nach den ersten Tagen einer überglücklichen Sinnentrunkenheit bemerkten sie, daß der Mensch noch mehr Bedürfnisse habe, und Liebe allein weder einen Dürstenden tränken, noch einen Hungernden sättigen könne. Sie hielten also Rath über den künftigen Erwerb ihres Unterhalts. Auf Elisens Verlangen veräußerte Wilhelm ihre wenigen, in Eile mitgerafften Kostbarkeiten, und vermehrte dadurch seine geringe Barschaft. Sie schafften sich Bauernkleider an, und da es ihnen in diesem fremden Lande gänzlich mißfiel, wanderten sie, in solcher Verkleidung, über die Grenze zurück, wo sie in jenen waldigen Gegenden Kärnthens sich ein Häuschen mit einem kleinen Felde erkauften; entschlossen, durch die Arbeit ihrer Hände den Unterhalt zu suchen, und alle ihre Lebensfreuden nur allein in den Rosengefilden der Liebe zu pflücken. — Ach, daß es hiernieden keine Rose ohne Dornen gibt, daß alles so vergänglich ist; daß diesen süßen romantischen Träumen gewöhnlich ein zehnfach bitteres Erwachen folgt! — Doch wir wollen zu dem tief

gekränkten Vater zurückkehren, und Theil nehmen an dem traurigen Geschicke dieses Edlen.

Nur mit Mühe konnten ihn die Aerzte durch eine zweimalige Oeffnung der Ader ins Leben zurückbringen. Sein erstes Geschäft, als er das Bewußtsein wieder erhielt, war, Eilboten nach allen Gegenden den Flüchtigen nachzusenden, um sie, mit der Zusage der Begnadigung, in seine Vaterarme zurückzurufen. O die Verblendeten! Hätten sie sich ihm zu Füßen geworfen, und sich ihm entdeckt, was konnten sie nicht von der Güte seines edlen Herzens erwarten? Aber so ist der Mensch. Rastlos sucht er das Glück in der Ferne, und da, wo es ihm am nächsten ist, kennt er es nicht, und flieht vor ihm. Die Boten kamen zurück, aber keiner brachte dem Gebeugten eine tröstliche Nachricht mit. Düsterer Gram bemächtigte sich nun seiner ganzen Seele. Allen Erdenfreuden verschloß sich sein Herz, und einsam, leer und öde war die ganze Schöpfung um ihn her. Lange währte dieser traurige Gemüthszustand; doch endlich träufelte die Religion einen Tropfen Balsam des Trostes in seine Wunden. Er ging in eine sanfte Schwermuth über. „Was traure ich um den Verlust einer Tochter?“ sprach er einst, als er aus dem Tempel des Herrn zurückkehrte; „habe ich nicht noch der Kinder genug im weiten Gebiete dieses Landes? Gibt es keine Armen, gibt es keine Waisen, keine Unglücklichen mehr, die meiner Vaterhilfe bedürfen? Wohlan, so soll denn jeder Dürftige und Leidende an mir einen Vater finden; so will ich alle guten Kärnthner als meine Kinder ansehen, und in der Beförderung ihres Glückes, in der Erfüllung meiner erhabenen Pflichten meine Beruhigung — meine Glückseligkeit suchen.“ —

Ganz und mit verdoppeltem Eifer widmete Veit sich nun seinem hohen Berufe. Zu jeder Stunde des Tages war der

Zutritt zu ihm jeden Bedrängten offen. Jeder fand an ihm einen gerechten Richter, einen wohlwollenden Menschenfreund, einen gütigen Vater. Alles, was nur Menschenkräften möglich ist, versuchte er, den Wohlstand der ihm anvertrauten Provinz zu befördern, zu erhöhen. Mit einem glücklichen Erfolge belohnte die Vorsicht diese edlen Bemühungen, und die schönsten Blüthen versprachen reichliche Früchte dem patriotischen Pflanzer. Nun ereignete sich aber ein unglücklicher Zufall, der die Sonne seiner Hoffnungen verdunkelte, und die Erfüllung seiner frohen Erwartungen verzögerte. Durch eine böse Laune der sonst so wohlthätigen Natur geschah ein zweijähriger Mißwachs aller Nahrungsfrüchte, und hatte die traurige Folge, daß im Jahre 1440, in ganz Kärnthen eine schwere Hungersnoth entstand, wodurch ein großer Theil seiner Bewohner plötzlich in die dürftigste Lage versetzt wurde. Jetzt hatte Veit einen neuen Spielraum zu Erfüllung der Pflichten seines Amtes für die Thätigkeit seiner allumfassenden Menschenliebe. Mit aller nur möglichen Schnelligkeit traf er die zweckmäßigsten Vorkehrungen dem Uebel zu steuern. Um sich von dem Zustande des Landes persönlich zu überzeugen, nahm er, ohne Rücksicht auf die Strenge der Jahreszeit, sogleich eine Bereisung desselben vor. Von einem einzigen Diener begleitet, durchwanderte er die unwirthbarsten Gegenden, sprach bei jeder Bauernhütte zu und wohin er kam, erschien er, wie ein Bote Gottes, als Tröster und Retter der leidenden Menschheit. Thränen der Freude begrüßten den Kommenden, Thränen des Dankes folgten dem Scheidenden. Unser Vater, unser Schutzgeist, scholl es ihm von allen Schwellen entgegen — scholl es ihm nach. Mehr den tausend Palmen entsproßten dem Menschenfreunde am Throne des Allvergelters; schöne, nimmer verwelkende Palmen, bestimmt für ihn zur Belohnung am großen Tage des Gerichtes!

Einst als der Ritter auf seiner Wanderschaft einen langen großen Wald durchreiten mußte, und sich sein Roß durch den hohen Schnee mühsam einen Pfad bahnte, hörte er nicht fern vor sich an der Straße das klägliche Gewimmer eines Kindes. Allsogleich gab er dem Gaul die Sporen, dieser Stimme näher zu kommen, und bald stellte sich seinen Blicken ein herzerschütternder Anblick dar. Bei einigen schwach lodernden Reisern sah er eine unglückliche Bauernfamilie, auf deren blassen Gesichtern Hunger und Elend ihre jammervollsten Spuren gezeichnet hatten. In gänzlicher Kraftlosigkeit lag das Weib, wie sterbend auf dem Schnee hingestreckt, und der Mann, mit allen Zeichen der äußersten Verzweiflung, hatte ein Beil in der Hand, eben im Begriffe, das Kind zu morden. Oft hatte er schon seinen Arm erhoben, den Kopf des armen Knaben zu spalten, aber stets rührte ihn dessen Wimmern und Flehen, so daß das mörderische Werkzeug seiner kraftvollen Hand wieder entsank. Das Weib erhob nun ein klägliches Gestöhne, wie das einer Sterbenden. Der Unglückliche fuhr schaudernd zusammen, erhaschte das Beil von neuem, holte weit aus, und wollte es nun auf den Knaben niederschleudern, als ihm ein lauter Ruf: Halt ein! in die Ohren donnerte. Er taumelte erschrocken zurück, sah sich um — und erblickte den Ritter. Kläglich wimmernd sprang der Knabe diesem zu, hob die Hände flehend empor, und klammerte sich an dessen Steigbügel an. Veit sprang vom Rosse, nahm das Kind in seine Linke, und indem er mit der Rechten das Schwert aus der Scheide riß, rief er zornig: „Ungeheuer! Was verleitet dich zu einer so unerhörten Greuelthat?"

„Die Verzweiflung", erwiderte furchtlos und mit anscheinender Gelassenheit, der Unglückliche. — „Schon fünf Tage ohne Nahrung; der Hunger trieb uns von unserer Hütte. Jetzt irren wir in diesem Walde umher und sind zu kraftlos, die Wohnungen

mildthätiger Menschen zu erreichen. Seht dort mein Weib, sie ringt mit dem Tode. Sie zu retten, kam ich auf den entsetzlichen Entschluß, mein Kind zu schlachten. Herr, wenn ein Funke von Mitleid in eurem Busen wohnt, so beschwöre ich euch jetzt auf meinen Knien, stoßt mir euer Schwert in das Herz, und entreißt durch mich dieses Weib und dieses arme Kind dem Hungertode!"

Dies waren die Worte des Landmanns. Thränen des innigsten Mitleids entströmten den Augen des Ritters. Allsogleich befahl er seinem Diener, den wenigen Nahrungsvorrath, den sie bei sich hatten, den Hungernden darzureichen. Er eilte, indessen der ohnmächtigen Dulderin beizuspringen. Aber welche Empfindungen bestürmten sein Herz, als er sich ihr nahte, und auf diesem leichenblassen Antlitze die Züge seiner Tochter erkannte? — Elise! rief er mit bebender Stimme und sank zu ihr nieder. Langsam hob sie ihr Haupt empor, starrte ihn lange mit weit geöffneten Augen an, endlich lispelte sie leise: Mein Vater! Sie erhob ihre Arme, ihn zu umfangen — aber vergebens; entkräftet sank sie wieder auf ihr kaltes Lager zurück. Elise, meine Tochter! rief jetzt der ängstlich besorgte Ritter mit rührender Stimme zum zweiten Mal. Nun raffte sie den kleinen Rest ihrer Lebenskraft zusammen, erhob sich von neuem, und sank — und sank an seinen Hals.

Ist es möglich, diese Scene mit Worten zu schildern? Wer vermag es, den höchsten Drang der Empfindungen in irgend einer Sprache darzustellen? Genug ist es mir zu sagen, daß Rotenhans Zurückkunft in seinen Wohnsitz, von Tochter, Eidam und Enkel begleitet, einem Triumphe glich. Ueberall jauchzten ihm Kärnthens Bewohner entgegen, und nahmen den herzlichsten Antheil an dem Glücke ihres Wohlthäters — ihres gemeinschaftlichen Vaters, wie sie ihn nannten. — Veits erstes

Geschäft war nun, die Stände zu versammeln, und es gelang seiner hinreißenden Beredtsamkeit, diese patriotisch gesinnten Edlen zu einer reichlichen Unterstützung ihres bedrängten Vaterlandes zu bewegen. Von ihnen mit ansehnlichen Summen versehen, kaufte er in den benachbarten Ländern einen großen Vorrath von Lebensmitteln ein, und vertheilte diesen unentgeltlich unter die Dürftigen, welche ohne dessen menschliche Vorsorge ein Opfer des Mangels geworden wären. Ihrem Elende war nun gesteuert, und Wohlstand und Ueberfluß kehrten nun wieder auf Kärnthens Fluren zurück.

Im Kreise der Seinigen, in den Armen seiner Wiedergefundenen, schwanden Kummer und Trübsinn auf immer aus seiner Seele. Elise, die sich allmälig wieder erholte, war ihm eine zärtliche Tochter; Wilhelm ein dankbarer, liebender Sohn. Nie fühlte Rotenhan sich glücklicher, als in der Gesellschaft seiner Geliebten, von einer Schaar munterer Enkel umhüpft, deren Zahl sich mit jedem Jahre vermehrte. Unter seiner weisen Anleitung weihte sich Wilhelm dem Dienste des Staates, und der edle Greis erlebte noch die Wonne, seinen Tochtermann, durch die das Verdienst lohnende Hand des Kaisers, mit wichtigen Ehrenstellen — mit dem Ritterschlage beehrt zu sehen. Noch lange, lange genoß Veit dieses Glückes. Schon hatte er achtzig der Jahre erreicht, schon hatten vier seiner Enkel im Kampfe fürs Vaterland sich Lorber und Narben gesammelt, als ihn ein Engel Gottes mit der nicht furchtbaren Fackel des Todes in das Reich der Vergeltung abrief. Mehrere Provinzen trauerten bei der Nachricht seines Todes, und die Thränen der Kärnthner bethauten die Blumen, welche seinem Grabe entsprossen.

Ruhe sanft, edler Menschenfreund! Lange schon ist dein Staub im weiten Weltall verweht, aber noch lebt dein An-

denken in den Herzen später Nachkommen. Schon drei Jahrhunderte genießest du des endlosen Lohnes deiner Edelthaten. Blicke herab von deinem Sternensitze, und werde Schutzgeist, werde der Leiter all derjenigen, denen die Götter der Erde das Wohl ihrer Völker anvertrauen!

———— ——

Erasmus Lueger.

Die Geschichte des Mittelalters oder der sogenannten Ritterzeiten, gleicht einer grotesken Landschaft, wo die große Werkmeisterin Natur einen besondern, gigantischen Maßstab befolgte, wo schauerliche Größe mit romantischer Anmuth sich gattet, zwischen himmelanragenden Felsengebirgen fruchtbare Thäler grünen, brausende Ströme von schwindelnder Höhe senkrecht herabstürzen, und murmelnde Quellen lachende Wiesen befruchten; wo Felsen auf Felsen gethürmt sich über unermeßliche Abgründe neigen, dunkle Grotten dem Einsturz drohen, und tausendjährige Eichen dem müden, mit Staunen und Grauen erfüllten Wanderer ihren kühlenden Schatten anbieten.

Solche furchtbar schöne Gefilde stellt die Geschichte in den dunkeln Fernen entwichener Jahrhunderte unsern staunenden Blicken, wie in einem magischen Spiegel, dar. Erhabene Gestalten und gräßliche Schreckbilder, unersteigliche Felsenburgen und fröhliche Prunkgelage, schauerliche Burgverließe und edle Gastfreiheit, tobendes Schlachtgetümmel und jauchzende Bankette, jammerndes Elend und prachtvolle Turniere, felsenfeste Freundschaft und blutgierige Rachsucht, seltene Großmuth und unbarm-

herzige Raubsucht, hoher Biedersinn, deutsche Redlichkeit und Thränen beraubter Witwen und Waisen, stolzes Ehrgefühl und empörende Schandthaten, kühner Freiheitssinn und viehische Knechtschaft, erhabene Tugenden und große Laster erscheinen in bunter Vermischung. Wir danken bei diesem Anblicke der Allmacht, daß sie uns in besseren Zeiten geboren werden ließ, wo Vernunft, Menschlichkeit und Moralität die Sitten verfeinert, diese rohe Barbarei, wenngleich nicht ganz von Europa vertilgt, doch wenigstens gemildert haben; aber zugleich müssen wir gestehen, daß, wie jetzt das Laster gewöhnlich die Maske der Tugend trägt, auch der Glanz der letzteren einem blassen Mondlichte gleicht; daß wir in beiden Schwächlinge geworden sind, und eben darum, mitten unter den Gräueln der Vorzeit, manchem Bürger derselben den Zoll unserer Bewunderung nicht versagen können.

Ein vorzüglich interessanter Gegenstand der Beobachtung für den philosophischen Forscher in der Menschengeschichte ist die vom Geiste jener thatenreichen Zeiten hervorgebrachte, nicht seltene Erscheinung so mancher außerordentlicher Menschen, bei welchen sich Tugend und Laster in einem Wesen vereinigen. Besonders war es der kriegerische Adel, der viele solche Männer hervorbrachte, in deren Charakter Patriotismus, Tapferkeit, Großmuth, feines Ehrgefühl, Redlichkeit und Biedersinn sich mit Härte, Grausamkeit und Raubsucht wunderbar auf das innigste vermengten, und bei deren Geschichte man mit Bedauern unschlüssig bleibt: ob an ihnen mehr die edlen Eigenschaften der Bewunderung oder die Laster des Abscheues würdig sind.

Außerordentliche Menschen, wie sie die Natur nicht nach Dutzenden als gemeine Fabrikswaare in die Welt geschleudert, haben nicht selten auch außerordentliche Schicksale. Ihre Geschichte ist lehrreich und interessant, weil nur das Große und

Seltene, eben durch seine Seltenheit, einen besondern Eindruck bewirkt; indem die nimmer müde Fabrikantin gewöhnlich — besonders bei der Hervorbringung der Menschen — die Extreme, im Bösen wie im Guten, nur selten erreicht. Alexander, Tamerlan und Cartouche sind daher in mancher Hinsicht eben so unvergeßlich, als Leonidas, Phocion und Sokrates. Es dürfte also nicht ohne Interesse sein, das Andenken eines Mannes zu erneuern, in dem Natur, Zeitalter und Erziehung eine seltene Mischung des Guten und Bösen hervorbrachten; dessen Leben und Tod von sonderbaren Verhängnissen begleitet waren.

In Innerkrain, eine Meile von Adelsberg, an der Poik, ist eine Gegend, welche die Schöpfung zürnend über die künftigen Laster und Ausartungen ihrer Geschöpfe, in einer ihrer bösesten Launen hingeworfen zu haben scheint, deren Anblick die Vorstellung erweckt, es sei hier der Ort, wo all die Felsenmassen, welche die himmelstürmenden Giganten zum Wohnsitze der Götter hinan schleuderten, wieder auf die Erde herabstürzten. Eine fürchterliche Einöde, von der stiefmütterlichen Natur alles Schmuckes beraubt, überhäuft mit all den schauerlichen Spuren ihres Hasses. Rings umher, wohin das Auge sich wendet, thürmen sich — kahl und todt — Felsen auf Felsen, in deren Mitte einer derselben, wie ein Riese unter Zwergen, senkrecht in schwindelnder Höhe bis zu den Wolken emporstarrt. Ein unermeßlicher Abgrund öffnet am Fuße dieser Steinmassen seinen weiten Rachen, in den sich ein unfern entspringender Bach brausend mit hohlem Getöne hinabstürzt, einige Meilen tief im Erdengeschooße fortströmt, und endlich unter der Benennung des Flusses Wippach, bei dem Orte dieses Namens wieder auf der Oberwelt erscheint. Einige Klafter über diesem Abgrunde führt ein schmaler in Felsen gehauener Fußsteig über eine schauerlich tiefe, mit einem Brette überlegte Kluft zum Ein-

gange einer Meilen langen Grotte, in welcher die Natur der Menschen Werke spottend nachzuäffen scheint, indem sie selbe mit schönen Gängen und Sälen, mit prachtvollen alabastergleichen Säulen, und vielen abenteuerlichen Gestalten und Darstellungen ausschmückte. Ober der Grotte, in der Mitte dieses sich senkrecht erhebenden ungeheueren Felsengebirges, befindet sich eine zweite ausnehmend weite und tiefe Höhle, die schon im Plane der Schöpfung zum Wohnsitze eines Menschenfeindes bestimmt worden zu sein scheint; denn wahrlich, ein Wesen solcher Art mußte der Mann gewesen sein, dessen kühner Geist den Entschluß faßte, in dieser fürchterlichen Höhle seinen Aufenthalt zu wählen, und darin eine Ritterburg zu bauen.

Dieses Schloß, welches noch jetzt besteht, ist in der That eines der sehenswürdigsten Denkmale des barbarischen Faustrechtes. Es liegt so tief in der Höhle, daß es keines Daches bedürfen würde, wäre es nicht, um die von dem darüber ausgespannten ungeheuren Felsengewölbe herab träufende Nässe von den Mauern und Gemächern abzuhalten. Der Weg hinan ist schmal und schroff, er führt über zwei Zugbrücken, welche, wenn sie aufgezogen sind, die Burg unzugänglich machen. Eine noch größere, in den Zeiten des Faustrechts beinahe unüberwindliche Festigkeit aber hatte das ältere Schloß, dessen Spuren, gleichsam ober dem Dache des neueren im Hintergrunde dieser Höhle, auf einer höheren Stelle, in einer besonderen kleineren Grotte zu sehen sind, und wozu man nur über einen einzigen, schmal in den Felsen gehauenen Fußsteig, wie über eine Leiter, viele Klafter hoch, beinahe senkrecht hinanklettern muß. Die Natur selbst scheint die Erbauerin dieses Gebäudes, an welchem nur wenig Menschenarbeit entdeckt wird, gewesen zu sein; denn sie hatte diese Grotte in mehrere Kammern mit natürlichen Felsenwänden abgetheilt und besorgt für die Bedürfnisse ihrer

Bewohner, sie mit einem viele Klafter tiefen, aus dem Felsen regelmäßig ausgehöhlten Brunnen versehen, der eine nie versiegende Quelle des reinsten und kältesten Wassers enthält. Diesen Platz nun wählte sich der erste Erbauer, ein Deutscher, zur Zeit als Karl der Große die Wenden unterjochte, zu seinem Wohnsitze, nannte ihn Lueg (von dem alten Worte Lugen, welches den Begriff des Schauens oder Spähens ausdrückte), und seine Nachkommen wurden davon die Herren von Lueg genannt.

Von diesem ältesten Stammschlosse aus verbreitete sich das Edelgeschlecht der Lueger in Zweigen nach andern Ländern. Sie waren in Kärnthen begütert, wurden erbliche Burggrafen zu Lienz in Tirol, und einer aus ihnen besaß auch in der Steiermark eine Herrschaft, zu welcher er sich — ganz in dem Geiste seines Ahnherrn — in einer schauerlichen Wildniß nahe am Schöckel, zwischen Peggau und St. Stephan, eine Veste erbaute, und ihr den Namen Lueg ins Land gab. Roh und kühn — ähnlich dem Orte ihrer Entstehung — waren alle Abkömmlinge dieses Geschlechtes. Gleich Raben und Adlern in einer dunkeln Felsenkluft geboren, in dieser grauenvollen Wüstenei erzogen, von kahlen Felsenmassen eingeschränkt, umtost von heulenden Stürmen, erhielt der Geist der ersten Generation dieses Stammes einen kühnen Phantasieenschwung, eine gewisse Wildheit, und dies Seelenerbe pflanzte sich durch alle späteren Nachkommen fort. Bei Hundegebell und Waffengerassel herangewachsen, abgehärtet zu allen körperlichen Beschwerden, von einem glühenden Freiheitssinn erfüllt, haßten und verachteten sie die Pflichten und Bequemlichkeiten des bürgerlichen und häuslichen Lebens; sie kannten keine Furcht, trotzten der Gefahr — und suchten sie. Wenn Kraft, Muth und Tapferkeit noch in unseren erleuchteten Zeiten die sichersten Stufen zum Tempel des Ruhmes sind; wenn noch jetzt Ehre und Bewunderung

fast allein dem tollkühnen Eroberer gezollt wird, dessen Schwert Tausende schlachtet und Welttheile verwüstet, indeß der Name des friedfertigen Wohlthäters der Menschheit an seinem Grabe verhallet, wie viel mehr mußte also jeder Edle in jenen finstern Zeiten der Selbstvertheidigung sich dem Dienste der Waffen weihen, weil er nur allein mit Lanze und Schwert seine Habe sichern, vermehren, Glück, Ruhm und Würden erringen konnte.

Krieg war daher auch dieses Geschlechtes einzige Bestimmung. Bei allen Turnieren, Fehden und Schlachten kämpften die Lueger, und es gelang ihnen, den Ruhm einer vorzüglichen Tapferkeit durch Jahrhunderte zu behaupten. Mancher derselben hatte den mühsam errungenen Lorber mit seinem eigenen Blute geweiht; mancher fiel im edlen Kampfe für Fürst und Vaterland; nur wenige erreichten das natürliche Ziel ihres Daseins. Mehrere derselben machten sich durch Thaten des Muthes bei ihren Zeitgenossen hochberühmt, aber den letzten Sprößling dieses edlen Stammes wählte das feindselige Schicksal — wie es so oft bei den letzten eines Geschlechtes geschieht, die gleichsam für die Sünden ihrer Väter büßen müssen — zum Spielball sonderbarer Launen.

Erasmus Lueger, der von dem Söller seines einsamen Schlosses am Fuße des Schöckels öfter nach Hirschen, Wölfen und Bären als nach Menschen hinauslugte, war, da zwei seiner Vettern im Kampfe für das Vaterland gegen die grausamen Söhne Muhameds ohne Nachkommen ihr Leben geopfert hatten, der einzige Erbe aller Güter seines Geschlechtes. Der ganze Adel Innerösterreichs schätzte ihn als einen der tapfersten Krieger des fünfzehnten Jahrhunderts. Aber düster war sein Geist, spartanisch waren seine Sitten. Nie hatte die sonst so allgewaltige Minne sein Gemüth zu sanfteren Empfindungen gestimmt, und die zarten Gefühle des Gatten und Vaters blieben

immer fremd seinem Herzen. Zwar wurde ihm Katharina von Ungnad von den Verwandten, wegen Erhaltung des Stammes, als Gattin aufgedrungen; allein er liebte sie nicht; diese Ehe blieb kinderlos, und ihr Tod löste sie nach wenig Jahren. Nur einen Menschen hatte Erasmus in der Welt gefunden, den sein Herz wahrhaft liebte, den seine Seele desto glühender umfaßte, weil es der Einzige war. Sein Freund, sein Vater, sein Lehrer in der Kriegskunst, sein Ideal eines vollkommenen Helden, war Andreas Baumkircher, dessen Geist, Heldenmuth und kühne Denkungsart sich ganz auf ihn vererbt zu haben schien. Lueger kämpfte an Baumkircher's Seite bei der zweimaligen Rettung Kaiser Friedrichs des Dritten, und würde vermuthlich mit ihm einen gleich blutigen Tod zwischen den Murthoren zu Graz gefunden haben, wäre er nicht zufällig zu dieser Zeit in Geschäften des Kaisers entfernt gewesen. Bei seiner Zurückkunft erfuhr er den tragischen Untergang des größten Helden jener Zeit, seines einzigen Freundes, Schmerz und Entsetzen bemächtigten sich seiner vor noch nie gebeugten Seele. Die ersten Thränen seit der Kindeswiege benetzten jetzt die bräunlichen Wangen des Mannes, der sonst so kalt bei jedem Ereignisse blieb, und besonders für jeden physischen Schmerz fühllos schien. Zu heftig war der Unmuth seines Herzens, ihn schweigend im tobenden Busen zu verschließen. Er schrie laut über Undank und Ungerechtigkeit, behauptete die Unschuld seines gemordeten Freundes, und verlangte den Abschied. Friedrich, welcher Baumkircher's blutigen Schatten durch Erbauung eines Franziskanerklosters zu Lankowitz versöhnte, kannte Lueger's Tapferkeit und nützliche Dienste; er wollte also einen so brauchbaren Diener nicht von sich lassen. Seiner Herablassung, seiner freundschaftlichen Vorstellungen — vorzüglich aber dem tapfern edlen Kronerben — gelang es endlich mit vieler Mühe, dessen stürmische

Seele etwas zu beruhigen. Erasmus blieb und schwieg, sammelte sich durch seinen Heldenarm neue Verdienste um Fürst und Vaterland, aber nie mehr kam ein Lächeln auf seine Lippen. Er hatte keinen Freund mehr; leer war es in seinem Herzen, öde lag die Welt vor ihm da, wie eine unabsehbare Wüste. Die einzigen Wesen, die er noch liebte, waren sein schnaubender Streithengst, aus dessen Augen Flammen sprühten, der noch nie einen andern Reiter auf seinem Rücken geduldet hatte, und zwei große Rüden, berühmt in der Kunst Wölfe und Bären zu fangen, die ihn überall begleiteten und auch seine Schlafgefährten waren. Nie mehr sprach Lueger von seinem geschiedenen Freunde, aber auch nie wich dessen Andenken aus seiner düsteren Seele. Sein Bild umschwebte ihn immer, im tobenden Schlachtgewühle, wie auf dem einsamen oft schlummerlosen Lager, eine ahnende Stimme seines inneren Ichs sagte ihm oft, er werde eines ähnlichen Todes sterben. Sorgfältig vermieden am Hoflager Alle, die ihn kannten, Baumkircher's Namen in seiner Gegenwart zu nennen, weil sie, seine Heftigkeit fürchtend, aus Erfahrung wußten, in welche stürmische Gemüthsregung ihn dies jedes Mal zu versetzen vermochte.

Einst mußte Lueger den Kaiser als Hauptmann der Leibwache nach Frankfurt begleiten, wo sehr viele Fürsten und Grafen persönlich erschienen, dem Beherrscher Deutschlands ihre Ehrfurcht und Achtung zu bezeigen. Glänzende Feste, zahlreiche Prunkgelage, Feierlichkeiten und Belustigungen aller Art wechselten da mit jedem Tage, und man erschöpfte sich an Erfindungen des mannigfaltigsten Vergnügens. Vorzüglich vergaß man nicht, nach altdeutscher Lieblingssitte, dem frohen Weingotte unmäßige Opfer zu bringen, und sich dabei einer an Unsittlichkeit grenzenden Fröhlichkeit zu überlassen. Besonders die Nächte wurden zu diesen Bacchanalien verwendet, wobei man sich um so unge-

bundener allen Anwandlungen einer tollen Laune überließ, weil die Nichtgegenwart des Kaisers gewöhnlich einen freieren Spielraum gewährte. Bei einem dieser Gelage, welchem auch Erasmus beiwohnte, kam zufällig das Gespräch auf Krieg und Tapferkeit, und man nannte die Namen derjenigen, die sich vorzüglichen Ruhm durch kriegerischen Muth und kühne Thaten erwarben. Ein alter Ritter, aus dem Geschlechte der Saurauer, erhob jetzt seine Stimme und sprach: „An der Spitze aller Heroen unserer Zeit glänzte Andreas Baumkircher, keiner von uns wird ihn erreichen.“ Die Meisten stimmten ihm bei, und bedauerten das tragische Ende eines Mannes, dessen sein Zeitalter nicht würdig war. Lueger horchte schweigend zu und zerdrückte verstohlen ein paar Thränen, die sich unwillkürlich in seine Augen drängten. Aber nun erhob der stolze Hofmarschall, Graf von Pappenheim, ein alter Feind und Neider Baumkircher's seine trotzige Stimme; er nannte ihn einen Rebellen, der den Tod durch Henkershand verdient habe und erklärte seine Thaten für nichts mehr als tolle Wagestücke, die ein blindes Glück begünstigte. Wie der Wetterstrahl eine Pulvertonne zündet, fuhren diese Worte in Lueger's hochaufflammende Seele. Feuerröthe und Todtenbläße überflogen wechselnd sein Antlitz; seine Lippen bebten, seine Muskeln zuckten, Funken sprühten aus seinen rollenden Augen. „Widerrufe deine Lästerung oder ich morde dich!“ brüllte er jetzt dem Grafen zu und riß das Schwert aus der Scheide. „Ich widerrufe nicht!“ entgegnete der Graf mit stolzer Verachtung und zog. Sie fochten. Ehe es die Anwesenden zu hindern vermochten, hatte Lueger's Klinge schon den Kopf des Hofmarschalls gespalten, der in seinem Blute zu Boden stürzte, und nach wenigen Minuten eine Beute des Todes ward. Schrecken und Verwirrung hatte sich aller Gemüther bemeistert. Fliehe! rette dich! riefen Lueger seine

wenigen Freunde zu. Aber der Furchtlose floh nicht. Er verließ den Saal, eilte nach Hause und legte sich sorglos zu Bette.

Schon brachte er eine langsam dahin schleichende Stunde, unwillkürlich von gräßlichen Bildern umschwebt, auf seinem einsamen Lager zu. Er wollte schlafen, konnte es nicht, und kämpfte mit einer ahnenden Stimme seines Herzens, welche ihm in seinem Innern immer die Worte: Rette dich! zulispelte. Plötzlich sprang die Thüre seiner Kammer krachend entzwei und eine zahlreiche Schaar bewaffneter Reichsknechte strömte herein. Lueger raffte sich auf, nach seinem Schwerte haschend; doch augenblicklich ward er umrungen und rücklings zu Boden gerissen. „Bindet ihn! schleppt ihn fort in das tiefste Verließ! Durch Henkershände versöhne sein Blut den Geist meines gemordeten Bruders!“ kreischte jetzt ein vom Kopf bis zu den Füßen geharnischter Mann aus dem Helmgitter hervor. Dieser Befehl wurde auf das schnellste vollzogen. Nach wenigen Minuten sah sich der Unglückliche mit schweren Ketten belegt in einem schauerlichen Gefängniß. Stumm und wild starrte er die Wände dieser wüsten Wohnung des Jammers an; kein Seufzer, keine Klage entfuhr seinen Lippen; aber Groll und Menschenhaß nagten wie giftige Schlangen in seinem Busen.

Acht Tage — lang wie acht trauervolle Jahre, brachte er in diesem dumpfen Kerker zu, den nur ein schwacher Lichtstrahl dämmernd erhellte. Wasser und Brod waren seine einzige Nahrung, die er nur durch eine Oeffnung an einer der Wände von unsichtbarer Hand empfing. Am Morgen des neunten Tages hörte er ein Geräusch vor den eisernen Pforten seines Gefängnisses, und bald hernach thaten sich die Riegel derselben knarrend auf. Bewaffnete Männer erschienen, nahmen ihm die Fessel ab, und befahlen ihm zu folgen. Man führte ihn über eine breite Treppe hinan in einen großen Saal, wo bei einer

zahlreichen Volksversammlung zwölf schwarzgekleidete Männer an einem schwarzbedeckten Tische saßen. Als man ihm die gewöhnlichen Fragen über Namen, Stand und Herkunft stellen wollte, erwiderte er mit Hoheit: „Ganz Deutschland kennt meinen Namen! — Ihr alle kennt mich — zur Sache!“ Jetzt erschienen die Verwandten des Grafen von Pappenheim in tiefen Trauergewändern, und klagten Lueger als dessen Mörder, als einen Störer des Landfriedens an. — „Er hat das Andenken meines Busenfreundes gelästert, und da er nicht widerrufen wollte, so geboten Freundschaft und Ehre, mit dem Schwerte Genugthuung zu fordern, wie es dem Krieger und Ritter geziemt!“ erwiderte der Beklagte mit männlicher Gelassenheit. — Aber doch bekennt ihr sein Mörder zu sein? fragte der älteste Richter. — „Ja! doch nicht durch Meuchelmord, sondern im redlichen Zweikampfe.“ — Waren euch die Gesetze des Landfriedens bekannt? — „Ehre ist des Kriegers und Edelmanns heiligstes Gesetz. Ich kenne keines, das ihm gebietet seine oder seiner Freunde Beschimpfungen ungerochen zu erdulden.“ — Gibt es keine Gerichte in Deutschland, wo man sein Recht zu suchen vermag? — „Was? Ein mit Wunden bedeckter Krieger soll seine Genugthuung erst bei euch, ihr Federhelden, erbetteln? Soll seine Ehre und sein Recht den Launen euerer stockblinden Gerechtigkeit zur Puppe hingeben? — Weh unserem Vaterlande, wenn seine Edlen einst zu so feigen Memmen herabsinken. — Gebt mir den Tod, ich mag diesen Zeitpunkt nicht erleben!“ — Jetzt befahl ihm der älteste Richter abzutreten. Lueger übersah im Abgehen mit scharfen Blicken die Gesichter derjenigen, die nun über ihn das Urtheil sprechen würden. Er kannte nur wenige, aber diese Wenigen waren — seine Feinde. Man führte ihn in ein Seitengemach, und indessen loseten die Richter. Der Topf wurde geöffnet;

fünf weiße — sieben schwarze Kugeln rollten hervor. Nun brachte man ihn zurück, und das Urtheil wurde gesprochen: Er sollte nach drei Tagen enthauptet werden. — „Ich appellire an den Kaiser; nicht um ein Leben zu erbetteln, das keinen Werth mehr für mich hat, sterben will ich, aber nicht durch des Nachrichters Hand." — Der Kaiser ist abgereist, ihr habt keine Milderung des Urtheils zu erwarten, antwortete ihm der älteste Richter und warf ihm das zerbrochene Stäbchen vor die Füße. — „So sei es denn! Ich habe in den Kämpfen für das Vaterland dem Tode zu oft in das Auge gesehen, als daß ich mich jetzt vor ihm entsetzen sollte. Das Schwert des Nachrichters entehrt nimmer, seit es durch Baumkircher's Heldenblut gereinigt ward." Nach dieser Rede wandte sich Lueger und ging, er überblickte gelassen die Menge des versammelten Volkes, von dem ihm manche Mitleidsthräne entgegen blinkte. Sein edles Betragen machte einen großen Eindruck auf alle Gemüther der Anwesenden, denen er wie ein höheres Wesen erschien. —

Er ward jetzt in ein anderes Gefängniß gebracht, welches obschon etwas geräumiger und milder, doch darum nicht minder schrecklich war, weil alle, die es bewohnten, von dort zur Todesstätte wandeln mußten. Auch ward er mit geringeren Fesseln belastet. Mit männlicher Standhaftigkeit erwartete nun Erasmus die Erscheinung der ernsten Stunde, wo ein Schwertstreich das Possenspiel seines Lebens enden, den dichten Vorhang vor der Zukunft Tiefen seinen Blicken öffnen sollte. Viele Besuche von neugierigen Gaffern belästigten ihn; aber er empfing sie alle mit Sanftmuth, besprach sich mit ihnen und scherzte sogar voll der erhabenen Seelenruhe. Angenehm war ihm das öftere Wiederkommen eines in der Seelsorge ergrauten Weltpriesters, mit dem er sich gern über Zukunft und Unsterblichkeit besprach.

So vergingen zwei, so war schon der dritte und letzte seiner Tage der Vollendung nahe. Lueger war gefaßt; er verachtete die Welt, ihren Undank — ihre schönen Seifenblasen alle — und seine Seele schwebte schon über dem Sarge, athmete reinere Himmelsluft, sah schon in besseren Gefilden so manchen seiner Jugendgefährten, der im Kampfe fürs Vaterland an seiner Seite fiel. Er unterhielt sich im Geiste mit seinem Lehrer und Waffenbruder Baumkircher, der ihm freundlich entgegeneilte im Lande der Liebe. Ohne Gattin, ohne Kinder, von seinen Waffenbrüdern getrennt und verlassen, band ihn nichts mehr an die Erde. In solche Betrachtungen versunken, saß er einsam in der Abenddämmerung des dritten Tages, indeß seine Wächter, von ihm reichlich beschenkt, im Vorgemache weidlich zechten, und auf die Gesundheit des Verurtheilten manchen Humpen leerten — als plötzlich die Thür sich öffnete und ein langer Franziskanermönch hereintrat. Lueger, der diese Erscheinung für einen blos geistlichen Besuch hielt, stand auf, ging dem Kommenden entgegen und sprach mit sanftem Ernst: „Ich danke euch, ehrwürdiger Vater, für euere fromme Sorgfalt. Meine Rechnung mit dem Himmel ist geschlossen; ich wünsche die letzten Stunden meines Daseins mir selbst zu leben." Der Mönch schlug schweigend die Kapuze zurück, und Lueger erkannte jetzt in ihm den Hofmeister des Kaisers, Wilhelm von Bäreneck. Dieser edle, biedere Steiermärker, ein würdiger Abkömmling der alten Grafen von Steier, welche der Steiermark ihren Namen gaben und sie zuerst zu einer Markgrafschaft, endlich zu einem Herzogthum erhoben, stand wie ein guter Genius an dem Throne Friedrichs des Dritten. Er glaubte die Treue an seinen Kaiser am besten dadurch zu beweisen, wenn er, fern von jedem Eigennutze, nur das wahre Gute beförderte und seinen Monarchen abhielt, falschen Einrathungen

zu folgen, die ihm und den Völkern seiner Herrschaft nachtheilig waren. Vergebens hatte Wilhelm einst für Baumkircher's Begnadigung mit allem Nachdrucke gesprochen; ihn konnte er nicht retten, wohl aber seinen Schwiegersohn, Hans von Stubenberg, der späterhin als Landeshauptmann dem Vaterlande und dem Monarchen rühmlich diente.

Bäreneck, den es empörte, daß wieder einer der ersten Helden Oesterreichs durch das Henkerschwert sterben sollte, beschloß Lueger beizustehen, und da er wußte, daß eine öffentliche Begnadigung desselben die mächtige Familie der Pappenheimer und viele mit ihr verwandte Grafen und Fürsten des Reiches zu Beschwerden über verweigerte Genugthuung verleiten würde, so wählte er das Mittel, den Gefangenen durch die Flucht zu retten. Unter einem schicklichen Vorwande verließ er den Kaiser auf der Reise, eilte unerkannt nach Frankfurt zurück, und kam in jener Verkleidung zu dem Verurtheilten. Lueger war erstaunt, einen Günstling des Kaisers in dieser Lage vor sich zu sehen; doch Wilhelm wollte die kostbaren Momente nicht zu unnützen Erklärungen verschwenden. Vorsichtig zog er eine Feile und ein Schwert aus den Falten seines Kleides hervor, leise die Worte lispelnd: „Hier übergebe ich euch die Werkzeuge zur Rettung. Um die Mitternachtsstunde werden euere Wächter — ich habe dafür gesorgt — in tiefem Schlafe liegen. Jenseits des Maines erwartet euch euer Leibknappe mit Pferden; doch müßt ihr den Fluß durchschwimmen, denn auf der Brücke stehen Wachen. Haltet euch verborgen, bis es mir vielleicht einst gelingt, euere Begnadigung zu erwirken". — Erasmus wollte seinem Retter um den Hals fallen, doch dieser zog wieder die Kapuze über den Kopf und verschwand.

Lueger wußte nicht wie ihm geschah; er fragte sich selbst, ob er geträumt habe? Nur der Anblick der Feile und des

Schwertes überzeugte ihn von der Wahrheit seiner Erscheinung, und regte mit einer magischen Kraft die süßen Lebenshoffnungen wieder in seinem Busen auf. Indem er sich mit dem Plane zu seiner Flucht beschäftigte, und die rege Phantasie ihn schon in die heimischen Fluren versetzte, breitete die Nacht ihr schwarzes Gewand immer dichter über die schlummernden Gefilde aus; aber auch immer unruhiger lechzte seine Seele nach Rettung und Freiheit. Er erblickte den Abendstern, der freundlich durch das schmale Fenster des Gefängnisses auf ihn herabblinkte, und es war ihm, als strahlte sein mildes Licht tröstenden Balsam in das pochende Herz. Er sah schon im Geiste das unermeßliche Himmelsgewölbe mit all den schimmernden Gestirnen über sich, athmete wieder die freie Gottesluft, und es ward ihm so leicht, so wohl. — Nicht mehr fern war jetzt die Mitternachtsstunde.

Leise schlich er zur Thür seines Kerkers und horchte. Freudig vernahm er das Schnarchen der schlummernden Wächter, denen durch Bäreneck's Veranstaltung, der mit Opium vermengte Rebensaft alle Sinne schwer gefesselt hielt. Nun begann Lueger sein Werk, und die gefällige Feile entledigte ihn bald seiner Ketten. Kaum fühlte er die Freiheit seiner Glieder, so zog er das Schwert und drückte einen Kuß darauf, so feurig und innig, wie der Jüngling auf die Lippen des nach langer Trennung wiederkehrenden Liebchens. „Komm, theueres Werkzeug des Muthes, Freiheit oder Heldentod sollst du mir verschaffen!“ Leise diese Worte murmelnd, öffnete er entschlossen die Kerkerthür; er schlich unbemerkt durch die schnarchenden Wachen, mußte noch mehrere menschenleere Gemächer durchwandeln, und tappte sich endlich über eine Wendelstiege hinab in den Vorhof. Das Thor war offen, aber er hörte vor selbem die Fußtritte einer Schildwache. Unbemerkt wollte er sich der Pforte nahen und dann, wenn der Wächter abwärts sich wendet,

durch die Dunkelheit begünstigt schnell hinausschlüpfen. — Schon war er von den Grenzen der Freiheit nur mehr drei Schritte entfernt, als plötzlich ein ungeheuerer Bullenbeißer mit lautem Gebelle auf ihn losrannte. Lueger wollte ihn mit dem Schwerte niederstoßen, als seine getreuen zwei Hunde, welche von dem Hause seiner Gefangenschaft nie gewichen waren, durch das Thor herein auf die Bestie hinstürzten und sie mit vielen Bissen zerzausten. Lueger, den Augenblick benützend, wollte eben einen raschen Satz durch das Thor machen, als ihm eine tiefe Baßstimme: Wer da? entgegen brüllte. Jetzt galt es Besinnung. Ehe die Wache ihr schwerfälliges Luntengewehr losdrücken konnte, war es ihr schon entrissen, und der entwaffnete Spießbürger nahm erschrocken das Fersengeld. Ohne einen Augenblick zu säumen, eilte nun Erasmus den Ufern des Mains zu, stürzte sich rasch in die rauschenden Wogen und schwamm, begleitet von seinen getreuen Rüden, die schnell ihm nachfolgten, an das jenseitige Gestade, wo es ihm bald gelang, seinen mit den Rossen harrenden Knappen zu finden.

Hastig ging es jetzt fort, dem Vaterlande zu. Bäreneck's weise Vorsicht hatte für Geld, Lebensmittel und Kleider gesorgt. Als der Tag anbrach, versteckten sie sich in einem Walde und hatten das Vergnügen, ihre Verfolger auf der Heerstraße vorbei sprengen zu sehen, ohne hinter den Gebüschen bemerkt zu werden. Vorsichtig verwechselten sie da ihre Kleider, machten ihre Gesichter unkenntlich und traten erst mit wiederkehrender Nacht ihre weitere Wanderschaft an. Glücklich entgingen sie den Gefahren der Entdeckung, hörten in mancher Stadt von Lueger's Flucht und Achtserklärung und erreichten endlich die Grenze der österreichischen Staaten. Wehmüthig süße Empfindungen durchwallten Luegern bei dem Anblicke der heimischen Berge. Er freute sich diese bekannten Gegenden, die so vertraulich ihn

ansprachen, wieder zu sehen; aber es schmerzte ihn tief als ein Geächteter wiederzukehren, und in den Ländern, wo einst sein Heldenruhm selbst in den Hütten der Landleute nicht unbekannt war, jetzt gleich einem Diebe und Mörder sich verbergen zu müssen. Gern hätte er seinen Lieblingswohnsitz am Fuße des Schöckels zum Aufenthalt gewählt; doch dort war keine Sicherheit für ihn, und so entschloß er sich nach Lueg, dem alten Stammschlosse seines Geschlechtes zu wandern, obschon eine gewisse innere Stimme ihm dies abzurathen schien. Die Lage dieses Ortes, welche so ganz mit seinem gegenwärtigen Schicksal übereinstimmte, die Festigkeit, die ihn vor jedem Ueberfall schützte, und endlich das Bewußtsein, daß dieser Erdenwinkel selbst wenigen der Eingebornen und zwar nur in einem engen Kreise umher, bekannt sei, bestimmten ihn nach Vernunftschlüssen zu dieser Wahl, obschon das Herz widersprach. Damals hatte Krain noch eine sehr dürftige Bevölkerung und war mit vielen Wäldern und großen Wüsteneien erfüllt, unter welchen die Gegend um Lueg den ersten Rang behauptete. Noch beinahe ein Jahrhundert später gab es in diesem Lande der wilden Thiere so viele, daß eine Edelfrau das Unglück hatte, innerhalb den Mauern ihres Schlosses, im Hofe, von einem durch das offene Schloßthor hereingekommenen Bären zerrissen zu werden; woraus man sich eine Vorstellung von dem damaligen wüsten Zustande dieses Landes machen kann. Was aber zur Verborgenheit dieses Stammschlosses der Lueger am meisten beitrug, war, daß es im Lande noch ein zweites Schloß dieses Namens gibt, welches von späteren Zweigen dieses Geschlechts in einer angenehmeren Gegend erbaut, und zu ihrem gewöhnlichen Wohnsitze erwählet ward, welches dann das erstere ganz in Vergessenheit brachte. Es war Sitte der Edelgeschlechter des Mittelalters, mehreren Schlössern, die sie erbauten, ihren Familiennamen zu geben.

Es war eine fürchterliche, grauenvolle Nacht; der Donner rollte, die Blitze schmetterten, heulende Stürme rissen hundertjährige Bäume aus ihren Wurzeln, Regen und Schlossen strömten von dem schwarz verschleierten Himmel herab, als Erasmus und sein Knappe endlich, nach langem Umherirren in den ungeheuren Wäldern, unter steter Gefahr, von einem Blitzstrahle getroffen, oder von den krachend niederstürzenden Bäumen erschlagen zu werden, am Fuße der Felsenhöhle ihres künftigen Wohnortes anlangten. Sie banden die Rosse an einen Baum, wozu ihnen die Blitze leuchteten, und kletterten mühsam auf Händen und Füßen den schmalen Fußsteig hinan, voll Besorgniß, jeden Augenblick durch einen Fehltritt in den Abgrund zu stürzen, bis sie endlich, von Nässe triefend, matt und kraftlos das Ziel ihrer Wanderschaft erreichten. Die kleinere Pforte war unverschlossen; sie schlichen die Treppe hinan und kamen endlich in das erste, zweite und dritte Gemach, ohne die Spur eines Bewohners zu entdecken. Schon wollten sie auf hartem Boden ihren müden Gliedern eine Lagerstätte gewähren, als es ihnen däuchte, sie hörten Menschenstimmen. Schnell tappten sie, so viel es die Finsterniß gestattete, dem Laute nach und entdeckten bald durch die Thürspalte des hintersten Gemaches den Schimmer eines Lichtes. Lueger öffnete rasch, aber wie groß war sein Erstaunen, als er zwölf bewaffnete Männer um einen runden Tisch zechend erblickte, die bei seinem Anblicke sogleich von ihren Sitzen auffuhren, ihre Schwerter aus den Scheiden rissen und gegen ihn losbrachen. Halt! schrie Lueger mit einer Donnerstimme und hielt ihnen die Pistole drohend vor. Sie wichen etwas zurück, und der Unerschrockene fragte gebieterisch: wer sie seien, was sie hier wollten? — Was gibt dir ein Recht zu diesen Fragen? erwiderte einer dieser Männer. — Ich bin der Herr dieses Schlosses und will wissen, wer

meine Einwohner sind, antwortete Lueger. Die Männer waren erstaunt über die Aeußerung; sie sahen ihn forschend an und riefen endlich freudig aus: Er ist's, es ist Lueger, unser Gebieter! Jetzt erkannte Erasmus ebenfalls, daß es seine Reisige waren, denen er schon vor mehreren Jahren die Bewachung dieses Schlosses anvertraute, wohin er jedoch seit jener Zeit nicht mehr gekommen war. Als er sie näher über ihre bisherige Lebensweise befragte, gestanden sie ihm freimüthig, es sei die Nachricht von seiner Hinrichtung zu Frankfurt bis zu ihnen gelangt, und da hätten sie sich entschlossen, vom Sattel und Stegreife zu leben. Vielleicht werde auch ich gezwungen sein, diese Lebensweise zu ergreifen, dachte sich Lueger, verzieh ihnen und behielt sie in seinen Diensten. Er und Franz, der Gefährte seiner Flucht, ließen sich jetzt den Wein und die Speisen, womit sie von den Reisigen bewirthet wurden, herrlich munden und streckten dann, gesättigt, die müden Glieder auf den Boden hin, wo sie bald ein wohlthätiger Schlaf besuchte, so fest und süß, als lägen sie auf Eiderdunen.

Am folgenden Tage wurden Anstalten zur neuen Haushaltung getroffen. Erasmus theilte die Rollen zum künftigen Lebensschauspiel aus. Er untersuchte das Schloß und fand es so kärglich mit Hausgeräth versehen, daß er kaum ein paar wankende Tische und die Fragmente eines Bettes für sein eigenes Lager auffinden konnte. Zum Glück kannte man damals all die zahllosen Bedürfnisse der Weichlichkeit unserer Zeiten noch nicht, und die zu allen Beschwerden abgehärteten Krieger begnügten sich leicht. Lueger sann nun auf Mittel, sich und den Seinigen einen anständigen Lebensunterhalt zu verschaffen, und beschloß daher, seine übrigen Besitzungen im Lande insgeheim zu besuchen. Auf die Treue seiner Vögte konnte er sich verlassen, und die Unfruchtbarkeit der Gegend seines Wohnortes nöthigte ihn, die

Nahrungsmittel von andern Orten zu beziehen. In das Gewand eines wendischen Bauers vermummt, von einem einzigen Diener begleitet, machte er sich am dritten Tage nach seiner Ankunft auf den Weg und wollte zuerst das neuere Lueg besuchen, dessen Vogt, ein würdiger Greis, das schönste Ideal eines treuen Untergebenen war. Schon erblickten sie des Schlosses Thürme, als sie einen alten, tiefgebeugten Mann mit eisgrauen Haaren, langsam gleich einem Schatten, daher wanken sahen. Sie kamen ihm näher. Lueger faßte ihn ins Auge, und plötzlich rief er: „Conrad! mein alter lieber Conrad!" und faßte die Hand des Greises. Dieser erhob sein Antlitz, wischte sich ein paar Thränen von seinen grauen Wimpern, und starrte mit seinen erloschenen Augen den Ritter an; aber jetzt fing er an zu zittern, seine Knie brachen, und er wäre zu Boden gesunken, hätten ihn die Beiden nicht unterstützt. Nach einigen Minuten erholte er sich wieder, sank in Lueger's Arme, und weinte Freudenthränen über die unvermuthete Erscheinung seines lieben Zöglings in den Knabenjahren. Nachdem sich der Alte gefaßt hatte, verlangte Erasmus, er sollte ihn in das Schloß begleiten; aber Conrad erwiderte mit bebender Stimme: „Ich kann — darf euch nicht hinführen. Sie haben mich ausgetrieben, mich weggejagt — ließen mir nichts als diesen Bettelstab". Indem er dies sprach, zog er einen Brief aus dem Busen und übergab ihn Lueger. Dieser las:

„Unglücklicher Freund!

Alle meine Mühen, dein Schicksal zu bessern, waren fruchtlos. Mehr, als Pappenheim's Mord, vergrößert dein Unglück die lügenhafte Anklage deiner Feinde, als seist du ein Landesverräther und Anhänger des fürchterlichen Königs der Ungarn, Mathias Corvinus. Du bist geächtet; deine Güter

sind eingezogen; man hat einen Preis auf deinen Kopf gesetzt — fliehe — fliehe in ein fernes Land!" —

Obschon der Brief ohne Unterschrift war, so konnte doch Erasmus leicht errathen, daß er von seinem Lebensretter kam, der ihn durch einen vertrauten Knecht dem alten Conrad zur Bestellung überschickte. Der Eindruck, welchen dieses Schreiben auf Lueger machte, ist mit kalten Worten nicht zu beschreiben. Stumm und bewegungslos stand er lange da, wie eine steinerne Bildsäule; aber in seinem Innern stürmte es mächtig. Es ging eine heftige Gährung in seinem Charakter vor, und der bitterste Menschenhaß zerriß endlich die letzten Bande, die ihn noch an eine Welt schlossen, von der er gleichsam verstoßen — ausgeworfen ward. „Nein, ich fliehe nicht!" rief er nun entschlossen aus. „In der Wiege meines Geschlechtes will ich sterben. Undankbares Vaterland, für das ich so oft gekämpft und geblutet habe! Ist das der Lohn meiner Verdienste? Du verstoßest mich aus deinem Schooße; du raubst mir all meine Habe, meine Ansprüche; lechzest sogar nach meinem Blute! Wohlan, so habe auch ich keine Pflichten mehr gegen dich, grausame, herzlose Stiefmutter! Komm, Alter, folge mir in meine Felsenhöhle! Raben und Eulen sollen uns ein Morgen- und Abendlied singen — Bären und Wölfe unsere Gesellschafter sein. Ich will dich zu Tode füttern, und sollte ich jeden Bissen, den ich dir reiche, in Menschenblut tauchen müssen."

Erasmus und sein Gefährte nahmen jetzt den Alten in ihre Mitte und brachten ihn endlich nach einer langsamen Wanderschaft nach ihrem Felsenwohnsitz. Kaum waren sie dort angelangt, so rief Lueger seine Reisige zusammen, verkündigte ihnen sein Schicksal und erklärte, er sei jetzt genöthigt, vom Sattel und Stegreife zu leben. Die rohen Knechte an dieses Räuberhandwerk schon gewohnt, schwuren mit ihm zu sterben.

Eine neue Lebensweise begann er jetzt mit seinen Gefährten, wodurch in den kriegerischen finstern Zeiten des Mittelalters so viele Glieder der edelsten Geschlechter Deutschlands zur Geißel und zum Schrecken ihres Vaterlandes wurden. Erasmus ward nun einer der sogenannten Raubritter, welcher fürchterliche Orden, erst lange nach ihm, im folgenden sechszehnten Jahrhundert mit einem Berlichingen und Sickingen erlosch.

Der erste Gegenstand, welchen Lueger zu seinen Ueberfällen wählte, war Hans von Stegberg, war sein und seines Geschlechts vieljähriger, geschworner Feind, der ihm stets am Hofe des Kaisers zu schaden suchte, so viel er vermochte. Stürmend erstieg Erasmus mit seinen Reisigen die Veste Stegberg. Ihr unglücklicher Besitzer rettete sich unter das Dach, um sich dort zu verbergen; allein der mürbe Bretterboden brach durch, und er blieb mit dem Halse zwischen zwei Brettern hängen, wo er elend erstickte, und mit ihm das alte Geschlecht der Herren von Stegberg erlosch.

Binnen wenigen Wochen hatte Lueger mit seinen Reisigen schon Furcht und Schrecken weit umher im Lande verbreitet. Eine Unternehmung folgte der andern; eine kühne That drängte die andere. Schlag auf Schlag trieb er es fort sonder Ruhe, sonder Rast. Reiche Mönche, raubsüchtige Vormünder, tyrannische Vögte und geldstolze Bürger waren die vorzüglichsten Gegenstände seiner Ueberfälle und Plünderungen. Aber indeß diese den Namen Lueger mit Entsetzen nannten, war er Wohllaut dem Dürftigen, dem Unterdrückten und Verfolgten, der in ihm einen thätigen Freund und mächtigen Vertheidiger fand. Von romantischen Grundsätzen durchglüht, von innigem Haß gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung erfüllt, warf er sich gleichsam zum Oberrichter der Menschenhandlungen auf. Gesetze und Moralität sprechen laut das Verdammungsurtheil über diesen

Sonderling, und doch kann man von ihm sagen, daß er sein unedles Geschäft edel behandelte. Nie waren seine Unternehmungen, nach gemeiner Räubersitte, von Grausamkeit und Unmenschlichkeit begleitet; sorgfältig vermied er jede Mißhandlung und vergoß kein Blut, außer wenn Selbsterhaltung ihn dazu zwang.

So war Lueger schon im zweiten Jahre der Gegenstand des Schreckens und der Bewunderung. Ueberall war er in mancherlei Gestalten und Verkleidungen zugegen, wußte von Allem und entging immer nicht nur allen Nachstellungen, sondern man konnte selbst seinen Aufenthalt nicht erforschen, weil er seine Räubereien nie in der Nähe desselben trieb. Die Klagen und Beschwerden der Beraubten drangen endlich so häufig bis zu des Kaisers Thron, daß wiederholte, verschärfte Befehle zu Lueger's Vernichtung ergingen. Es wurde vorzüglich dem Hauptmann von Triest, Kaspar Freiherr von Rauber, das Geschäft aufgetragen, alle Mühe anzuwenden, denselben lebend oder todt den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Erasmus erfuhr diese Verfügungen noch bei Zeiten durch seine Kundschafter. Er war Augenzeuge von den Zubereitungen, die zu seinem Untergange gemacht wurden und wählte nun tollkühn den gedachten Freiherrn selbst zum Gegenstande seiner Neckereien und Ueberfälle. Rauber, mit einem kleinen Heere von kaiserlichen Söldnern versehen, bot alle Kräfte auf, sich seines Auftrages zu entledigen; er unternahm Streifzüge nach allen Gegenden, setzte dem Geächteten und seinem Anhange überall nach — aber alle seine Anstrengungen waren vergebens. Immer sah er sich getäuscht, immer entwischte der schlaue Fuchs den Nachstellungen des Jägers.

Die Göttin des Glücks ist nur zu oft des Unglücks Kupplerin. Sie macht ihre Günstlinge übermüthig, blind und vermessen und führt sie endlich von dem Pfade der Klugheit

ab, dem Abgrunde des Verderbens zu. Dieses Loos ward schon so vielen Sterblichen, den mächtigsten Eroberern und stolzesten Erdengöttern — es wurde auch Lueger zu Theil, dessen Muth und Entschlossenheit von einem tiefen Menschenhasse genährt, endlich in eine tolle Verwegenheit ausartete. Einst befand sich der Freiherr von Rauber mit seinen Waffengefährten auf seinem Schlosse Kleinhäusel und saß eben an der Mittagstafel, als Lueger ohne Begleitung vor das Schloßthor geritten kam, sich mit einem dort stehenden Knechte in eine Unterredung einließ, und diesem den Auftrag gab: „Geh hin zu deinem Herrn, und sage ihm nebst einem Gruß, ich vernahm, daß er schon lange mich gesucht aber nicht gefunden habe; ich sei nun bereit, ihm selbst den Weg zu meinem Schlosse zu zeigen. Ich verspreche, ihn dort ehrlicher zu bewirthen, als er mich vielleicht hier empfangen würde". — Wie ist denn euer Name? fragte der Knecht, ihn mit dummer Verwunderung anstarrend. — „Ich bin ein Herzensfreund deines Herrn und heiße Erasmus Lueger", erwiderte dieser, wandte sein Pferd, schoß zwei Pistolen in die Luft und jagte davon. Rauber und seine Gefährten eilten sogleich hinab, setzten sich auf ihre Rosse und sprengten ihm nach. Sie erblickten ihn in der Ferne gleich einem nahe an der Erde hinschwebenden Vogel, und in wenigen Augenblicken verschwand er so plötzlich, als hätte ihn ein Geist der Hölle ihren haschenden Händen entrückt. Die Vermessenheit belebte den zürnenden Freiherrn mit neuer Thätigkeit. Er schickte Kundschafter nach allen Richtungen aus. Endlich gelang es einem derselben, den Hufschlag des Pferdes zu entdecken, und auf dieser Spur durch Wälder und Umwege mit vieler Anstrengung und Mühe die Gegend von Lueg zu erreichen, wo er mit spähendem Blick die Felsenhöhle und das darin befindliche Schloß entdeckte. Kaum hatte Rauber hiervon Nachricht erhalten, so brach er mit all

seinen Reisigen dahin auf. Doch sein Erstaunen war ebenso groß wie sein Unmuth, als ihn der erste Anblick überzeugte, daß die Festigkeit dieser in einer Felsenhöhle erbauten Burg unüberwindlich, und dieselbe nur durch Hunger, mittelst einer langwierigen Belagerung, zu bezwingen sei. Ungern entschloß er sich hierzu; allein da sich ihm sonst kein anderes Mittel zur Erreichung seines Zweckes zeigte, so mußte er sich dies gefallen lassen.

Lueger und seine Gefährten spotteten indeß ihrer Feinde. Sie sahen den Bemühungen derselben hohnlachend zu und ließen sich's wohlergehen in ihrem Felsenneste. Schon zwei Monate wurde die Belagerung fortgesetzt, und die Belagerer, deren viele ein Opfer der Krankheiten und des Todes wurden, mußten bei einem dürftigen Unterhalte alle Qualen des strengen Winters erdulden. Als nun der letzte Tag des Faschings erschien, zeigte sich Erasmus oben vor seinem Schlosse und rief ihnen zu, daß er sie auf ein Fastnachtsmahl beim warmen Ofen zu sich bitte. Da er aber sah, wie seine erstarrten Gegner diesen Spott keiner Antwort würdigten, ließ er den vierten Theil eines Ochsen an ein Seil binden und so in die Tiefe ihnen zum Geschenk hinabrollen. Rauber hielt dieses für eine List der Belagerten, die dadurch nur ihren Mangel zu verbergen suchten, und schöpfte neue Hoffnung, doch vergebens. Die Ostern kamen; Lueger erschien wieder und machte seinen Feinden ein zweites Geschenk mit einigen fetten Lämmern. Die Zeit verfloß. Der Frühling erweckte die schlummernde Natur. Erasmus setzte öfters seine Erscheinung fort und ließ sich mit seinen Feinden in Unterredungen ein. Er wiederholte dem Freiherrn seine freundschaftliche Einladung, ihn auf Ritterwort, Treu und Glauben auf seinem Schlosse zu besuchen, um sich selbst zu überzeugen, daß all seine Hoffnung, ihn auszuhungern, fruchtlos sei. Weil jedoch Rauber aus Mißtrauen sich hierauf

nicht einlassen wollte, so verlangte Lueger sicheres Geleit für seinen Leibknappen, um ihn manchmal mit einigen Seltenheiten bewirthen zu können, da die Mittheilung mittelst langen Stricken zu viele Unbequemlichkeit hatte. Rauber bewilligte dies und verwunderte sich nicht wenig, als er sich so freigebig mit einem Körbchen voll Erdbeeren, Kirschen und dergleichen in einer Jahreszeit beschenkt sah, wo diese Früchte im Lande nur erst in der Blüthe waren. Bald hernach erfolgte ein Geschenk von kostbaren Fischen, und so verging kein Tag, wo der Knappe nicht vom Felsenloche herabkletterte und mit einer neuen Gabe im Lager erschien.

Der Freiherr erkannte nun klar, daß er seinen Zweck nicht erreichen würde und beschloß, müde des fruchtlosen Harrens, dem ungestümen Anhalten seiner überdrüßigen Krieger um Aufhebung der Belagerung nachzugeben. Der Freiherr dachte schon daran, in seinem Berichte nach Hofe einen Vorschlag zu Erasmus' Begnadigung zu machen, als ihm ein listiger Friauler aus seinem Heere den unedlen Rath gab, seinen durch Waffen unbezwinglichen Gegner durch List zu vernichten, und dazu Lueger's Knappen, Franz, zum Verräther seines Herrn zu machen. Rauber, den die Vereitlung seiner Hoffnungen erbitterte, horchte mehr der Stimme seiner Sache, als der der Ehre, indem er diesen Antrag benützte.

Als nun Franz wieder mit einem neuen Geschenke herabkam, empfing er ihn sehr freundschaftlich, ließ ihn an seiner Tafel speisen und beschenkte ihn reichlich. Die Herablassung der Gebietenden hat eine fast unwiderstehliche Kraft auf die Gemüther der Gehorchenden; diese Wirkung zeigte sich auch bei dem getäuschten Knappen, der von der scheinenden Güte des Freiherrn ganz bezaubert ward. Er verdoppelte seine Gefälligkeit gegen Franz bei jeder wiederholten Sendung, und bald

hatte er ihn so sehr gewonnen, daß er ungescheut mit seinem Antrage zur Sprache kommen durfte. Freiheit und Begnadigung, glänzende Versprechungen reichlicher Belohnungen waren die Sirenen, die mit ihren Zaubergesängen den armen Jungen in das Netz der Verrätherei lockten und sein empörtes Gewissen zur Ruhe lullten. Sein Innerstes schauderte zwar vor einer so ungeheuren Treulosigkeit zurück; aber Ueberredung malte ihm das Laster minder gräßlich, machte es zu einem Verdienste um das Vaterland und zeigte ihm die günstigsten Bilder und Aussichten. Immer leiser — immer schwächer ward die widersprechende Stimme seines Herzens, bis endlich sein guter Schutzgeist weinend von ihm entfloh. — Traurige Schwächen der Menschheit, die uns so leicht auf die Irrwege des Verbrechens lenken, und uns die Rückkehr auf der Tugendbahn so schwer machen! Gold und Liebe sind dieses Erdballs mächtigste Beherrscher; Mächtige und Bettler tragen ihre Ketten und widerstehen ihrer Allmacht nur selten. Das Erste blendete mit seinem zauberischen Schimmer Franzens Tugend; die Zweite machte sie vollends erblinden. Er hatte zu Wippach ein Mädchen, das er glühend liebte, dessen Besitz der sehnlichste seiner Wünsche war. Das Laster zeigte ihm den Pfad in ihre nach ihm ausgebreiteten Arme zum Wonnegenuß des höchsten Erdenglückes; die Tugend aber stellte ihm in der Treue gegen seinen Herrn das traurige Bild einer ewigen Trennung von dem geliebten Gegenstande und im Hintergrunde den schmählichen Tod durch Henkershände dar. — Er fiel.

Franz entdeckte dem Freiherrn, daß Lueger sich täglich des Abends auf ein bestimmtes Plätzchen begebe, dort einem allgemeinen Bedürfniß der Natur Genüge zu leisten; daß dort der Fels von keinem besonderen Umfange sei, und folglich einige Schüsse aus grobem Geschütze ihre Wirkung nicht verfehlen

würden. Zufällig hatte man im Lager einige Donnerbüchsen aus dem Zeughause zu Laibach, welche jedoch,. da man sie gegen den harten Felsen für unbrauchbar hielt, bisher unbenützt blieben. Die Verabredung ward also dahin getroffen, daß Franz, mit Aushängung eines weißen Lappen bei dem dort angebrachten Fensterchen, den Belagerern das Ziel zur Richtung der Stücke genau bezeichne, und wenn dann Abends Erasmus sich auf den angezeigten Ort begeben würde, so sollte ein an ein Fenster gestelltes brennendes Licht zur Losung dienen. Der verrätherische Bube kehrte zurück und erfüllte sein Versprechen leider nur zu genau. Bald entdeckten die Belagerer das oben flatternde Zeichen und säumten nicht, alle ihre Donnerbüchsen mit großer Genauigkeit darnach zu richten. Mit von höllischer Schadenfreude pochendem Herzen harrten sie nun der Nacht und erwarteten mit Sehnsucht die Losung.

Lueger war an diesem Tage mürrisch und traurig, geheime Ahnungen drückten seine Brust; ihm war in vergangener Nacht Baumkircher's Geist im Traume erschienen, hatte ihm düster die Hand gereicht und ihn mit dem Finger drohend vor einer Schlange gewarnt, welche er plötzlich an seinem Busen sich windend und zischend entdeckte, worüber er erwachte. Nachdenkend schlich Erasmus den ganzen Tag in seiner Felsenhöhle umher; er sprach, aß und trank sehr wenig, und als endlich der Abend kam, leiteten ihn Natur und Verhängniß zur Stätte seines Verderbens. Das Todtenlicht leuchtete am Fenster; die vier Donnerbüchsen knallten schrecklich, auf einmal losgebrannt, und der unglückliche Verrathene, von zwei losgesprengten Felsstücken am Kopfe und Schenkel getroffen, stürzte todt zu Boden. Alle Reisige des Schlosses, von Schrecken und Verwirrung erfüllt, eilten ihrem unglücklichen Gebieter zu Hilfe, und diesen Augenblick benützte der Verräther, den Belagerern den Eingang zu

verschaffen. Mit blanken Klingen drangen sie hinan; die getreuen zwölf Anhänger des Gefallenen setzten sich sogleich zur Gegenwehr und fochten so lange den Kampf der Verzweiflung, bis auch der Letzte von ihnen todt an der Seite ihres verblichenen Gebieters hinsank. Jetzt erhoben die Sieger ein gellendes Freudengeschrei und überhäuften Franz mit Lobsprüchen und Verheißungen. Er mußte ihnen alle Gemächer des Schlosses, besonders aber jenen von der Natur selbst gebauten heimlichen Gang anzeigen, welcher, in Felsen ausgehöhlt, vier deutsche Meilen lang in die Gegend von Wippach, die mit Recht Krains Paradies genannt wird, führt, und woher die Belagerten all ihre Bedürfnisse auf das reichlichste sich zu verschaffen wußten. Als die Eroberer zur Mordstätte, wo die Erschlagenen sich befanden, zurückkehrten, fanden sie den alten Conrad über Lueger's Leiche hingesenkt, in einem Zustande, der an Verzweiflung grenzte.

Lange sahen sie ihm zu, selbst ihre rohen Herzen fühlten einiges Mitleid für den Greis, als er endlich sein Haupt erhob und seine strafenden Blicke auf Franz richtete, der seine Augen erröthend zu Boden schlug. Langsam erhob er sich jetzt, und wandelte, gleich einem Schatten der Unterwelt, auf ihn zu. Mit feierlichem, richtendem Tone erhob er nun seine Stimme: „Jüngling, du hast deinen Herrn und Meister verrathen, zittere, Judas Ischariot! Ich bin sein Rächer". Mit diesen Worten riß er plötzlich einen Dolch aus dem Gürtel und stieß ihn mit Jugendkraft in des Verräthers Herz. Einen Augenblick hernach sank auch der Greis, von vielen Hieben und Stichen getroffen, entseelt auf die Leiche seines Gebieters nieder.

Mit reicher Beute beladen, nahmen am folgenden Tage die Sieger ihren Abzug und überließen die Leichen der Erschlagenen ihrem Schicksal. Kein lebendes Wesen blieb im

Schlosse als Lueger's beide Hunde, die ihren Herrn auch im Tode nicht verließen. Einige arme, fromme Leute aus der Nachbarschaft entschlossen sich endlich, die Todten zu begraben, und ihrem ehemaligen Wohlthäter im nächsten Kirchhofe ein geweihtes Plätzchen der Ruhe zu gewähren. Kein Verwandter, kein Freund folgte der Leiche des letzten Lueger; nur seine zwei Rüden schlichen ihm traurig nach, legten sich auf sein Grab und starben bald.

Dies war im Jahre 1484 das tragische Ende des letzten Sprößlings eines edlen deutschen Stammes. Noch sind von ihm in jenem Schlosse mehrere Denkmale vorhanden; noch zeigt und erkennt man den Platz, von welchem durch die Gewalt der Kugeln das Felsenstück absprang, welches den Unglücklichen zerschmetterte. Im Jahre 1494 schenkte Kaiser Maximilian der Erste das neuere Lueg, sammt der Herrschaft, einem Friedrich von Gallenberg. Von dem Schlosse Lueginsland, welches Erasmus in der Steiermark besaß und bewohnte, sind nur wenige Spuren mehr übrig, aber noch steht sein Haus auf dem Hauptplatze zu Graz und wird noch gegenwärtig das Lueg oder Lugeck genannt.

Die Gräfin von Frangipan.

Drei Dinge gibt es hiernieden, welche die Göttin des Glückes nur ihren auserwählten Günstlingen gewährt, die den Pfad unserer Lebenswanderschaft mit Rosen und Nelken bestreuen, ohne die, auch bei den größten Schätzen und glänzendsten Titeln, wir selbst auf einem Throne Bettler sind. Treue Freunde, eine treue Gattin und treue Diener sind diese hohen Gaben jener launigen Gottheit, von denen jedoch die Karge Tausenden der Erdenwaller nicht einmal Eine, alle drei aber beinahe Keinem zu Theil werden läßt. Zwar wähnen wir in den Tagen des Wohlstandes und der Ruhe, diese Schätze zu besitzen, träumen oft ein halbes Dasein in diesem süßen Wahne hin; allein wenn die grause Stunde der Prüfung schlägt, schwinden die trügerischen Schattenbilder, und es erfolgt ein zweifach bitteres Erwachen. — Nicht so war das Schicksal Christophs, Graf von Frangipan. Ihm ward eine Gattin, ihm ein Diener zu Theil, welche ihm auch in den Tagen des Unglücks, mit edler Selbstverläugnung, einen schönen Beweis ihrer unwandelbaren Treue gaben.

Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts hatte die Republik Venedig, jene stolze Beherrscherin des adriatischen Meeres, welcher der Genius unserer Zeit, nach einem mehr als tausendjährigen Dasein, durch einen Federzug den Todesstoß gab, den höchsten Gipfel des Reichthums und der Macht errungen und faßte in ihrem Uebermuthe den Entschluß, nicht blos Schätze durch den Handel, sondern auch Länder durch die Waffen zu sammeln. Zum Gegenstande dieser Vergrößerungssucht wählte sie die angrenzenden Länder des österreichischen Staates, und so entstand zwischen ihr und Maximilian dem Ersten ein langer verderblicher Krieg, welcher mehr durch immerwährende Einfälle und Plünderungen dieser Italiener, als durch entscheidende Schlachten sich merkwürdig machte. Der an so vielen Orten, mit so vielen Kriegen beschäftigte Kaiser hatte nicht Kräfte genug, sie mit angemessenem Nachdruck in ihre Lagunen zurückzuweisen. Es ward also mehr ein Vertheidigungskrieg geführt, welcher darin bestand, daß man auf dem Karst, in Istrien und Friaul alle haltbaren Orte mit Besatzungen belegte, die den unwillkommenen Gästen den Zutritt verwehren sollten.

Unter den Befehlshabern der hierzu verwendeten Truppen zeichnete sich vorzüglich der kaiserliche Hauptmann zu Adelsberg und Neuhaus, Graf Christoph von Frangipan, durch Muth und Tapferkeit aus. Oft hatte er sie mit blutenden Köpfen nach Hause gesandt, oft selbst bis in ihre Besitzungen auf dem festen Lande verfolgt; die listigen Meerbewohner beschlossen also, sich eines so gefährlichen Gegners zu entledigen. Zuerst versuchten sie mit goldenen Pfeilen nach seinem Herzen zu schießen; als aber dieselben fruchtlos zurückprallten, legten sie durch das Anerbieten großer Würden eine Mine auf seinen Ehrgeiz an; allein auch diese konnte seine Pflicht nicht erschüttern. Nun

beschlossen sie andere Wege einzuschlagen, um sich mit List seiner Person zu bemächtigen.

Eine geraume Zeit hielten sie sich vollkommen ruhig, unterließen ihre Einfälle und erzielten dadurch, daß die Bewohner jener Gegend sich einer täuschenden Sicherheit überließen. Indessen aber fertigten die Schlauen eine starke Anzahl der verwegensten Dalmatiner in die Gegend von Adelsberg ab, welche unter mancherlei Verkleidungen sich dort verbreiteten, ihren Sammelplatz aber in den Gebüschen des ungeheuren Planinawaldes aufschlugen. Lange waren alle ihre Bemühungen vergebens, endlich aber erfuhren sie eines Tages, daß der Graf mit kommendem Morgen in jenem Walde zu jagen gedenke. Allsogleich versammelte sich die ganze Räuberschaar; sie theilte ihre Rollen aus und verbarg sich zu beiden Seiten der Heerstraße, dort, wo sie wußte, daß er ihr nicht entgehen könne.

Als nun der Morgen erschien, kam der Graf mit einigen Jägern daher geritten, und siehe, auf einmal fiel ein Schuß aus dem Gebüsche; sein Pferd machte einen Satz und fiel zu Boden. Frangipan raffte sich auf und zog sein Schwert zur Vertheidigung; aber jetzt fielen mehrere Schüsse. Fünf seiner Gefährten sanken getroffen von ihren Rossen. Die Uebrigen entflohen bis auf einen, welcher wüthend in die seinen Herrn umringenden Feinde einhieb und nicht eher abließ, bis ihn endlich die dritte Wunde seiner Kräfte beraubte, und auch er blutend zu Boden sank. — Der nun gänzlich verlassene Graf vertheidigte sich mit aller Anstrengung der Verzweiflung, spaltete Dreien den Schädel, ward aber endlich rücklings zur Erde gerissen, entwaffnet, gebunden auf ein Roß gesetzt und so durch Abwege und Gebüsche hinweggeführt. Die fühllosen Mörder nahmen sich nicht Zeit, ihre Verwundeten mitzuschleppen, und

so blieben diese, wie auch jener getreue Knappe, in ihrem Blute auf der Heerstraße liegen.

Die entflohenen Jäger getrauten sich nicht ohne ihren Gebieter auf das Schloß zurückzukehren. Sie eilten zu den nächst gelegenen Bauernhütten, baten um Beistand und brachten endlich, leider viel zu spät, einen Schwarm Volkes zusammen, welchen sie nach jener Unglücksstätte führten.

Die ebenso liebenswürdige als tugendhafte Gemahlin des Grafen, Maria von Hunyadi, harrte indessen mit Sehnsucht der Rückkehr ihres innig geliebten Gatten. Innere marternde Unruhe, eine geheime Ahnung hob ihren Busen und machte das gepreßte Herz immer schneller und mächtiger pochen, je mehr die Stundenzahl seiner Abwesenheit sich vergrößerte. Sonder Rast eilte sie in den weiten Gemächern umher, eilte von Fenster zu Fenster, spähte hinab in das Thal und wünschte, ihn mit ihren Blicken zurückzaubern zu können. — Endlich ward es Abend; er kam noch nicht. Mit jeder Secunde vermehrte sich ihre Angst; sie hatte bereits den höchsten Grad erreicht, als endlich eine mond- und sternlose Nacht alle Gegenstände in ihren dichtesten Schleier hüllte. — Betend lag sie am Fenster und starrte hinaus in die undurchdringliche Finsterniß; plötzlich bemerkte sie in der Ferne den Schein einiger Lichter, welche langsam immer näher heranrückten. Jetzt wogten Hoffnung und Furcht mächtig in ihrem Busen, alles Blut drängte sich dem schwer beklommenen Herzen zu. Sie spähte, sie horchte, rieb sich die Augen und strengte all ihre Sehkraft an. Indeß vergrößerten sich die Lichter merklich, und bei der täuschenden Mischung ihres Schimmers mit der Finsterniß, schien sie eine Schaar wandelnder Schatten zu bemerken. Dieser Anblick verwandelte sich jedoch bald in die Vorstellung eines Leichenzuges; denn bei dem nun heller lodernden Fackelscheine wurde sie einen

Menschenschwarm ansichtig, von denen mehrere etwas, das einer Bahre glich, auf ihren Schultern trugen. Jetzt nahte sich der Zug immer deutlicher, und Gott, wie ward ihr zu Muthe, als sich derselbe am Fuße des Berges gegen die Krümmung des Schloßweges wandte. Sinnlos ergriff sie ein Licht, eilte die Stiege hinab, zum Thore hinaus, den Kommenden entgegen. — „Wo ist mein Gemahl?" schrie sie, als sie näher kam; man gab ihr keine Antwort. — „Wo ist mein Gemahl?" schrie sie heftiger das zweite Mal. Alle schlugen die Augen nieder und blieben stumm. — „Bei der Barmherzigkeit des Gekreuzigten, redet: wo ist mein Gemahl?" rief sie verzweiflungsvoll das dritte Mal. Da erhob sich der treue Knappe Franz auf seiner Bahre und sprach mit schwacher Stimme: „Faßt euch, edle Frau, er ist nicht todt euer Gemahl". — Aber wo — wo ist er? — „Gefangen!" erwiderte wimmernd der Verwundete und verbarg sein Gesicht; die Gräfin stürzte ohnmächtig zu Boden.

Durch die Veranstaltung des nun herbeigeeilten Burgvogtes ward die Unglückliche zurück in das Schloß, in ihre Schlafkammer getragen und der Sorgfalt ihrer Zofen übergeben. Die Todten befahl er allsogleich zur Pfarrkirche auf den Kirchhof zu bringen; nur der verwundete Franz, sowie einer von den Meuterern, an welchem man noch Leben bemerkte, ward in das Schloß getragen und der Pflege eines Wundarztes anbefohlen.

Nur mit vieler Mühe konnten die besorgten Mädchen ihre leidende Gebieterin ins Leben zurückrufen. Bei dem Erwachen war es ihr, als hätte sich indessen die ganze Schöpfung um sie her verwandelt. Alles schien ihr so öde, alles so weit — so leer! Lange starrte sie mit einer dumpfen Bewußtlosigkeit schweigend vor sich hin; aber endlich schenkte die wohlthätige Natur ihr Thränen — Thränen, welche für den Leidenden

das sind, was ein sanfter Sommerregen den lechzenden Gefilden ist. Häufig flossen sie in Perlen über die schönen Wangen hinab, auf denen sich die Röthe der Rosen in Lilienblässe verwandelte. Ihre tiefen Seufzer, ihr Händeringen, ihre jammervolle Trostlosigkeit schienen selbst die unbelebten Wände des Gemachs zum Mitleid zu bewegen. In einer traurig schönen Gruppe standen ihre Zofen um sie her, und hatten keine Hilfe für die Weinende — als zu weinen mit ihr.

Alles, was zu heftig ist, ist keiner langen Dauer fähig, sagen diejenigen, welche näher mit der Natur vertraut sind, und dies erfuhr auch Maria. Der erste Schreck hatte in ihrer Seele keiner andern Idee, als der eines Verlustes auf ewig, Raum gelassen; allein sobald die Wogen der Empfindungen nicht mehr so heftig tobten, schlich sich die wohlthätige Betrügerin Hoffnung leise herzu und hielt der Trauernden ihren Zauberspiegel vor. Nun erst kam es ihr in den Sinn, daß zwischen Gefangenschaft und Tod noch eine weite Kluft von hier und dort, von endlich und ewig sei. An den Begriff der Gefangenschaft reihte sich der Gedanke der Befreiung, und wenn sich demselben auch ein Heer von marternden Zweifeln entgegen stellte, so war doch die zweite Idee mit dem Inniggeliebten ein gleiches Loos zu theilen, so heilend, so wohlthätig, daß sie sich plötzlich mit neuen Kräften beseelt fühlte.

Hin zu Franzens Krankenlager eilte sie, um sich über alle Umstände näher zu erkundigen; allein der Arme konnte ihrer Forschbegierde wenig Genüge leisten. Er verwies sie aber an den verwundeten Gefangenen, welcher glücklicherweise sich schon etwas erholt und Sprache und Besinnung wieder erhalten hatte. Von ihm erfuhr sie nun, daß ihr Gemahl in venetianischer Kriegsgefangenschaft sich befinde und wahrscheinlich in Venedig sein dürfte. Diese Nachricht gab den Flügeln ihrer

Hoffnung neue Schwungkraft. Tage und Nächte hatte ihre geschäftige Phantasie keinen andern Gegenstand, als die Ausführung ihres Planes. Sie entdeckte ihn dem seinem Herrn innig ergebenen Franz. Dieser schwur, bei seiner Genesung ihr Geleiter zu sein, alle Gefahren, alles Ungemach mit ihr zu theilen, und auch mit Aufopferung seines Lebens, wenn es die Umstände erfordern sollten, die Freiheit des Grafen zu erkaufen.

Die Herstellung dieses treuen Knappen war also jetzt ihr sehnlichster Wunsch, das Triebrad ihrer süßesten Hoffnungen. Mit aller einer weiblichen Seele eigenen Empfindsamkeit und geschäftigen Sorgfalt veranstaltete sie dessen Pflege und Wartung, besuchte ihn täglich wohl zehnmal und reichte ihm oft mit eigenen runden Schwanenhänden, in einem goldenen Becher, die stärkendsten Arzneien oder träufelte heilenden Balsam in seine schmerzenden Wunden. Ihre Bemühungen wurden bald mit günstigem Erfolge belohnt; mit jedem Tage nahmen die Kräfte des Knappen zu, und schon konnte er das Lager — schon die Stube verlassen.

Jetzt wurden die Anstalten zur gefahrvollen Reise auf das eilfertigste betrieben, aber Niemanden im Schlosse ward der Zweck derselben eröffnet. Der schlaue Franz machte indessen Bekanntschaft mit dem gefangenen Venetianer, brachte ihn bald zur Vertraulichkeit und schöpfte aus deren Quelle die nöthigen Kenntnisse zur Ausführung seines Wagestückes. Die schöne Gräfin sammelte ihre Juwelen und Kostbarkeiten und versah sich mit einer wohlgefüllten Börse, indem sie hoffte, daß jener magische Goldregen, welcher einst in das Schlafgemach der Danae drang, auch in den Kerker ihres Gatten dringen werde.

Nun ward der Tag ihrer Abreise bestimmt, den die liebende Gattin mit Sehnsucht erwartete. Er kam, und nachdem sie mit ausgebreiteten Armen den Himmel um glückliche

Ausführung ihres Unternehmens gebeten und dem heiligen Anton eine goldene Lampe angelobt hatte, trat sie mit grauendem Morgen, in Gesellschaft jenes getreuen Dieners, die Wanderschaft an. Beide, Maria als Pilgerin und Franz als Pilger verkleidet, gaben sich für Geschwister aus, welche ein Gelübde ihrer Eltern zu erfüllen, eine Wallfahrt nach Loretto vollzögen.

Obschon sie, um nicht erkannt zu werden, sorgfältig die Heerstraße und Menschengewühl vermieden, so waren doch die Reize, die seltene Schönheit der liebenswürdigen Wallerin so hinreißend, so anziehend, daß sie manche Versuchungen zu bekämpfen hatte; allein ihre Klugheit und Franzens Entschlossenheit erhielten stets den Sieg. Bald nach ihrer Ankunft zu Triest gelang es ihnen, ein genuesisches Schiff segelfertig zur Ueberfahrt nach Venedig zu finden. Aengstlich pochte das Herz der holden Gräfin, als sie sich an den Bord desselben begab. Hoffnung und Furcht wogten in ihrem Busen, wie das Element, auf dem sie sich nun befand. Mit dem Blicke der innigsten Sehnsucht sah sie hinaus auf die unabsehbare Fläche, welche gleich einem endlosen, fluthenden Weizenfelde vor ihr da lag. Ihr Auge spähte hin nach der dunkeln Ferne, wo sie den Aufenthalt ihres Einzigen vermuthete, und wünschte sich die Flügel einer Schwalbe, um über die unübersehbaren Gewässer zu ihm hin zu schwirren. Endlich wurden die Anker gelichtet, die Segel aufgespannt; allgemach schwand das Gestade hinter ihren Rücken.

Nun waren sie aus dem Hafen und fuhren längs den Küsten von Istrien dahin. Marias gefühlvolle Seele verlor sich in dem Anblicke dieser romantischen Landschaft. Die niedlichen, auf den Hügeln und am Gestade zerstreuten, flachgedeckten Landhäuser schienen ihr einladend zuzuwinken, die schönen sicheren Häfen ihr eine Freistätte gegen die Gefahren des treu-

losen Meeres anzubieten. — Wär er doch frei mein Erwählter, und könnt ich mit ihm ein Häuschen auf diesen Höhen bewohnen, mit ihm an diesen Gestaden lustwandeln, mich weiden mit ihm an dem hehren Anblicke des Aufsteigens und des Untersinkens des großen Weltlichtes, des unermeßlich, unergründlichen Meeres, der vorübergleitenden Schiffe! O könnt ich, wenn der Sturm wüthet, und die schäumenden Wogen tosend an diesen Küsten sich brechen, auf sicherer Erde, unter schützendem Dache, näher an ihn mich schmiegen, mich mit ihm der Sicherheit freuen und, indeß in gefahrvoller, stürmischer Nacht die Orkane die Wände unseres Gemaches umheulten, furchtlos in den Armen der Liebe mich wiegen! — So dachte die liebenswürdige Schwärmerin und mancher stille Seufzer hob ihren schwellenden Busen.

Aber allgemach wand sich das Schiff zur Rechten, und immer weiter schwanden Istriens romantische Hügel in den Hintergrund zurück. Indessen verdunkelte sich die Abenddämmerung immer mehr, und es kam endlich die Nacht mit ihrem melancholischen Gefieder. Zahllose Sterne flimmerten an dem weiten Himmelsgewölbe, und blinkten freundlich auf die kühnen Wanderer herab; näher und traulicher wallte der friedliche Mond über sie hin und versilberte mit seinen milderen Strahlen die sie umschaukelnden Wellen. Ein günstiges Lüftchen blies in die Segel und flüsterte durch die Seile des Schiffes, daß sie leise wie Saiten erklangen. Ihre Gefährten verloren sich unter das Verdeck, der Ruhe zu pflegen; nur Marias Augen befiel kein Schlummer; sie wankte am Vordertheile, betrachtete den Lauf des Schiffes, wie es eilend die Wogen gleich Furchen durchschnitt, und horchte dem Gesange des wachsamen Steuermanns, dessen kunstlose Melodien ein sanftes Geplätscher der Wellen begleitete. Unfern von ihr hatte sich Franz zwischen

zwei Kisten ein Plätzchen erkiesen, wo ihm unwillkürlich ein wohlthätiger Schlaf besuchte.

Lange weilte sie so in stille Betrachtungen versunken, und hohe Gefühle drängten sich auf in ihrem Busen. Sie betete im Herzen zur ewigen Urkraft, die mit allmächtiger Hand diese Millionen Welten in den endlosen Himmelsgefilden ausgesäet, diese unermeßlichen Gewässer auf die Erde ausgegossen hatte. Auf einmal fühlte sich die Gräfin von männlichen Armen mächtig umfaßt; es entfuhr ihr ein heftiger Schrei, und indem sie zurücksah, bemerkte sie beim Mondlichte einen großen, stämmigen Matrosen, der mit wild flammenden Augen von ihr die Befriedigung viehischer Begierden verlangte. Durch ihr Geschrei fuhr Franz aus seinem Schlafe empor; als er die Ringenden sah, stürzte er hin und riß den Verwegenen grimmig von seiner Gebieterin weg. Allein dieser zückte einen Dolch und drang rachedürstend auf ihn ein. Franz wich mit schlauer Gewandtheit dem Stoße aus, faßte den Arm seines Gegners, und entwand den Mordstahl dessen Faust. Doch in dem nämlichen Augenblicke ergriff ihn der Genuese mit Riesenstärke, in der gräulichen Absicht, ihn über Bord zu schleudern. Hierdurch ward Franzen der Gebrauch des eroberten Dolches benommen; er ließ ihn also fallen, um sich mit der Kraft seiner beiden Arme von dem Bösewichte loszuwinden. Dieser bemerkte den Fall des Dolches und bückte sich hastig, ihn aufzuraffen; allein Franz gab ihm einen gewaltigen Stoß. Er taumelte gegen die Schiffswand zurück, verlor das Gleichgewicht und stürzte rücklings in den Meeresabgrund. In demselben Augenblicke eilten die Matrosen des Schiffes, durch das Getöse erweckt, herbei, und als sie das Schicksal ihres Kameraden erfuhren, rissen sie grimmig ihre Mordstahle aus den Gürteln, den verwegnen Fremdling zu durchbohren. Mehr denn zwanzig scharf

geschliffene Dolche blinkten im Mondesschimmer, lechzten nach Franzens Blut. Maria lag im Kampfe mit einer Ohnmacht.

Sieh, da kam plötzlich ein hagerer, gekrümmter Mönch mit einem langen Silberbarte aus der Tiefe des Schiffes hervor und sprach mit Gelassenheit und Würde zu den Ergrimmten: „Haltet ein, Verwegene! Euer Geselle war ein Bösewicht — dieser Fremdling ist unschuldig!“ — Wie durch einen Zauberschlag verstummten jetzt alle Lippen; es entfielen augenblicklich alle Dolche ihren Fäusten. Auf einen Wink seiner Hand zogen sie sich willig und mit schweigender Beschämung zurück. Er aber nahte sich der bebenden Gräfin und faßte ihre Rechte. „Sei ruhig, Maria von Frangipan, eine höhere Macht wachet über dich. Schön und edel ist deiner Reise Zweck; du wirst ihn erreichen!“ Dies waren die leisen bedeutenden Worte des Mönchs. Franz und Maria starrten ihn voll Verwunderung an. Sie wähnten ein überirdisches Wesen zu erblicken, und ein kalter Schauder durchbebte sie. Der Greis schlich sich schweigend von dannen, und sie wagten es nicht, ihn unter dem Verdecke aufzusuchen.

Unter Zweifeln, Vermuthungen, Besorgnissen und Hoffnungen, durchwachten sie den Rest der Nacht und sehnten sich nach dem Anbruche des Tages. Endlich begann es im Osten zu grauen, wo sich das bläuliche Gewölbe des Himmels mit dem herrlichsten Purpur schmückte. Immer stärker blies der Wind in die flatternden Segel, und mit Pfeilesschnelle durchfurchte das wankende Schiff die geschäftigen, rauschenden Wogen.

Sie nahten dem Ziele ihrer Reise. Schon stellte sich die Beherrscherin des adriatischen Meeres ihren staunenden Blicken dar; der halbe Gesichtskreis einer unabsehbaren Fläche war mit Inseln, Landhäusern, Kirchen, Thürmen und Palästen besäet, und eben stieg die Fürstin aller Gestirne, die majestätische

Sonne, in unbeschreiblicher Pracht aus dem Schooße der von ihren Strahlen vergoldeten See empor. Die Menge Kreuze, Knöpfe und Fahnen auf den Thürmen, auf den Giebeln der Tempel und Paläste, flimmerten gleich großen Sternen im Morgenstrahle; die Wimpel zahlloser Schiffe wehten in der Ferne und trieben ein liebliches Spiel; es war ein bezaubernder Anblick, Maria und Franz wähnten sich in eine andere Schöpfung, auf einen andern Planeten versetzt.

Zwischen unzählbaren größeren und kleineren Schiffen, Fischerkähnen und Gondeln erreichten sie den Hafen bald. Aengstlich pochte das beklommene Herz der sanft fühlenden Gräfin, als sie mit ihrem getreuen Diener das Schiff verließ und in einer schwarzen, einer Bahre ähnlichen Gondel zwischen den düstern, himmelanragenden Häusern, deren Grundfeste eine endlose Ueberschwemmung bespült, dahinfuhr. — „Wie, wo werden wir in diesem ungeheuren Labyrinthe den Gegenstand unserer Wünsche erforschen? Ach, ich zittere, all mein Muth, alle meine Hoffnungen schwinden!" So sprach sie trauernd zu ihrem Gefährten, der, obschon selbst von geheimen Sorgen gefoltert, sie zu trösten, mit Standhaftigkeit und Entschlossenheit zu waffnen suchte.

In einem kleinen Gäßchen, nicht weit vom Hafen, mietheten sie sich eine kleine Wohnung, wo sie ihre Pilgerkleidung mit der Tracht der Eingebornen verwechselten. In einen weiten Mantel verhüllte sich Franz, und ein schwarzer Sandal verhüllte das holde Antlitz der schönen Gräfin. Den Aufenthalt der österreichischen Gefangenen zu erforschen, war nun der Gegenstand ihrer eifrigsten Bestrebung. Es gelang ihnen auch bald, aber von dem unglücklichen Grafen ward ihnen keine Nachricht zu Theil. Niemand konnte ihnen einigen Aufschluß geben; Niemand wußte von ihm. Schon waren dreimal sieben

Tage auf diese fruchtlosen Nachforschungen verschwendet, und noch erblickten sie keinen Strahl von Hoffnung in den Finsternissen der schrecklichen Ungewißheit. „Er ist nicht mehr; die Grausamen haben ihn ihrer Rache geopfert; für mich Verlassene blüht kein Blümchen des Trostes; alle meine Aussicht liegt in dem Grabe.“ So wimmerte die Trauernde ihrem getreuen Diener zu. Er wollte sie trösten und konnte es nicht, denn sein edles Herz blutete an gleichen Wunden.

Als sie an einem Abende unter den Bogengängen des Marcusplatzes traurig umherwandelten, kam ihnen unvermuthet jener graue Mönch entgegen und grüßte sie freundlich. „Trauere nicht, Maria“ sprach er, „das Ende deiner Qualen ist nahe. Dort, hinter dem Palaste des Herzogs, ist das Gefängniß deines Gatten; dieser Zettel öffnet dessen Pforten, dieser Schlüssel die Schlösser seiner Fessel. — Franz, bist du ein treuer Diener deines Gebieters, so bestehe jetzt auf der Probe.“ Kaum hatte er geendet, so verließ er sie hastig. Voll des Erstaunens folgten sie ihm mit ihren Blicken nach. Mit aller Geistesgegenwart kehrte ihre Fassung zurück, und ohne lange Besinnung eilten sie furchtlos dem Gefängnisse zu.

Hier fanden sie eine starke Wache an dem Thore, welche sie trotzig zurückwies. Aber kaum ward der Zettel vorgewiesen, so wich sie folgsam zur Seite; die eisernen Riegel rollten klirrend zurück, und knarrend öffneten sich die ehernen Pforten. — Wer kann das Erstaunen, wer die Wonne des Grafen schildern, als er seine zärtlich geliebte Gattin, als er seiner Diener treuesten erblickte? Der erste Anblick war so täuschend für ihn, daß er sie nicht für Menschen, für Himmelsgesandte, für Besuche der Bewohner einer besseren Welt hielt. Nun als Maria weinend an seinen Busen stürzte, ihre Arme um seinen Nacken sich klammerten, als der freudetrunkene Franz bald seine

Knie umfaßte, bald seine Hand mit Küssen und Thränen überströmte, da fühlte er, daß es keine Schatten, daß es körperliche Wesen seien, welche seinem Herzen so theuer, von so innigem Werthe waren.

Der Graf. O ihr himmlischen Mächte, welch ein Engel hat euch die Thüren meines schrecklichen Kerkers geöffnet?

Maria. Wohl war es eine höhere, uns selbst unbekannte Macht. Aber, mein Theuerer, diese Augenblicke sind kostbarer, denn alle Schätze der Erde. Komm — eile, dich zu retten.

Der Graf. Du schwärmst, geliebte Maria, Wie wäre es möglich, mich zu retten — wer könnte das?

Franz. Wir — wir können es, edler Gebieter. Dieser Schlüssel löset euere Fessel, dieser Mantel, dieser Hut macht euch unkennbar. Eilet — fliehet mit euerer Gattin und überlaßt mir in diesem Kerker eueren Platz.

Der Graf. Edler Junge, nein, um diesen Preis erkaufe ich meine Freiheit nicht. Soll ich sie mit dem Blute meines treuesten Dieners bezahlen, soll ich dich der wüthenden Rachsucht dieser fühllosen Ungeheuer preisgeben? — Nein, nimmermehr, — Maria — Franz sorget für euere Sicherheit, überlaßt mich meinem Schicksale und schenket mir manchmal eine Thräne der Erinnerung.

Maria. Nein, Mann, ich bleibe bei dir. Bei der ewigen Allmacht schwöre ich es, ich verlasse dich nicht. Fliehe jetzt, oder ich theile mit dir dieses Gefängniß, folge dir in den Tod.

Franz. Um Gotteswillen, Herr, mordet nicht die Zeit mit eitlen, fruchtlosen Bedenklichkeiten. Vergesset doch nicht, was ihr euch selbst, euerer unglücklichen Gattin und dem Vaterlande schuldig seid. Sorget nicht für mich; was kann mir widerfahren? Was kann den Venetianern an dem Leben oder Tode eines armen Jungen gelegen sein, von dem sie weder Nutzen

noch Schaden zu erwarten haben? Wollt ihr doch auf meine Befreiung einigen Werth setzen, so wird es euch in der Folge leicht sein, sie um ein geringes Lösegeld zu erkaufen.

Maria und Franz fielen ihm nun zu Füßen, umschlangen seine Knie und ließen nicht ab, bis er endlich ihren anhaltenden Bitten nachgab. Der getreue Diener löste freudig die Fesseln des gerührten Grafen und belastete damit seine eigenen Hände und Füße. Dieser vermummte sich in Franzens Mantel und drückte dessen Hut tief in die Augen. Nach einem herzlichen, gefühlvollen Abschied von dem edelmüthigen, für ihn sich opfernden Jüngling, verließ er mit seiner Gattin das Gefängniß und kam unerkannt glücklich durch die Wachen.

Unverzüglich eilten sie nun zum Hafen hin, um ein Schiff zur Flucht zu suchen. Am Gestade fanden sie den Mönch, der ihnen lächelnd entgegen kam. „Graf Frangipan, ich wünsche euch Glück zur erlangten Freiheit. Jenes segelfertige Schiff dort erwartet euch. Günstige Winde werden euch schnell in euere Heimat zurückführen; Ehre und Ruhm werden die Gefährten eueres Lebens sein, so lange ihr auf dem Pfade der Tugend wandelt. Hütet euch denselben zu verlassen; hütet euch, eueren Fürsten mindere Treue zu beweisen, als jetzt euer Diener an euch bewiesen hat. Euer Schutzgeist würde euch dann verlassen müssen, und der Mönch vom Monte Cassino könnte euch dann wohl beweinen, aber nicht mehr retten.“ — So sprach der wohlwollende Greis, eine Thräne glänzte auf seinen grauen Wimpern; er verschwand.

Die beiden Gatten schifften sich ein und landeten glücklich im Hafen zu Triest. Allsogleich schickte Frangipan einen Abgeordneten mit einer ansehnlichen Summe nach Venedig, um die Befreiung seines getreuen Dieners zu erkaufen. Allein die stolzen Senatoren verwarfen alles Lösegeld und schickten den=

selben, reichlich beschenkt, mit der Aeußerung zurück, daß sie die Tugend auch an ihren Feinden zu schätzen wüßten. Freudig stürzte Franz in die Arme seines Gebieters und seiner Gebieterin. Von dieser Stunde an ward er nicht mehr als Diener betrachtet. Sie ehrten in ihm einen Freund, einen Vertrauten.

Die Prophezeiung des grauen Mönchs ward erfüllt. Glückliche Jahre durchlebte der Graf mit seiner liebenden Gattin; liebenswürdige Söhne und Töchter erhöhten die Freuden seines Daseins. Reichthum, Macht, Ruhm und Ehre waren die stäten Gefährten seines Lebens, bis derselbe, von der Sirenenstimme eines täuschenden Hochmuths verführt, die Schranken seiner Pflichten zerbrach und sich mit mehreren Großen zu einer Empörung gegen seinen Regenten verleiten ließ. Hier war es, wo ihn sein guter Engel verließ. In einer eben so blutigen als unglücklichen Schlacht zerschmetterte eine Kanonenkugel ihn und seinen getreuen Franz, der ihm also selbst im Tode noch Freund blieb. Drei Tage und drei Nächte jammerte Maria am Grabe ihres gefallenen Gatten und folgte ihm dann nach in die Halle der Vernichtung. Seit dieser Zeit schien Glück und Tugend das Geschlecht der Frangipan auf immer zu fliehen. Hang zur Empörung und Meuterei pflanzte sich in demselben fort, bis endlich der letzte Zweig dieses Stammes zu Neustadt durch Henkershände zerstört, dessen einst so glänzender Name aus dem Buche der Lebenden auf ewig vertilgt wurde.

Eva von Hall.

Liebe, mächtigstes aller Gefühle, Urquelle des Lebens, Alles durchdringendes Feuer, Himmel und Erde beherrschende Gottheit, die du aus deiner goldenen, mit Rosen und Myrthen umkränzten Urne Nektar und Schierlingssaft, Kronen und Dolche, Paradiese und Höllen, unter die Sterblichen vertheilst. O, warum bist du mit deinen besseren Gaben so karg gegen die Edleren hienieden? Warum siehst du lieber Thränen des Grames, der Schwermuth welkende Lilien, als der Wonne glühende Rosen auf dem Antlitze deiner Sklaven? Mußten nur in der Tiefe des Grabes die Seufzer eines Petrarca verhallen? Durfte nur der Jüngling mit der erloschenen Fackel stillen die Klagen einer Hiero, trocknen die Zähren einer zärtlichen Heloise? Warum hast du einen Don Carlos, den Edelsten aller Fürstensöhne, die einzige Hoffnung so vieler schmachtenden Nationen — warum eine Elise von Valois, die Krone aller Königstöchter, in die blutdürstenden Hände geweihter Henker geliefert? Und warum wählest du immer die besten, die gefühlvollsten dieser Erdenbewohner zum Spielball deiner grausamsten Launen, zum Ziele deiner giftigsten Pfeile? Zahllos sind deine

Opfer, endlos ist die Geschichte deiner despotischen Frevelthaten! Könnte ich doch durch diese Erzählung nur Einen oder Eine jener Unglücklichen, die du dem Abgrunde des Verderbens zuschleppst, deiner Tyrannenfesseln entledigen; ich schätzte mich glücklich — fürstlich belohnt!

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war Eva von Gall die Schönste aller Schönen Krains und blühte unter den Edeltöchtern dieses Landes, wie die Nelke unter Wiesenblumen. Das Gold ihres dichten bis zur Erde wallenden Haares beschämte die Strahlen des Mondes; die Veilchen schienen das dunklere Blau ihres junonischen Auges zu beneiden; Apfelblüthen glich die Farbe ihrer Wangen, dem Schwanengefieder das blendende Weiß ihres wogenden Busens. Aber mehr als diese körperlichen Reize machte jenes unnennbare Etwas, jene geheime Magnetenkraft, jene Grazie, jene Harmonie ihres ganzen Wesens sie zur Aspasia ihres Vaterlandes. Alle Herzen flogen ihr bei dem ersten Anblick entgegen; wo sie erschien, fuhr ein elektrischer Schlag durch alle Männerbusen; alle Jünglinge brannten für sie, und selbst die Weiber konnten sie nur beneiden — aber nicht hassen.

Daß eine so seltene Schönheit ein sehr zweideutiges Geschenk der Natur sei, haben Helena und Kleopatra, haben so viele ihrer Copien, hat auch dies Fräulein, obschon schuldloser als jene erfahren. Kein Tag verging, an dem in Rudolphseck, dem Schlosse ihres Vaters, nicht neue Freier sich meldeten. — Das, was so viele unserer heutigen Schönen oft ihr ganzes Leben hindurch vergebens wünschen und suchen, war dieser zweiten Penelope zur Last; denn ihr Herz hatte schon gewählt. Zwar herrschte ihr Erwählter über kein Königreich; zwar kämpfte er nicht in fernen Landen, den Raub einer Buhldirne zu rächen; sein Reich waren die Wälder ihres Vaters, seine Unterthanen

Hirschen und Hasen, seine Diener Jagdhunde; denn es war Wilhelm, der schöne, schlanke Jäger des alten Freiherrn von Gall.

Dieser biedere Jüngling war der Sohn eines böhmischen Edlen, welcher in dem unglücklichen dreißigjährigen Kriege Güter und Leben verlor. Nach langem Umherirren, nach langem Kampfe mit Mangel und Dürftigkeit, hatte der arme Junge endlich auf Rudolphseck Brot und Unterhalt gefunden. Mit stiller Duldsamkeit ertrug er die Schläge des feindseligen Schicksals; nur selten drängte die Erinnerung an seine Abkunft, an die besseren Tage der Vergangenheit, einen geheimen Seufzer aus seinem Busen. Das Fräulein, bekannt mit der Geschichte seines Unglücks, fühlte für ihn die innigste Theilnahme, und was bei gefühlvollen Seelen sich oft ereignet, geschah auch bei ihr: das zärtlichste Mitleid verwandelte sich endlich in — Liebe.

Auch auf Wilhelms Herz machten die ausnehmenden Reize dieser Schönen, noch mehr aber die Vollkommenheiten ihres Geistes und Herzens, den tiefsten Eindruck; aber zu bescheiden, durchdrungen von dem Gefühle seiner Armuth und Niedrigkeit, wagten es seine Wünsche nicht, sich bis zu einem Gegenstande zu erheben, um den die reichsten, mächtigsten Edlen des Landes buhlten. Er verschloß also seine Empfindungen, vor denen er selbst erbebte, in den tiefesten Tiefen seines Herzens. Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, Gegenliebe erringen zu können, hielt er ihre bald feurigen, bald schmachtenden Blicke, jenes überfreundliche Entgegenlächeln, jenes schnellere unstäte Wallen ihres Busens, jene unwillkürlich entwischenden halbverschlungenen Seufzer, für nichts mehr, als für gütiges, menschenliebendes Wohlwollen. Er merkte es nicht, warum bei dem Fräulein der Hang zur Jagdbelustigung von Zeit zu Zeit immer sich vergrößerte und glaubte dem Vorwande, als geschäh es nur darum, den zudringlichen Besuchen der Freier zu entgehen. Wilhelm lehrte sie zielen, schießen und

treffen; er mußte ihr die Gewehre laden, mußte sie stets auf ihren Streifereien durch Wälder und Haine geleiten.

An einem heißen Sommertage, als sie vom langen Umherwandeln ermüdet, sich kraftlos unter den Schatten einer ausgebreiteten Eiche an das Ufer einer murmelnden Felsenquelle hinwarf, indeß Wilhelm die blutige Spur eines von ihm verwundeten Hirschen verfolgte, kam ihr das Verlangen, die ermatteten Glieder durch ein kühlendes Bad zu erquicken. Sie war allein, und das ferne Gebelle der Hunde gab ihr die Hoffnung, daß Wilhelm so bald nicht zurückkommen würde. Hastig, aber schüchtern entbürdete sie sich der Kleider, legte ihre Flinte gespannt an den Rand des Ufers und senkte sich endlich in dem schöneren Gewande der Natur in ein tieferes Plätzchen des Baches.

O warum fehlet mir Wieland's Pinsel, diese reizende geheimnißvolle Scene zu malen! Schöner war sie nicht die Göttin der Keuschheit, als sie Actäon belauschte; Schöneres erblickte nicht jener königliche Schäfer auf Ida's, als er über drei weibliche Gottheiten das so berühmte Urtheil sprach. Dem neugefallenen Schnee im Strahle der Sonne glich die blendende Weiße dieses Meisterstückes der Natur. — Welches Ebenmaß der Glieder, welche Jugendfülle! — Selbst die leblosen Bäume und Gesträuche wankten freudig umher; selbst die nickenden Blümchen am Ufer schienen über diese nie gesehenen Reize zu erstaunen. Sanfter murmelte die Quelle, und die krystallenen Wellen umrieselten zögernd, mit weniger Kühlung, die alabasternen Lenden und Hüften.

In süßer Behaglichkeit, bei himmlischer Sinneserquickung, genoß die holde Najade des stärkenden Bades. Angenehme Gefühle durchwallten ihre Adern; eine unbekannte Ahnung füllte ihren Busen. Sie dachte an die Rückkehr des lieb-

lichen Jägers, bebte dagegen, und — unbegreiflich — schien sie doch zu wünschen.

Eben wollte sie die nasse Stätte verlassen, als sich durch den Wald ein lautes Geknister erhob. Sie blickte erschrocken dahin und, — welche entsetzliche Erscheinung, — eine ungeheuer große Bärin rannte mit zwei Jungen brummend aus dem Gebüsche hervor. In Todesängsten haschte sie ihr Feuerrohr vom Ufer, schoß — und die Kugel flog zischend in die Brust des rasenden Thieres. In gräßlicher Wuth fuhr es brüllend auf seine Hinterbeine empor und stürzte dem Dampfe des Schußes nach. Eva that einen Schrei und sank ohnmächtig rücklings in den Bach zurück, so daß der Kopf ans abhängige Ufer sich lehnte. Zum Glück stieß die wilde Bestie auf die Kleider des Fräuleins, die sie eben in zahllose Stücke zerfetzte, als sie, durch einen Schuß des herbeieilenden Wilhelm tödtlich getroffen, darnieder sank, und noch wälzend armdicke Bäume aus den Wurzeln wühlte.

Der ohnmächtigen Gebieterin eilte nun der erschrockene Jäger zu Hilfe. Er trug sie auf den trockenen Rasen, besprengte sie mit Wasser und ließ nicht ab, ihre Stirn und Schläfe so lange zu reiben, bis ihm endlich der Himmel ihrer blauen Augen sich öffnete. „Du mein Retter, Wilhelm?“ lispelte sie leise mit schwacher Stimme und schlang die vollen, runden, elastischen Schwanenarme um den Nacken des zu ihr sich geschäftig niederbeugenden Jünglings. Hin sank er plötzlich. Mund an Mund gepreßt, eilten sich ihre Seelen an dem Rande ihrer Lippen entgegen, und in einem langen Nerven und Adern durchbebenden Kusse, aufgelößt, versenkt in namenlose Wonne, schienen sie ihr Leben mit einem Seufzer einander zuzuhauchen.

Wer kann Empfindungen mit kalten todten Worten beschreiben? Jede zärtliche Schöne, jeder gefühlvolle Jüngling

entwerfe sich selbst ein Gemälde von dem Zustande dieser Liebenden! — Spät erst erwachten sie aus ihrer himmlisch-süßen Verwirrung, noch später bemerkte das Fräulein ihren otaheytischen Zustand. — Bei der Liebe Allmacht, wenn die so schön gepriesenen Bewohnerinnen jener freundschaftlichen Inseln diesem Mädchen gleichen, dann ist es mehr als Wunder, daß noch der Europäer einer aus jenem Eden in sein kaltes Vaterland zurückkehrte.

Wilhelm suchte verlegen die Fragmente ihrer Kleidung zusammen. Es gelang ihr für die Noth, sich kärglich zu bedecken, indem ihr der Jüngling als Kammermädchen diente. Unter jener schattigen Eiche, Hand in Hand, Arm in Arm geschlungen, erwarteten sie mit zahllosen Küssen und Kosen die Ankunft der nächtlichen Dunkelheit. Sie schwuren sich ewige Treue und Liebe. Mittels Begünstigung des schwarzen Gefieders der Nacht wallten sie dann der nächsten Bauernhütte zu, wo sich das Fräulein in ländliche Kleidung hüllte, in dieser Maske zur väterlichen Burg zurückeilte und sich unbemerkt in ihr Kämmerlein schlich. Indeß besorgte der muthige Jäger ein Fuhrwerk und hielt mit dem erlegten Feinde einen triumphirenden Einzug auf Rudolphseck.

Von diesem Tage an begannen die Liebenden ein neues Dasein — ein Dasein, welches zu genießen nur wenige, nur edle sanft geschaffene Seelen fähig sind. Der Horizont ihres Geistes erweiterte sich, schönere Blumen entsprossen ihren Pfaden, eine glänzendere Sonne beleuchtete ihres Lebens Morgen, ein hellerer Vollmond versilberte ihre Nächte. Ein neuer überirdischer Frühling, wie in den Wohnungen der Seligen, umblühte sie, und alle schlummernden Kräfte ihrer Seele erwachten zu einem erhabeneren, nie gefühlten Lebensgenusse.

Mit schlauer Vorsicht vermieden sie die Bekanntmachung jenes Unfalls, um den sorgsamen Vater nicht etwa zu einem

Verbote ihrer glücklichen Jagdvergnügungen zu verleiten. Die schöne Eva ward mit jedem Tage eine leidenschaftlichere Jägerin. Oft besuchten sie die Stelle, wo ein glücklicher Unfall die Bande ihrer Liebe knüpfte; sie ruhten oft am Ufer der murmelnden Quelle und erneuerten den Schwur der Treue unter dem kühlenden Schatten der günstigen Eiche.

Einst, als sie dort in süßer Vertraulichkeit bei einander saßen und im Vollgenusse ihres Glückes tändelten, scherzten, sich kosten und neckten, herzten und zankten und einander, weiß Gott wie viel, zu erzählen hatten, indeß die sinkende Sonne sich schon allgemach immer tiefer hinter den tannenbekränzten Hügeln im Westen verbarg, kam zufällig ein Lüftchen daherschwirrend, blies das Band vom Amazonenhute des Fräuleins und trug es in den Bach. Wilhelm sprang auf, es zu erhaschen, lief am Ufer den mit ihrem Raube hineilenden Wellen nach, und sie ergötzte sich lächelnd an der fruchtlosen Geschäftigkeit des Geliebten.

Eben wollte sie ihn zurückrufen, als sie sich plötzlich von männlichen Armen mächtig ergriffen fühlte. Erschrocken blickte sie zurück, und es war Wolf Freiherr von Schnitzenbaum, einer ihrer zudringlichsten Freier. Sie wollte um Hilfe rufen, aber der Mund ward ihr verstopft; zwei Reiter sprengten mit einem unberittenen Corsicaner herbei; Wolf hob sie darauf, indeß sie jene in ihre Mitte nahmen. Alles das war das Werk einer Minute. Auch der Freiherr schwang sich nun hastig zu Pferde, und wollte mit seinem Raube davoneilen; allein jetzt kam Wilhelm außer Athem herbeigelaufen. Eine Kugel schoß er nach dem Räuber, daß sie dicht vor seinem Ohre vorbeizischte; ein zweiter Schuß streifte ihn am linken Arm. Jetzt wand der Ergrimmte seinen Gaul, riß die Pistole aus dem Halfter und rannte auf den Jäger zu. „So buhle denn mit der Hölle,

Schandbube!“ rief er. Der Schuß fiel, und der unglückliche Jüngling stürzte vor den Augen seiner Geliebten, die bei dieser Schreckensscene in eine dem Tode ähnliche Ohnmacht sank, so daß sie von den Reitern mußte festgehalten werden. Als sie sich nun wieder etwas erholt hatte, ging es weiter fort, mit verhängtem Zügel bis zur Heerstraße, wo sie ein geschlossener Wagen mit vier flüchtigen Hengsten erwartete. Sie wurde vom Rosse gehoben, und man setzte sie in die Kutsche, worin bereits eine Zofe mit stärkenden Wässern und Arzneien des Fräuleins harrte. Auf sein Schloß nach Soneck brachte der Freiherr seinen kostbaren Raub, mit dem festen Entschluß, sich desselben durch den Segen des Priesters auf ewig zu versichern.

Schnitzenbaum war kein Bösewicht; Leichtsinn und heftige Liebe machten ihn zum Verbrecher. Großmüthig, bieder und kühn, war er einer der tapfersten Krieger seines Kaisers, in dessen Diensten er Lorber und Wunden im Kampfe gegen die Verehrer des Mondes gesammelt hatte. Nach geschlossenem Waffenstillstande begab er sich auf sein väterliches Erbe, sah bei einer zufälligen Gelegenheit das Zaubermädchen von Rudolpheck und ward auf ewig ein Sklave der Minne. Ehrlich und züchtig warb er um ihre Hand auf geradem Wege; der alte Gall wünschte ihn auch zum Eidam, allein die Tochter nicht so. Eva wäre gewiß die glücklichste Gattin und Mutter geworden, hätten nicht ihres Herzens frühere Liebesfesseln diese und jede andere vortheilhafte Verbindung vereitelt.

Mit jedem Tage wuchs die Leidenschaft dieses unglücklichen Brautwerbers; tiefe, bis an Verzweiflung grenzende Schwermuth bemächtigte sich seines Geistes und Herzens. Als er endlich alle seine Versuche, alle seine Mühen fruchtlos sah, brachte ihn ein Unglück stiftender Dämon auf den kühnen Entschluß, sich den Gegenstand seiner glühenden Sehnsucht mit

Gewalt zu erringen. „Sie, oder den Tod! Nein; ich trage diese Höllenqualen nicht fürder!“ rief er am Morgen nach einer seiner so vielen schlummerlosen Nächte. Er versammelte die vertrautesten seiner Diener, ertheilte ihnen geheime Befehle, und so erfolgte die Entführung.

Kaum waren sie auf Soneck angelangt, als der liebende Entführer alle ersinnliche Sorgfalt verwendete, seine geraubte Schöne zu trösten. Ein Schwarm von Zofen eilte zu ihrer Bedienung herbei. Man legte sie auf ein Ruhebett. Den Bemühungen dieser geschäftigen Mädchen, vereinbart mit den Kräften ihrer Jugend, gelang es auch bald, ihre Lebensgeister aus dem Todesschlafe zu erwecken. Kaum hatte sich Eva vollends erholt, so stürzte Wolf ihr zu Füßen, überströmte ihre Hand mit Küssen und bat sie, mit ein paar männlichen Thränen im Auge, um Vergebung einer That, wozu die Liebe — nur allein die alles vermögende Liebe — ihn hingerissen habe.

„Verzeihe, verzeihe, holdes Mädchen, einem Unglücklichen, den deine Schönheit zum Verbrecher machte. Verlange Alles, was Menschenkräfte vermögen, sei Gebieterin dieses Schlosses, herrsche über mich und all die Meinen; nur schenke mir deine Gunst — deine Hand!“ So sprach er flehend zum Gegenstande seiner Sehnsucht; allein das Fräulein hatte zur Antwort nur einen Regen von Thränen, die über die welkenden Rosenblätter ihrer Wangen auf das unstät wallende Busentuch hinabflimmerten. „Wenn ihr mich wirklich liebt, erwiderte sie endlich mit Schluchzen, so bringt mich wieder in die Arme meines trostlosen Vaters!“ Das soll geschehen, bei Gott, das soll geschehen, wenn du mich vorher zum Traualtar begleitest, — versetzte der Freiherr. Allein Eva bebte zurück und schauderte vor dem Gedanken, dem Mörder ihres Geliebten die Hand zu reichen.

Zweimal sieben Tage, für den ungeduldigen Liebhaber eben so viele Jahre, gab er ihr Bedenkzeit. Er verschwendete alle ersinnlichen Mittel, sie zur freiwilligen Erfüllung seines Wunsches zu bewegen; aber alle Mühen des Bedauerungswürdigen waren fruchtlos. Liebe läßt sich weder erbetteln noch erzwingen; sie kommt hier ungerufen und flieht dort, ohne daß wir's wollen; ihre Macht ist willkürlich; sie tyrannisirt die Sterblichen.

Das Bild ihres sterbenden Geliebten blutete unaufhörlich in der Seele des trauernden Mädchens. In jeder Nacht erschien ihr Wilhelm im Traume, zeigte ihr die tödtliche Wunde und winkte der Inniggeliebten, ihm zu folgen in die Gefilde des Todes. „Ja, ich komme — ich folge dir, mein Bräutigam!" rief sie am Morgen des letzten Tages der ihr ertheilten Bedenkzeit. Rasch sprang sie aus dem Bette, ein Zustand von wahnsinniger Verzweiflung ergriff sie; sie spähte umher nach einem Werkzeuge — zum Selbstmorde. Nichts konnte sie auffinden, ihr qualvolles Dasein damit zu enden. Sie eilte ans Fenster, aber eiserne Stäbe verwahrten dessen Oeffnung. Als sie nun so in dumpfer Bewußtlosigkeit hinausstarrte in die weiten Gefilde, bemerkte sie an einer Ecke des Gitters ein Spinnengewebe, aus dessen Mitte eine ungeheuer große Kreuzspinne sie anekelte. Ihre starren Blicke hafteten lange auf diesem gräßlichen Gegenstande; ein heftiger Kampf entstand in ihrem Innersten; oft streckte sie die Hand darnach aus, aber kraftlos sank sie jedes Mal wieder darnieder. Jetzt knarrten die Pforten des Vorsaales, sie hörte die Tritte des ihr verhaßten Freiherrn. Schaudernd fuhr sie zusammen, haschte nach der Spinne und — verschluckte sie plötzlich.

Auf der Stelle erfolgte ein heftiges Erbrechen; während desselben sprang eine Ader in ihrem Kopfe; sie sank in die

Nacht des Todes. Wolf hörte das Röcheln der Sterbenden, öffnete die Thür und sah — welch ein ergreifender Anblick, — und sah seine vermeintliche Braut auf dem Boden convulsivisch sich wälzen, indeß aus Nase und Mund starke Güsse von Blut ihm entgegen quollen.

Starr wie die marmornen Bilder auf den Monumenten der Todten, mit emporsträubenden Haaren und weit hervordringenden Augen, stand der Unglückliche bei dieser entsetzlichen Scene da. Alle seine Pulse standen, das Blut stockte in seinen Adern, seine Sinne geriethen in Verwirrung. Jetzt drang ein neuer Blutsturz aus dem Mund der schönen Dulderin, und mit einem kläglichen Gestöhne trennte sich ihre Seele von der zerstörten Hülle.

Wie eine himmelanragende Fichte, die der Sturm plötzlich aus ihren Wurzeln reißt, stürzte Wolf zur Seite der Entseelten nieder, daß die Fenster erklangen, und Boden und Wände erbebten. Aufgeschreckt durch diesen Fall, eilten seine Diener herbei; sie hoben den Verzweiflungsvollen auf und brachten ihn sinnlos auf seine Schlafkammer.

Dort verschloß er sich einsam; Niemand durfte sich ihm nahen; drei Tage — drei Nächte blieb er ohne Speise, ohne Trank. — In eben dem Maße herrschte der Jammer auf Rudolphseck. Man hatte in der Nacht beim Scheine der Fackeln den tödtlich verwundeten Wilhelm im Walde gefunden. Kaum sammelte der Sterbende noch Kräfte genug, den Räuber des Fräuleins zu entdecken. Er verschied mit anbrechendem Morgen und sein letztes Wort war — ihr Name.

Der trostlose Vater eilte nach Laibach, um bei den Landrechten Schutz und Unterstützung gegen den Räuber seiner Tochter zu erflehen. Sein graues Haar, seine Thränen, seine Klagen erfüllten Aller Herzen mit Mitleid. Es ward ein Herold

nach Soneck abgesandt, dem Freiherrn den Tag der Erscheinung vor seinen Richtern zu verkünden.

Schon zweimal ward er geladen; er erschien nicht. Jetzt kam der dritte Bote nach Soneck, ihn das letzte Mal, bei Bedrohung von Bann und Acht dahin zu fordern. Dies geschah am vierten Tage nach jener Schreckensscene. Die Diener pochten an seine Thür; er öffnete nicht. Auf Befehl des Abgesandten ward dieselbe mit Gewalt geöffnet. „Was wollt ihr hier?“ herrschte ihnen der Freiherr zürnend entgegen. Jetzt richtete jener seinen Auftrag aus. „Sage dem Herrn des Weltgerichts, sage deinen irdischen Richtern: Wolf von Schnitzenbaum werde erscheinen.“ Der Bote ging, und der Unglückliche gab Befehl, seinen Rappen (das unbändigste seiner Rosse, welches wie ein Falke über Zäune und Gräben flog) zu satteln.

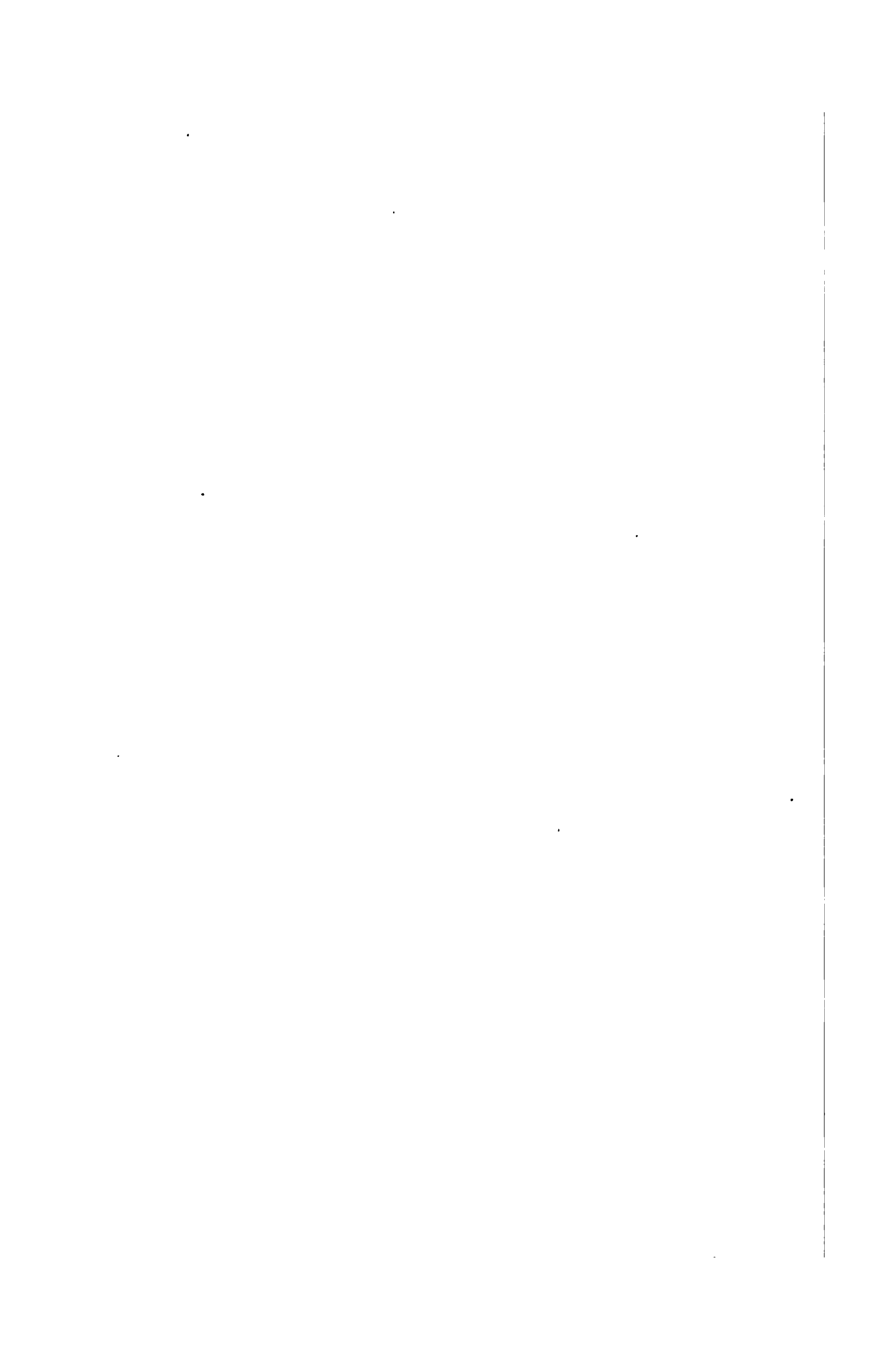
Mit einem rabenschwarzen Cüraß, aus der Rüstkammer seiner Ahnen, bedeckt, bestieg er den scharrenden, schnarchenden Hengst. Hoch bäumte sich dieser, als er zum Schloßthore hinaussprengte. Kaum war er vor den Mauern desselben, dort, wo der Weg abwärts sich windet, so riß er den schäumenden Gaul zur Seite, stieß ihm beide Sporne in den Bauch und stürzte mit einem mächtigen Satze, ein zweiter Curtius, in die Tiefe, daß Mann und Roß zerschmettert über einander hinabkollerten.

So fielen drei edle Menschen als Opfer einer unglücklichen Liebe. In der Kirche zum heiligen Georg bei Soneck ruhen die Gebeine des einst so reizenden Fräuleins von Gall. Unfern von ihr schläft auch ihr Entführer den nimmer sich endenden Todesschlummer. Der Herold zerbrach das Schnitzenbaum'sche Wappen an seinem Grabe; denn er war der Letzte eines Stammes, welcher durch vier Jahrhunderte die schönsten Blüthen, die herrlichsten Früchte trug.

Ursprung und Verfassung

der

Stände Steiermarks.



Ueber den Ursprung der Stände.

Das Land, welches jetzt die Steiermark heißt, auf einem Raume von 411 geographischen Quadratmeilen 610.849 Joch Aecker, 436.984 Joch Wiesen, 9036 Joch Gärten, 3294 Joch Teiche, 588.369 Joch Hutweiden und Gestrüppe, 50.758 Joch Weingärten, 1,507.214 Joch Waldungen enthält, und auf seinem fruchtbaren Boden 800.000 Menschen ernährt, erhielt seine ersten deutschen Bewohner an den Ostgothen, die sich unter Theodorich dem Großen im Jahre 493 unserer Zeitrechnung über das ganze Noricum ausbreiteten und ansiedelten. Die Ostgothen bewohnten aber die Steiermark nur bis zum Jahre 537, wo ihr König Vitiges Noricum den Franken überließ. Von diesen erhielt das Land die ersten Grade der Cultur. Es kamen viele Priester, die das Christenthum verbreiteten; zu Cilli ward ein Bisthum errichtet, und viele Deutsche, besonders aus dem nahen Baiern, siedelten sich hier an.

In dieser Epoche übten die Herzoge von Baiern, als fränkische Vasallen, die landesherrlichen Rechte in der Steiermark aus. Doch nicht lange dauerte ihre Herrschaft. Die heidnischen Avaren und Slaven drangen mit großer Macht in das Land, und obschon der Baiernherzog Tassilo der Erste im Jahre 593 über die Slaven an der Mur einen glänzenden

Sieg erkämpfte, so konnte er es doch nicht verhindern, daß im Jahre 595 die Avaren die obere Steiermark bis an die Enns — die Slaven aber die untere Steiermark in Besitz nahmen. Die alten deutschen Landesbewohner wurden verjagt oder gemordet; das Licht des Christenthums erlosch, und die wildeste Barbarei herrschte wieder in dem unglücklichen Noricum, um dessen alleinigen Besitz die Avaren und Slaven gegen einander endlose Kriege führten. Nicht selten neigte sich das Glück des Krieges auf die Seite der Ersteren, die dann ihre Gefangenen mit einer so harten Knechtschaft belegten, daß hieraus der Ursprung des Wortes Sklave abzuleiten sein soll, weil nämlich die in solche Gefangenschaft gerathenen Slaven so grausam behandelt wurden, daß man in der Folge ihren Namen allen in persönlicher Dienstbarkeit befindlichen Menschen beilegte.

In diesem Zustande schmachtete die Steiermark bis gegen das Ende des achten Jahrhunderts. Die in ihrer wilden Raubbegierde übermüthigen Avaren und Slaven wagten es mehrmals die Grenzen ihres Landes zu überschreiten, und über den Fluß Enns in Baiern einzufallen. Zu dieser Zeit war Karl der Große Beherrscher der Deutschen, und er beschloß, diese unruhigen Nachbarn zu züchtigen. Im Jahre 791 zog er mit drei Kriegsheeren, die von ihm selbst und seinen Söhnen, Ludwig und Pipin, angeführt wurden, in die von den Avaren und Wenden bewohnten Länder. Alles unterlag seinen siegreichen Waffen; die räuberischen Avaren wurden tief nach Ungarn, ihrem ehemaligen Wohnsitze, zurückgetrieben, und die Slaven unterwarfen sich seiner Herrschaft.

Karl der Große stellte das Christenthum wieder her, und vertheilte das eroberte Land — nach den fränkischen Staatsgrundsätzen — unter seine Ritter und Edlen, die es ihm erobern halfen. Auf solche Art ließen sich viele Schwaben,

Sachsen, Friesen und besonders Baiern, in der Steiermark nieder. Die Ritter und Edlen bauten sich Schlösser in ihren neuen Besitzungen, denen sie, als Deutsche, auch deutsche Namen gaben, und wovon ihre Nachkommen ihre Familiennamen erhielten; auch stellte Karl mehrere Grafen und Markgrafen an, welche jedoch keine erbliche Würde besaßen, sondern nur als seine Beamten das Recht zu sprechen, die innere Ruhe und Sicherheit zu erhalten, und die Grenzen zu beschützen hatten.

Die Ritter und Edlen, unter denen Karl der Große das eroberte Noricum vertheilte, waren eigentlich die ersten Landstände in der Steiermark. Sie waren die einzigen Grundbesitzer des Landes, und somit auch dessen einzige Repräsentanten. Der Unterthan hatte kein Grundeigenthum, sondern war entweder Leibeigener oder Miethmann, und mußte für den gleichsam an ihn verpachteten Genuß eines Grundantheiles jährlich gewisse Abgaben an Geld- und Naturalentrichtungen dem adeligen Grundherrn verabfolgen, der die Bedingungen der Ueberlassung des Fruchtgenusses seines Eigenthums nach Willkür bestimmte und gegen seinen Regenten keine andere Verbindlichkeit, als die der Treue und der Heeresfolge in Kriegszeiten hatte.

Als die alten Grafen von Traungau ihre jetzt in Oesterreich liegende Markgrafschaft Stir, oder Steier, nach und nach über die gegenwärtige Steiermark, die hiervon ihren Namen erhielt, vorzüglich aber im Jahre 1127 unter Leopold dem Ersten ausdehnten, und der letzte Abkömmling dieses Fürstenstammes, Ottokar der Zweite, der erste Herzog dieses Landes ward, hatten die Stände bereits eine geordnete Verfassung. Sie wurden als die Besitzer und Repräsentanten des Landes angesehen. Alle Landesangelegenheiten wurden mit ihnen und durch sie behandelt, und die Ministerialen — das ist diejenigen aus den Ständen, welche Erbämter bekleideten — stellten die Räthe und Minister

der Herzoge vor. Als eben jener Ottokar der Zweite vor seinem kinderlosen Absterben das Herzogthum Steiermark an seinen Vetter Leopold den Tugendhaften, Herzog von Oesterreich, verkaufen wollte, widersetzten sich die Stände diesem entehrenden Vorhaben, und nur mit ihrer Beistimmung, und bei der heiligsten Verwahrung ihrer Freiheiten und Rechte, ward dieser Verkauf in eine Schenkung verwandelt, die aus der in dem ständischen Archive noch vorfindigen Originalurkunde zu ersehen ist, von welcher, als dem ältesten und wichtigsten Documente der Stände Steiermarks, hier eine getreue Uebersetzung des lateinischen Urtextes folgt.

Ottokars Testament.

Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und untheilbaren Einheit. Ottokar Herzog von Steiermark, allen (seinen) Getreuen zum ewigen Gedächtnisse.

Durch göttliche und menschliche Gesetze werden wir belehrt, und durch die Weisung unserer eigenen Natur ermahnt, für das Wohl der Unserigen zu sorgen, und sowohl für ihren gegenwärtigen, als künftigen Nutzen Vorsehung zu treffen. Denn das Leben eines jeden Menschen, reichen oder armen, ist von ungewisser Dauer und geht flüchtig vorüber; daher soll ein jeder vor seinem Tode überlegen, was, wem und wie er dasjenige hinterlasse, was er nach dem Tode nicht behalten kann. Und weil Gott nur allein durch die Gnade seiner Barmherzigkeit zuerst unsern Eltern, dann auch uns in Unterthanen und Gütern ein großes Ansehen gegeben hat; so haben auch Wir, da Wir keinen Erben haben, nicht geringe Sorgfalt darauf verwendet, wem all das Unserige als Erbschaft zufallen sollte.

Nach Einvernehmung des klugen Rathes Unserer Angesehenen haben Wir daher, wenn Wir ohne Erben verscheiden sollten, den hochansehnlichen, tapfern und redlichst gesinnten Herzog von Oesterreich, Leopold, Unsern Blutsverwandten, Uns zum Nachfolger bestimmt, damit, da seine Provinz an die Unserige grenzt, beide Länder in einem gemeinschaftlichen Frieden und unter einem gemeinschaftlichen Fürsten leichter mögen gerecht verwaltet werden. Und da Wir glauben, daß derselbe, so lange er leben wird, Unser herzlicher Freund sein werde, so vertrauen wir auch zuversichtlich, daß er gegen Uns und die Unserigen nichts Nachtheiliges unternehmen werde. Damit aber nicht irgend Einer von seinen Nachfolgern, der väterlichen Gesinnung sowohl, als der gegenseitigen Freundschaft uneingedenk, es wage, hart oder grausam gegen Unsere Hofdiener und Provinzialen vorzugehen: so haben Wir beschlossen, die Gerechtsamen der Unserigen, auf ihr Ansuchen, schriftlich abzufassen, und mit einem Freiheitsbrief zu befestigen. Wir verordnen daher erstens, daß, wenn erwähnter Herzog und sein Sohn Friedrich, welchen Wir das Unserige bestimmt haben, Uns überlebe, sie die Unserigen in ihrer Botmäßigkeit haben sollen, so zwar, daß, wenn sie auch das Beherrschungsrecht verlören, sie die von Uns erhaltenen (Leute) nicht sollen verlieren können. Hernach, wer immer von seinen ihm nachfolgenden Enkeln das Herzogthum Steiermark regiere, ohne daß die übrigen Brüder hierüber auf irgend eine Art einen Streit erregen sollen.

Wenn obiger Herzog ohne Sohn versterben sollte, so mögen sich Unsere Hofdiener, an wen sie immer wollen, wenden. Die Angelegenheiten der Kirchen und die Vogteien über die von Unsern Eltern gestifteten Klöster soll der nämliche Herzog, ohne Untervögte, unter seiner unmittelbaren Leitung behalten.

Die Dominicalien (Kammergüter), Festungen, das Land und die Hofdiener soll er vollständig besitzen, außer wenn es sich etwa fügen sollte, daß, auf Ansuchen der Eltern, eines größeren Vortheiles wegen und mit gütiger Bewilligung des Herrn, Einer aus vielen Söhnen anders wohin versetzet werde. Wer immer von Steiermark oder Oesterreich eine Ehe schließt, soll die Rechte jener Provinz haben, in welcher er wohnt. Wenn ein Steiermärker ohne Testament stirbt, soll derjenige in das Erbrecht eintreten, der sein nächster Blutsfreund ist. Ein unter Steiermärkern über was immer für einen Gegenstand entstandener Streit oder Zank soll nicht durch Zweikampf, sondern durch das glaubwürdige Zeugniß wahrhafter und gewissenhafter Personen entschieden werden. Wenn immer eine Klage über Besitzungen entsteht, soll eine dergleichen Verhandlung nach dem getreuen Zeugnisse geprüfter und glaubwürdiger Zeugen vor den Richtern beendigt werden. Bei Lehen sollen sie keine Last, welche insgemein aneuelh (Heimfall) genannt wird, zu tragen gezwungen werden, sondern es sollen auch jene, welche keine Söhne haben, nicht gehindert werden, das Lehen den Töchtern zu hinterlassen.

Die von andern Herren erworbenen Lehen, wenn sie von dem Herzoge von Oesterreich ins Eigenthum erkauft werden, soll er demjenigen nicht entziehen, der dieselben kraft Lehenrechtes besitzt.

Wenn Wir von den Landgütern, die Wir nach Unserm Hintritte für den Herzog von Oesterreich bestimmt haben, indessen einige Unsern getreuen Hofdienern und Leibeigenen sollten gegeben haben: so beschließen Wir, daß dieses giltig sein soll. Ein steiermärkischer Hofdiener mag einem andern Steiermärker seine Landgüter verkaufen, oder auch unentgeltlich überlassen. Gleichfalls wer immer beschlossen hat, in einen Mönchsorden

zu treten, und von seinen Einkünften, was ihm gut dünkt, Gott zu schenken, kann dieses mit Unserer Erlaubniß in den unten genannten Klöstern thun; nämlich: zu Truncchirchen, Garsten, Glunic, Admunt, Seccowe, Uitringe, St. Paul, Ossiach, Rune, zu Sitse im St. Johannsthale, Vorowe, Spital im Cerwalt, Lambach, Uormbach, St. Lambert, aus welchen einige Unsere Ahnen und Eltern gestiftet haben, alle aber in vielen Dingen zu Unsern Diensten gewärtig waren. Wem immer von den Unserigen ein gerechtes Urtheil über seine Klage vor Uns nicht sollte zu Theil geworden sein: der soll die freie Wahl haben, seine Rechtssache vor dem Herzoge Oesterreichs neuerdings anhängig zu machen. Die Truchsessen, Mundschenke, Kämmerer, Marschälle, die von den Unserigen sind, sollen dem Herzoge von Oesterreich, wenn er Steiermark betritt, alle mit ihren Untergeordneten, nach ihren Aemtern zu seinen Diensten gewärtig sein, auf jene Weise, wie sie Uns und Unsere Eltern ihre Dienste geleistet haben. Wenn er sich an das Hoflager des Kaisers begibt, oder in den Krieg zieht: so sollen erwähnte Beamte nach gleichen Wochen, gleichen Tagen und mit gleichem Aufwande dienen, so wie jene, die von Oesterreich Dienste thun. Wir verordnen, daß Unser Gebiet von den Plackereien und Forderungen, dergleichen Wir vernommen haben, daß sie von den Präconen Oesterreichs geschehen, befreit sein soll, so wie es bisher gewesen ist. Wer es also immer sein mag, der nach Uns die Obergewalt besitzen wird, soll in Ansehung der Unserigen, nämlich der Klosterleute, Hofdiener, Comprovinzialen, diese auf ihre Bitte abgefaßte Vorschrift getreulich beobachten. Woferne er aber, mit Verachtung von Billigkeit, gütig zu regieren verwürfe, und gleich einem Tyrannen sich gegen die Unserigen erhübe; so sollen sie die unwidersprechliche Erlaubniß haben, an den Gerichtshof des Kaisers zu appelliren, sich dahin zu verwenden,

und durch diesen Freiheitsbrief vor den Fürsten ihr Recht zu fordern. Dieses ist geschehen im Jahre der Menschwerdung des Herrn, eintausend einhundert, sechsundachtzig im vierten Jahre der Römerzinszahl (Indiction), im zweiten der Concurrenten, den siebenzehnten August, an einem Sonntage, im achtundzwanzigsten Monde auf dem St. Georgenberge bei Enns, wo zur Zeugeuschaft berufen wurden, und als Augen- und Ohrenzeugen jene gegenwärtig waren, die namentlich beigefügt werden. Chunrad Graf von Pilsteine. Sifried Graf von Moerlen. Heinrich und Sighart Grafen von Scalach. — Sifrid und Otto von Liubnowe. — Liupold und Heinrich von Plaien. Chunrad von Dormberch. Albrecht und Alram von Chambe. Wernhard von Hagenowe. Wernhard von Scowemberch. Engilbert von Plankenberc. Hademar Chufarn. Wernhart von Griehbach. Fridarich von Perge. Eggebrecht von Pernegge. Otto Graf von Clamme. Otto von Lengunbach. Heinrich Priß. Albrecht von Wihslberg. Liutolt von Gutenberc. Wichart von Charlsperch. Rudolph von Blaece. Eberhart von Erlach. Ueberdies fügen Wir von den Unserigen bei, daß wer auf seinem Grunde eine Kirche bauen will, er selbe bauen, und wer seiner Pfarre etwas schenken will, er selbes schenken mag. Wir wollen, daß unsere Capläne und Geistlichen den nächsten Sitz neben Uns bei der Tafel, so wie sie selben von Unserm Vater gehabt haben, behalten sollen, und verbieten, daß sie durch den Marschall von ihren Wohnungen sollen vertrieben werden.

Dieses ist verhandelt worden zu den Zeiten des Kaisers Friedrich und des salzburgischen Erzbischofes Albert.

Aus dieser für die Steiermark selbst in ihren Folgen so wichtigen Urkunde ist zu ersehen, daß Herzog Ottokar sich für einen Allodialbesitzer dieses Landes ansah, und auch daher seine Schenkung der Bestätigung des deutschen Kaisers nicht unterzog.

Nur erst Kaiser Friedrich der Zweite nahm sie als ein Lehen des deutschen Reiches in Anspruch.

Sowohl unter dem traungauischen Fürstengeschlechte allein als auch noch in der Vereinigung mit Oesterreich, unter den babenbergischen Herzogen, war für die Steiermark eine glückliche Epoche, die nur zuweilen an den Grenzen durch die Einfälle der eben so rohen als unruhigen Ungarn unterbrochen ward.

Die Herzoge lebten mit ihren Ständen in einem sozusagen patriarchalischen Zustande, wo die ersteren die Väter — die letzteren die erwachsenen Söhne einer großen Familie vorstellten und mit vereintem Interesse das Wohl des Ganzen beriethen und besorgten. Es gab noch keine allgemeinen Landesumlagen; die Stände, als einzige Grundbesitzer, waren nur zur Heeresfolge in Kriegszeiten verpflichtet; die Regenten erhielten sich und ihren Hofstaat größtentheils von den eigenen Privatbesitzungen, und wenn sie eine zeitliche Beihilfe vom Lande wünschten, mußten sie die Stände freundschaftlich hierum ersuchen. Die Urkunden sagen uns, daß sich die Steiermark in jenen Zeiten, bei einer starken Bevölkerung, in einem blühenden Zustande der Cultur des Bodens befand. Zwar war das Faustrecht eine Plage jener Zeiten, allein die Vorsicht der Regenten unterstützt von dem edleren und größeren Theile des Adels, wußte dessen üble Wirkungen zu hemmen und zu beschränken, und da es gleichsam nur ein Vorrecht des Adels war, so hatte es auf den Unterthan nur selten einen Einfluß, und ruhig bestellte dieser sein Feld, indeß sein Heer, an der Spitze einer Schaar freiwillig geworbener Reisige, sich mit einem Nachbar herumschlug.

Daß übrigens das Faustrecht, wenigstens in Oesterreich und der Steiermark, keine so verheerenden Folgen hatte, als man vielleicht jetzt sich vorstellt, bewährt die Geschichte, aus der wir

wissen, daß die Regenten dieser Länder — ohne einer Besteuerung ihrer Unterthanen — stets der Gegenstand des Neides aller übrigen deutschen Fürsten waren, einen glänzenden Hof hielten und umgeben von der Blüthe ihres tapferen Adels, bei den Reichstagen, bei den Turnieren an den Höfen der Kaiser durch ihre Pracht selbst Könige verdunkelten.

Die glückliche Epoche unter der Regierung der Babenberger erlosch im Jahre 1246, als Friedrich der Streitbare, der Letzte seines Geschlechtes, auf Neustadts Ebenen, wie ein zweiter Epaminondas, siegend starb. Steiermarks Stände betrauerten herzlich das tragische Ende ihres tapferen Herzogs und wandten sich nun, nach ihrer Pflicht, an das Oberhaupt des deutschen Reiches, Kaiser Friedrich den Zweiten, sich einen neuen Herzog zu erbitten.

Kaiser Friedrich, dessen Schwiegertochter Margarethe eine Schwester des letzten Babenbergers war, beschloß Oesterreich und die Steiermark als erledigte Reichslehen für sich zu behalten. Dies suchten seine mächtigen Feinde zu verhindern. Die Oesterreicher wankten; aber die Stände Steiermarks zeigten eine unerschütterliche Treue gegen ihren Kaiser, über welche selbst Roms Bannflüche nichts vermochten. Kaiser Friedrich starb im Jahre 1250, und die Steiermark sah sich von neuem verwaist. Der deutsche Kaiserthron war unbesetzt, und so mußten sich die Stände selbst einen Herzog wählen. Ihre unglückliche Wahl fiel auf Stephan, den Sohn Belas des Vierten, Königs von Ungarn, indeß die Oesterreicher sich dem Böhmenkönig Ottokar unterworfen hatten. Diese unselige Doppelwahl gab die Veranlassung zu einem verheerenden Kriege zwischen jenen beiden Fürsten, welche wechselseitig Oesterreich und die Steiermark zugleich besitzen wollten. Beide Länder wurden von den gerufenen Fremdlingen verwüstet, und die Steiermark seufzte unter dem

harten Joche ihrer ungarischen Statthalter. Doch der deutsche Freiheitssinn war noch nicht erloschen. Die Stände wählten sich im Jahre 1256 ein Oberhaupt, unter dem Titel eines Landeshauptmannes, und es gelang ihnen, im Jahre 1258 sich der ungarischen Dienstbarkeit zu entledigen.

Dies ist der Ursprung der Landeshauptleute in der Steiermark, deren Reihe mit einem Grafen Heinrich von Montfort begann, durch so viele um das Vaterland hochverdiente Männer fortgesetzt ward und deren Titel und Würde noch jetzt das Haupt der Stände bekleidet.

Um dem bedrängten Vaterlande den Frieden zu geben, faßten die Stände Steiermarks — nach der Vertreibung der Ungarn — den Entschluß, sich, nach dem Beispiele der Oesterreicher, dem Böhmenkönig Ottokar zu unterwerfen, dem sie auch im Jahre 1260 zu Graz die Huldigung leisteten. Allein dieser Fürst vergaß sehr bald des Eides, den er bei dieser Huldigung den Ständen geleistet hatte. Das Joch seiner Herrschaft wurde noch drückender, als das der Ungarn war. Er verstieß seine tugendhafte Gemahlin, eine Schwester Friedrichs des Streitbaren, die ihm eigentlich die Ansprüche auf das Erbe ihres Bruders zugebracht hatte, heirathete eine stolze, herrschsüchtige Russin und ergab sich immer mehr der Grausamkeit und der Wollust. Das Vaterland seufzte unter dem eisernen Szepter dieses Tyrannen, und es gab kein Mittel, sich seiner zu entledigen, denn der deutsche Kaiserthron war unbesetzt, allgemein war die Anarchie.

Endlich bestieg im Jahre 1273 den so lange verwaisten Kaiserthron der große Rudolph von Habsburg. Die Stände Steiermarks schickten den Friedrich von Pettau an den Kaiserhof zu klagen gegen ihren Unterdrücker. Rudolph nahm sich der Bedrängten an. Ottokar versagte dem Kaiser die Huldigung und den Gehorsam. Es kam zum Kriege, und die Stände

strengten ihre äußersten Kräfte an, ihren Erlöser zu unterstützen. Endlich im Jahre 1278 ward auf dem Marchfelde die große Schlacht gekämpft, die die Steiermark von ihrem Tyrannen befreite und den Grund zu Habsburgs Größe legte. Die Steiermärker unter der Anführung ihres Landeshauptmannes, Otto von Lichtenstein, entschieden den Sieg und retteten Rudolphs Leben. Ottokar fiel durch die Hände eines Mährenberg und Stubenberg. Der siegreiche Kaiser zog nach geschlossenem Frieden nach der Steiermark. Die Helden des Marchfeldes zogen ihm mit einem Heere von Reisigen bis an die Brücke von Gösting entgegen. Rudolph beschwor für sich und seine Nachkommen die Freiheiten der Stände auf offenem Felde und ward dann jubelnd nach Graz geführt.

Unter den Regenten aus dem habsburgischen Stamme genossen die Stände durch Jahrhunderte ihre alten Rechte wieder. Jedem Herzoge wurde bei seinem Regierungsantritte gehuldigt, und er beschwor dagegen die Rechte der Stände. Jene patriarchalische Eintracht kehrte wieder zurück.

Die Erfindung des Schießpulvers, die endliche Unterdrückung des Faustrechtes, die von den Franzosen zuerst unternommene, von den Deutschen nachgeahmte Aufstellung stehender Armeen, die dadurch nothwendig gewordene Grundbesteuerung, die veränderten Zeitumstände, und endlich die Vergrößerung der österreichischen Monarchie mußten, nach dem Genius der Zeit, zwar nothwendig manche Veränderung in der innern Landesverfassung hervorbringen, allein die Verfassung der Stände blieb bis in das achtzehnte Jahrhundert unverletzt, und der letzte männliche Habsburger, Kaiser Karl der Sechste, war auch der letzte steiermärkische Herzog, der sich im Jahre 1723 in Graz huldigen ließ, wobei er zugleich der Stände Freiheiten und Rechte für sich und seine Nachkommen feierlich beschwor.

Mit dem Tode dieses Regenten ging auch die glückliche Selbstständigkeit der steiermärkischen Stände zu Grabe. Schon Maria Theresia, die sonst so Gütige, erschütterte sie, von fremden Rathschlägen geleitet. — Kaiser Joseph der Zweite ließ zwar Landstände dem Namen nach bestehen, entzog ihnen aber fast alle ihre Gerechtsamen, vereinigte die Würde eines Landeshauptmannes mit der des Landesgouverneurs, hob die ständischen Collegien auf und zog ihre Geschäfte zu dem Gubernium.

Kaiser Leopold der Zweite hingegen gab den Ständen — jedoch mit einigen Veränderungen — im Jahre 1791 ihre Verfassung wieder, indem er erkannte, daß jedes Land einer Art von Repräsentation bedürfe, und eine sogenannte unbeschränkte Monarchie — ohne die Macht des Regenten wahrhaft zu vergrößern — die Vaterlandsliebe in den Herzen der Unterthanen ersticke. — Leider aber ist den Ständen von ihren ehemaligen Rechten nur mehr ein Schattenbild übrig geblieben, und es ward ihnen sogar die doch jedem einzelnen Unterthanen vergönnte Freiheit entzogen, ihre Vorstellungen oder Beschwerden, unmittelbar zu dem Ohre und dem Herzen ihres Regenten gelangen zu lassen. Sie sind mit ihrem Domesticum einer strengen Vormundschaft unterworfen; sie sind für jeden ihrer Schritte subalternen Behörden verantwortlich, und selbst das Gute zu bewirken ist ihnen die Kraft — der Muth benommen. Jene so rührend herzliche patriarchalische Verbindung, welche in den Tagen der Vorzeit zwischen den Ständen und ihren Herzögen bestand, mußte einer kalten Unterwürfigkeit Platz machen; man fand es für gut, die Regenten von ihren Ständen zu entfernen und stellte den Grundsatz auf, daß die Steigerung der Macht der ersteren auf der Unterdrückung der Rechte der letzteren beruhe. — Ob dieser Grundsatz zum wahren Regenten- und Völkerglücke führte, ob er den Nationalgeist hob, den Patriotis-

mus vermehrte — mag die Erfahrung unserer Zeit beantworten. Die Vaterlandsgeschichte zeigt uns nur, daß in der Steiermark die Macht und das Glück der Herzoge mit den Rechten und Freiheiten der Stände in schönem Einklange stand. — Daß diese bei jeder Gelegenheit Habe, Blut und Leben für sie zu opfern bereit waren; daß — selbst in den neueren Zeiten der verlornen Selbstständigkeit — die Stände ihre unerschütterliche Treue, ihre redliche, ungeheuchelte Anhänglichkeit für den Regenten, für seine Familie, für die Erhaltung des Staates und seiner Verfassung, vielleicht mit der meisten Herzenswärme, der wahrsten Theilnahme dargethan haben. — Die Stände sind in Monarchien die Säulen des Thrones; sie sind die Mittler zwischen Volk und Regenten; sie werden durch das eigene Interesse der Selbsterhaltung zu der hohen Tendenz geleitet, das Glück ihres Vaterlandes mit dem ihres Monarchen zu vereinigen.

Ueber die Verhältnisse zwischen den Dominien und ihren Unterthanen.

Nach der vorausgegangenen historischen Darstellung des Ursprunges der Stände und ihrer ehemaligen Verhältnisse zu den Regenten, ist es — bevor wir zur Schilderung ihrer gegenwärtigen Verfassung übergehen — nothwendig, zur Erhellung des Ganzen die Erörterung einiger mit diesem Ganzen in Verbindung stehender Gegenstände vorzunehmen, und somit zuerst auch etwas über das Verhältniß der Stände, als Besitzer und Repräsentanten der Dominien, zu ihren Unterthanen anzuführen.

Es wurde schon gesagt, daß Karl der Große die eroberte Steiermark unter seine Ritter und Edlen, die Gefährten seiner Siege vertheilte, daß sich diese in ihren neuen Besitzungen

Schlösser und Burgen erbauten, daß dadurch die Dominien und Herrschaften entstanden, und daß die Besitzer derselben, als die einzigen Grundeigenthümer des Landes, auch die ersten Landstände waren. Auch die Geistlichkeit wurde bei der Landesvertheilung Karls des Großen nicht vergessen, der bei seinem Eifer für die Verbreitung des Christenthums sie reichlich bedachte, und ihr vorzüglich zur weltlichen Belohnung ihrer geistlichen Mühen, den Zehent von den Besitzungen aller Neubekehrten zuwandte, daher alle Zehente — wenn sie auch späterhin in weltliche Hände geriethen — doch immer eines geistlichen Ursprunges sind. Ja die alten Urkunden führen sogar an, daß eben diese Zehentverleihungen der schnelleren Verbreitung des Christenthums durch sanfte Mittel in der Steiermark nachtheilig waren, weil die Ungetauften die Abgabe des Zehenten scheuten.

Die mit dem Kreuze, oder mit der Lanze — zuweilen auch, nach dem Geiste jener Zeiten, mit beiden geschmückten Ankömmlinge mußten bedacht sein, ihre neuen Besitzungen urbar zu machen. Sie theilten diese in Meiereien ab, die zu jener Zeit Mansi genannt wurden; sie behielten sich die näheren Umgebungen ihrer Wohnsitze zum eigenen Genusse bevor und sahen sich für die Bearbeitung der weiter entfernten Gründe um Ansiedler um. Die aus der oberen und mittleren Steiermark nach Ungarn zurückgetriebenen Avaren ließen nur einige Einwohner zurück; dies gab die Veranlassung zur Einwanderung vieler Sachsen, Schwaben, Friesen und Baiern, wodurch die deutsche Sprache wieder nach der Steiermark kam. In dem slavischen Theile des Landes hingegen ließen sich nur wenige deutsche Ansiedler nieder, und auch diese vermischten sich bald mit den Slaven, welche — ohne auszuwandern — sich den deutschen Gebietern unterworfen hatten. Hierdurch erhielt sich die slavische Sprache und erklärt sich die Ursache, warum, mitten

im Lande der Slaven, die alten Schlösser und Burgen deutsche Namen führen und gleichsam die Wiege so vieler deutschen Edelgeschlechter sind.

Sowohl die deutschen Einwanderer, als auch die slavischen Nationaleinwohner erhielten von ihren neuen Grundherren bei der Vertheilung der Gründe kein Eigenthum, sondern nur den Fruchtgenuß derselben. Sie waren also nur Pächter, Miethleute, und mußten an den Grundherrn eine jährliche Miethe, deren Bestimmung von seiner Willkür abhing, entrichten. Bei der Bestimmung dieser Miethe war die Geldentrichtung, welche noch jetzt gewöhnlich unter dem Namen Urbarzins vorkommt, nur gering, desto mehr aber waren die Grundherren bedacht, Roboten und Abgaben in Naturproducten festzusetzen, weil sie die ersteren zur Bearbeitung ihrer eigenen Meiergründe — die letzteren zu ihrem Lebensunterhalt bedurften. Die damals herrschende Gastfreiheit, vorzüglich aber die Nothwendigkeit, sowohl zur eigenen Sicherheit, als zur Leistung der Heeresfolge, die oft von den Regenten plötzlich gefordert wurde, immer ein kleines Heer von Reisigen und Waffenknechten zu ernähren, verursachte einen großen Aufwand an Lebensmitteln, welche herbeizuschaffen sie bedacht sein mußten.

Dies ist der Ursprung der Unterthansabgaben an ihre Grundherrschaften, welche unter so verschiedenen Namen in den Urbarien erscheinen. — Hieraus entsprang auch die Absonderung der Dominicalgründe von den Rusticalgründen, von welchen die ersteren die eigenen Meiergründe der Grundherren — die letzteren hingegen die an solche Miethleute verpachteten Gründe bezeichnen.

Durch eine Reihe von Jahrhunderten hatte der Bauer in der Steiermark kein Grundeigenthum, er war nur Pächter, Miethmann. Die Bauerngründe wurden Miethhuben genannt.

Als sich endlich die Cultur des Landes verbesserte, als die Grundherren über ihr wahres Interesse eine bessere Aufklärung erhielten; da erkannten sie, daß der Unterthan durch die Erwerbung eines Grundeigenthums, das sich auch auf seine Kinder vererbte, eine größere Aufmunterung zur Industrie erhalten und dadurch auch den Nutzen des Grundherrn befördern würde. So geschah es, daß mancher Unterthan den Grund, den er bisher als Miethmann besaß, gegen Erlag eines geringen Kaufschillings — oft auch als Geschenk — ins Eigenthum erhielt. Doch diese Hingabe ins Eigenthum geschah von den Grundherren nur mit Beschränkung. Sie hielten sich das Dominium directum bevor; sie bedingten sich die Fortdauer der bisher geleisteten Abgaben, als Zinsen eines unbezahlten Kaufschillings; der Unterthan blieb unter der Gerichtsbarkeit des Grundherrn, und wenn ihm gleich das Recht eingeräumt wurde, seinen Grund zu vererben oder zu verkaufen, so mußte doch der neu antretende Besitzer die Annahme von dem Grundherrn ansuchen, und ihm laudiren — dies heißt von dem Capitalswerthe des Grundes gewisse Procente entrichten. Diese Verfassung besteht noch gegenwärtig. Die Laudemien waren einst sehr verschieden, sind aber jetzt fast im ganzen Lande, auf 10 Procent vom Capitalswerthe des Grundes festgesetzt. Die Urkunden, welche die Grundherren bei den Eigenthumsverleihungen ihrer Miethhuben an die Unterthanen ausstellten, waren die ersten sogenannten Kaufbriefe, die jetzt bei jedem Antritte eines neuen Grundbesitzers neu ausgefertigt werden, und dem Unterthane den Beweis seines Besitzrechtes geben. Die Verwandlung der Miethhuben in eigenthümliche Besitzungen der Unterthanen vermehrte sich zwar allgemach; allein wegen der Vorurtheile und der Unwissenheit des Landmannes ging sie sehr langsam vor sich. Die Regierung selbst mußte hierüber Befehl erlassen, und nur

unter Maria Theresias Regentschaft — ja an einigen Orten noch später — kam die Verwandlung aller Miethhuben in kaufrechtliche Gründe endlich zu Stande*).

Daß diese Umstaltung die Industrie belebte, die Cultur des Landes beförderte, ist nicht zu widersprechen; allein für die Grundherren hatte sie die nachtheilige Folge, daß sie ihr unmittelbares Grundeigenthum verloren, und in ihren vorbehaltenen Rechten und Unterthansabgaben auf mancherlei Weise gekränkt und verkürzt wurden. Die Kaufbriefe, welche die Dominien, bei der ersten Hingabe der Gründe in ein beschränktes Eigenthum, an den Unterthan ausstellten, und die noch jetzt bei jeder Besitzveränderung von dem antretenden Besitzer bei der Laudirung neu gelöst werden müssen, hatten einst eine legale gerichtliche Form, denn selbst bei Verkäufen ganzer Herrschaften wurden die nämlichen Urkunden ausgefertigt, allein weil diese Kaufbriefe nur von dem Dominium ausgestellt sind, und späterhin die Doppelverträge eingeführt wurden; weil unsere Vorfahren nicht wissen konnten, welche gerichtliche Formen einst die Nachkommen verlangen würden, so wußte die juridische Spitzfindigkeit der neuen Zeiten die Kaufbriefe manchen Bekrittelungen ihrer gerichtlichen Legalität zu unterziehen, und dadurch die Dominien in ihren vorbehaltenen Rechten zu verletzen.

Die Leibeigenschaft der Unterthanen mag in der Steiermark, nachdem sie von den Carolingern erobert ward, wenigstens in strengerem Sinne nicht mehr bestanden haben. Die deutschen Ansiedler der obern und mittleren Steiermark waren freie Menschen; aber die unterjochten Slaven der unteren Steiermark

*) Noch gegenwärtig bestehen in der Steiermark sogenannte heimfällige Gründe, die bei dem Aussterben der sie besitzenden Familie an das Dominium zurückfallen. Dieses Heimfälligkeitsrecht wurde aber schon größtentheils reluirt.

mußten allerdings die Macht der Sieger schwerer empfinden. Doch der Deutsche wollte nicht über Sklaven herrschen, und das Christenthum hatte ihn zur Erkenntniß der Menschenwürde geleitet. Nur in so weit war der Unterthan in der Steiermark gleichsam an seinen Grundherrn gebunden, daß er bei seinem Uebergang in ein anderes Dominium für die Entlassung aus der Erbholdschaft ein sogenanntes Abfahrtsgeld bezahlen mußte. Auch dieses ist aufgehoben, und die Grundherrschaft übt jetzt nur die bürgerliche Gerichtsbarkeit in erster Instanz über ihre Unterthanen aus, die jedoch in peinlichen Fällen den Landgerichten in der politischen Aufsicht den Bezirksherrschaften unterworfen sind.

Von den Landgerichten.

In der ganzen Steiermark bestehen achtundzwanzig privilegirte und vierundneunzig nicht privilegirte Landgerichte, welche in ihren seit vielen Jahrhunderten ausgemessenen Districten die Criminalgerichtsbarkeit ausüben. Die privilegirten Landgerichte haben das Recht, die eingebrachten Verbrecher durch eigene Richter selbst zu untersuchen, und nach den bestehenden Gesetzen zu verurtheilen. Das gefällte Urtheil muß aber, vor der Vollstreckung dem Appellations- und Criminalobergerichte zur Bestätigung vorgelegt werden. Die nicht privilegirten Landgerichte sind verpflichtet, jeden Criminalfall dem landesfürstlichen Bannrichter, deren drei in der Steiermark sind, anzuzeigen, welcher sodann die Untersuchung vorzunehmen, das Urtheil zu schöpfen und dem Criminalobergerichte ebenfalls zur Bestätigung vorzulegen hat.

Einst wurde der Besitz eines Landgerichtes — als eines besondern Hoheitsrechtes — um so mehr gesucht, als es auch

ökonomische Vortheile gewährte; denn viele kleinere Vergehungen, die damals zum Criminale gehörten, wurden mit Geldstrafen belegt, und vorzüglich waren es die Verirrungen des Geschlechts-triebes, die den Landgerichten eine reichliche Einnahme gewährten. Die veränderten Gesetze hoben diese Geldstrafen auf; die Einkünfte der Landgerichte versiegten, und ihre Auslagen blieben nicht nur, sondern vermehrten sich noch mehr, weil sie nicht nur die Verbrecher während der Untersuchung verpflegen, sondern auch die Untersuchungs- und Aburtheilungskosten tragen, und für die Sträflinge, welche oft zu vieljähriger Einkerkerung verurtheilt werden, die Verpflegungskosten bezahlen müssen. Auf solche Art sind die Landgerichte für ihre Besitzer eine große Last geworden, und es ist wohl nicht zu verwundern, wenn ihre Thätigkeit in der Einbringung der Verbrecher nicht mehr der Vorzeit gleicht. — Die Adeligen — vorzüglich also die Stände — unterstanden einst auch in peinlichen Gegenständen ihrem besonderen Gerichte und nur erst nach erhobenem Verbrechen und erfolgter Adelsentsetzung, wurden sie dem Landgerichte zur Aburtheilung übergeben. Kaiser Joseph der Zweite hob dieses Vorrecht auf, und der Adelige ist jetzt in Gefahr, auf eine Scheinangabe, seine Freiheit nach der Willkür eines Gerichtes zu verlieren, dem er bürgerlich nicht untersteht. Mehrere Landgerichte in der Steiermark werden von Magistraten — deren einige sogar municipal sind — verwaltet. Es sind jetzt alle Adeligen und Honoratioren des Landes der peinlichen Gerichtsbarkeit des Grazer Magistrats unterworfen, der Adelige verlor also das heilige Recht von seines Gleichen gerichtet zu werden.

Von den Werbbezirken.

Die Eintheilung der Steiermark in 228 Werbbezirke und 2595 Gemeinden ist eine Erscheinung der neueren Zeiten. Da die Dominien in diesem Lande nur selten vereinigt auf einem Platze — sondern meistens in weiter Zerstreuung und Vermischung mit anderen — ihre Unterthanen besitzen, so war das alte Recrutirungssystem, wo die Köpfe nach Grundherrschaften veranschlagt wurden, sehr mangelhaft und dem Zwecke nicht entsprechend. Man führte demnach ein neues Conscriptionssystem ein, ernannte die Verwaltungsämter mehrerer Dominien und Magistrate zu Bezirkscommissären und vertheilte das Land unter ihre Aufsicht nach Pfarren und Gemeinden. Dies ist der erste Ursprung der Bezirksverwaltungen; da aber zu gleicher Zeit der Wirkungskreis der Kreisämter erweitert ward, und so viele neue politische Anordnungen erschienen, so bedurften die ersteren zur Vollziehung der letzteren untergeordneter, ausübender Behörden, wozu die Bezirkscommissariate erwählt wurden. Diese sind nun die erste politische Instanz — das unmittelbar auf den Landesinsassen wirkende Organ der Kreisämter geworden, und ihr Wirkungsvermögen erhielt erst neuerlich durch die über schwere Polizeiverbrechen erflossenen Strafgesetze einen beträchtlichen Zuwachs.

Es ist wohl nicht zu verkennen, daß die Errichtung der Bezirkscommissariate für die Ausübung der politischen Gesetze ebenso zweckmäßig als nothwendig war; allein es ist auch ebenso wahr, daß hierdurch der Unterthan von seiner Grundherrschaft gleichsam abgerissen, einer fremden Gerichtsbarkeit unterworfen, und der Besitzer einer Bezirksherrschaft mit einer neuen, schweren Bürde belastet ward, indem er die Kosten der Bezirksverwaltung ganz allein zu tragen hat, und es geschehen lassen muß, daß

seine Beamten wenigstens zwei Dritttheile ihrer Geschäftsstunden den Bezirksarbeiten weihen und nicht selten das grundherrliche Interesse desjenigen darüber versäumen, von dem sie den Gehalt beziehen. Diese neue Last so vieler — ja fast aller — größeren Dominien, von welchen unsere Vorfahren gar keine Ahnung hatten, scheint leider sehr wenig beherzigt zu werden, und doch ist sie sehr drückend, denn dort, wo einst zwei Beamte genügten, müssen jetzt der Bezirksgeschäfte wegen, deren vier und fünf angestellt werden, und diese fordern — eben ob der Vollziehung dieser Geschäfte — einen weit höheren Gehalt.

Von der ersten Landesbesteuerung.

Vom achten bis in das sechszehnte Jahrhundert gab es in der Steiermark keine Grundbesteuerung. Der Unterthan entrichtete von seiner Miethhube die bedungenen Abgaben an den Grundherrn, und dieser leistete in Kriegszeiten dem Landesfürsten die Heeresfolge mit einer Anzahl Reisiger, welche nach der Größe seiner Besitzungen bemessen war, und die er selbst ausrüsten und ernähren mußte. Noch in dem Innsbrucker Libell vom 24. Mai 1518 ist das Statut enthalten, daß von 200 Pfund Geldes Herren Gült Ein Reisiger und zwei Fußknechte zu stellen seien, und Niemand ohne besondere Noth davon ausgeschlossen werden soll. Wem also zum Beispiele sein Gut 1000 Pfund oder Gulden Dominical- und Urbarialnutzung gewährte, der mußte fünf Reiter und zehn Fußknechte stellen. Diese Reisigen waren aber mehrentheils freigeworbene Krieger; der Landmann blieb bei seinem Pfluge, und nur in großen Landesnöthen, wo das Vaterland in Gefahr war, mußte auch er die Hippe mit dem Streitkolben vertauschen. — Ein

besonderes Verdienst um den Regenten und das Vaterland war es, wenn der adelige Dynaste mit einer größeren Anzahl Reisigen erschien, als ihm nach seiner Veranschlagung die Pflicht gebot und gewöhnlich war dies der Probestein seiner Liebe und Ergebenheit für den Landesfürsten. „Wachsen jetzt in der Steiermark die Menschen wie die Pilze?" rief der Böhme Ottokar, als er sah, daß der steiermärkische Adel so große Kriegerschaaren dem Löwen von Habsburg zugeführt hatte. — Die Stände besaßen zwar schon früher ein Domesticum zu ihrer beliebigen gemeinnützigen Verwendung, allein wenn die Herzoge von ihnen eine Geldunterstützung verlangten, mußten sie dieselben hierum ersuchen, und die alten Urkunden zeigen uns, daß dieses oft wegen jetzt gering scheinender Gegenstände — allenfalls wegen Anschaffung neuer Kleider für die herzogliche Familie — geschah.

Kaiser Ferdinand der Erste hatte durch seine Gemahlin Anna, die eine Schwester des bei Mohatsch im Jahre 1526 kinderlos gebliebenen Königs war, Ungarn mit der österreichischen Monarchie vereinigt, und diese kam nun in eine Grenzberührung mit jenen fürchterlichen Osmanen, die im Jahre 1453 mit Constantinopels Eroberung das orientalische Kaiserthum vernichtet hatten und nun die ganze Christenheit zu verschlingen drohten. Ferdinand erbte mit der ungarischen Krone auch die Fortsetzung des Krieges gegen die Türken, deren Beherrscher, Soleimann der Erste, sich des Johann von Zapolja annahm, der sich in Ungarn zu Ferdinands Gegenkönig aufgeworfen hatte. Die Behauptung des neuen Erbes von Ungarn kostete viel des deutschen Blutes, und auch die arme Steiermark mußte — gleich den übrigen Provinzen — mehrere verheerende Einfälle der grausamen Söhne Muhameds erdulden.

Dem Erbfeinde eine hinlängliche Macht entgegen zu stellen, die Grenzen gegen seine Einfälle zu bewahren und neue

Festungen zu erbauen, war ein dringendes Bedürfniß jener Zeiten geworden. Hierzu bedurfte man Geld, und um dieses zu verschaffen, eine nie mehr versiegende Hilfsquelle zu haben, entstand zuerst die Idee einer bleibenden Grundbesteuerung. Im Jahre 1542 schritten Steiermarks Stände zu derselben Ausführung, wozu sie eine Art von Fassion erwählten. Jedes Dominium mußte die Capitalsschätzung aller von seinen Unterthanen besessenen Gründe und des bei diesen befindlichen Viehes an die Stände einreichen. Von der Viehschätzung ward sodann der sechste Theil freigelassen, die übrigen fünf Sechstheile aber wurden zu der Grundschätzung hinzugeschlagen und sonach bestimmt, daß von dieser vereinten Capitals-, Grund- und Viehschätzung der sechszigste Theil als jährliche Grundsteuer bezahlt werden müsse. Die Veranschlagung oder Schätzung geschah nach Pfunden, Pfennigen, Schillingen und einzelnen Pfennigen, und ein solches Pfund bezeichnete einen Gulden.

Ein Beispiel dürfte das System, welches unsere Vorfahren bei dieser ersten Grundbesteuerung befolgten, anschaulicher darstellen.

Hans Absenger, ein Stift Admont'scher Unterthan schätzte

seinen Grund	pr.	80	Pfd.
2 Rosse	„	8	„
2 Ochsen	„	5	„
3 Kühe	„	3	„
2 Kälber	„	1	„
8 Schweinchen	„	1	„
Summa . .		98	Pfd.
Da aber die Viehschätzung 18 Pfund beträgt, und hiervon der sechste Theil freigelassen wird, so kommen abzuziehen		3	„
Bleiben also zu veranschlagen . .		95	Pfd.

Hievon der sechzigste Theil zur jährlichen Grundsteuer angenommen, macht 1 Pfd. 4 Schillinge 20 Pfennige.

Dies ist der Ursprung der noch jetzt bestehenden Grundsteuer nach Rusticalpfunden, von denen diejenigen, die von der Grundschätzung bezahlt werden, trockene Pfunde, die aber von der Viehschätzung bezahlten, schwere Pfunde genannt werden. Der Grundsatz — nebst dem Grunde — auch das Vieh zu schätzen und zu veranschlagen, mußte nothwendig für die Gebirgsbewohner, deren Subsistenz vorzüglich auf der Viehzucht beruht, die Folge haben, daß sie mehr mit sogenannten schweren Pfunden belegt wurden als die Bewohner der Ebenen.

Auch die Dominien legten bei dieser ersten Steuerveranschlagung vom Jahre 1542 die Schätzungen ihrer Dominicalgründe ein; nur genossen sie den Vortheil, daß nicht der sechzigste, sondern nur der hundertste Theil des Capitalwerthes als jährliche Grundsteuer veranschlagt ward. In Rücksicht ihrer Urbarialbezüge, wurde die neue Rusticalpfundbelegung zum Veranschlagungsmaßstabe genommen, also zwar, daß wenn die Unterthanen eines Dominiums jährlich 100 Pfund an Rusticale zu bezahlen veranschlagt würden, das Dominium für seine von diesen Unterthanen beziehenden Urbarialeindienungen 25 Pfund bezahlen mußte. Es ward also vorausgesetzt, daß der Unterthan eben soviel an den Grundherrn, als an den Staat entrichte, und auf die Verschiedenheit der höheren Urbarialeindienungen ward keine Rücksicht genommen; daher auch bis in die neuesten Zeiten der Werth einer Herrschaft nach der Anzahl der Rusticalpfunde beurtheilt worden ist.

Nach der ersten Veranschlagung kam die Steiermark in eine jährliche Steuerbelegung von 81.898 Pfd. 3 Schillinge, oder 81.898 fl. 22$^{1}/_{2}$ kr.; doch dieser einfache Anschlag bestand nur bis zum Jahre 1551. Von diesem Jahre bis 1594

mußten Dominien und Unterthanen bereits das Doppelte — von 1595 bis 1752 aber das Vierfache, nämlich jährlich 323.474 fl. 15 kr. bezahlen. Nebst dieser gewöhnlichen Steuer wurde aber auch, nach den von Jahr zu Jahr eingelangten, und von den Ständen bewilligten Postulaten, nach den Staatsbedürfnissen mehrere außerordentliche Nebenabgaben gefordert, die dann verursachten, daß das Pfundgeld oft fünf-, sechs- und siebenfach, ja wohl auch neun- bis eilffach erhöht werden mußte. — Im Jahre 1748 verordnete Maria Theresia in der Steiermark eine neue Rectification der Steuern, welche jedoch erst im Jahre 1752 zur Ausführung gelangte. Bei diesem Operate wurde jedoch die alte Pfundbelegung nicht verbessert, sondern nur festgesetzt, daß mit Hinzuschlagung aller damaligen Nebensteuern, das Pfund durch sechs Jahre $10^3/_4$fach belegt bleiben — folglich der Unterthan, welcher im Jahre 1542 ein Pfund — das heißt einen Gulden — bezahlte, künftig 10 fl. 45 kr. bezahlen solle. Die Dominien hingegen mußten sowohl den Ertrag ihrer Dominicalgründe, als auch alle ihre Urbarialbezüge von den Unterthanen neu fatiren und specifisch ausweisen; welche sodann — nach den vom Hofe bestätigten Preisen — in das Geld geschlagen und mit einer Dominicalsteuer von 25 Procent belegt wurden; wobei jedoch bei einigen Urbarialbezügen ein Drittel oder ein Viertel außer Anschlag blieb. Auch diese 25procentige Dominicalbelegung ward nur auf sechs Jahre festgesetzt, wie es der von der Kaiserin Maria Theresia eigenhändig unterschriebene Originalreceß d. d. 30. Juni 1753 erweiset. Allein diese Dominical- und Rusticalbelegung besteht noch gegenwärtig; noch jetzt ist jener Receß die Grundlage der Besteuerung. — Die Rectification vom Jahre 1748 — deren Folge dieser Receß ist — nahm also nur eine Revision der alten Pfundbelegung, mit einigen Ab- und Zu-

schreibungen vor. Auf solche Art geschah es denn, daß nun die Steiermark mit 81.342 Rusticalpfunden belegt ist, wovon die $10^3/_4$fache Contribution 874.983 fl. 33 kr. beträgt, und daß die Dominien von dem erhobenen Ertrag ihrer Meiergründe und Urbarialbezüge pr. 903.410 fl. 33 kr. an 25 procentiger Dominicalcontribution 229.123 fl. bezahlen. Die ganze ordinäre Rustical- und Dominicalcontribution der Steiermark beträgt also gegenwärtig jährlich 1,104.106 fl. 33 kr.

Die zur Zeit der letzten Rectification von den Dominien eingereichten und von der Stelle buchhalterisch adjustirten Urbarien dienen jetzt zum Beweise der grundherrlichen Forderungen an die Unterthanen. In diesen rectificirten Urbarien erscheinen auch die sogenannten approbirten Meiergründe, worunter solche Gründe verstanden werden, die im Jahre 1542 von den Dominien noch selbst genossen und erst in der Zwischenzeit bis 1749 zerstückt, und entweder auf Rücklösung oder auf ewig, hintangegeben wurden. Viele Gründe dieser Art, wo der ehemalige unmittelbare Besitz nicht hinlänglich erprobt werden konnte, wurden bei der besagten letzten Rectification in Rusticalgründe verwandelt, und von der darauf ruhenden Steuer nahm man zwei Dritttheile für das Rusticale, und ein Dritttheil ward der Grundherrschaft belassen, welches sodann zu den Urbarialbezügen derselben gerechnet wurde. Von den Gründen hingegen, die als zerstückte Dominicalgründe anerkannt wurden, ward die zwischen dem Dominium und dem Unterthan bedungene Dominicalabgabe zu den Urbarialbezügen gerechnet und nur mit diesen zu 25 Procent besteuert. Diese von den Dominien einst unmittelbar besessenen, späterhin aber zerstückten und veräußerten Gründe werden Dominicalgründe genannt, sind mit keinem Rusticalpfundgelde belegt, zahlen keine unmittelbare landesfürstliche Steuer, sondern nur das Dominium bezieht die

bedungenen Dominicalabgaben und entrichtet hiervon 25 Procent an den Staat. Zu den Dominicalgründen dieser Art gehören in der Steiermark auch fast alle Weingärten, die unter dem Namen Bergrechte erscheinen. Diese waren einst mit Gesträuchen bedeckte Hügel, welche die Dominien an einzelne Parteien stückweise zur Anpflanzung der Weinstöcke hingaben, und sich die jährliche Entrichtung einer gewissen Quantität Weines, als eine Naturalabgabe, Bergrecht genannt, vorbehielten. Es gibt zwar in der Steiermark auch mit Rusticale belegte Weingärten; allein die sind nur dadurch entstanden, daß ein bereits mit Rusticale belegtes Grundstück in einen Weingarten späterhin verwandelt ward.

Es gibt demnach in der Steiermark Rusticalgründe, das heißt solche, die mit einem Pfundgelde belegt sind; — Dominicalgründe, das heißt solche, die entweder von den Dominien noch selbst genossen werden, oder als solche erwiesener Maßen, gegen Bedingung einer gewissen Abgabe veräußert wurden. Die zur Zeit der Rectification vom Jahre 1749 schon zerstückt gewesenen Dominicalgründe sind in den Urbarien enthalten; von denen aber, die nach dieser Rectification zerstückt wurden, hat das ständische Kataster keine Kenntniß, und sie kommen in diesem noch immer als ein unmittelbares Eigenthum der Dominien vor. Die Zahl der späteren Zerstückungen ist sehr groß, und nur wenige Dominien sind wie ehemals mit großen Meiereien versehen*). Endlich gibt es auch viele sogenannte Freihäuser, dann auch einzelne Aecker, Wiesen und Weingärten, die zu keinem Dominium gehören oder demselben unterstehen, in das ständische Kataster unmittelbar eindienen,

*) Doch bei vielen zerstückten Dominicalgründen besitzen die Dominien das vorbehaltene Wiederlösungsrecht noch.

und — ebenso wie die Dominien — 24 Procent von dem rectificirten Ertrage dahin bezahlen.

Aus dem Angeführten ist demnach zu ersehen, wann und nach welchen Grundsätzen die erste fixe Grundsteuer in der Steiermark eingeführt ward.

Es wurde angeführt, daß Dominien und Unterthanen zusammen hieran jährlich 1,104.106 fl. 33 kr. zu entrichten haben. Diese ordinäre Grundsteuer dient jetzt der obersten Staatsverwaltung zum Veranschlagungsmaßstabe aller außerordentlichen Anlagen, in soweit sie auf Grund und Boden umlegt werden. Aus der Josephinischen Steuerregulirung ist die Ueberzeugung hervorgegangen, daß die Steiermark im Verhältniß zu der Grundbesteuerung der übrigen Erbstaaten, jährlich um 99.000 fl. zu viel bezahle, daß also ihre ordinäre Contribution rechtmäßig nur 1,005.106 fl. 33 kr. betragen sollte. Diese Ueberbürdung ist für die Provinz um so drückender, als, wie gesagt, die ordinäre Contribution zum Veranschlagungsmaßstab aller außerordentlichen Grundbesteuerungen dient, und letztere nun bis zur höchsten Unerschwinglichkeit für den Contribuenten gesteigert worden sind. Wollte man berechnen, was die Steiermark durch diese Ueberbürdung, seit der letzten Rectification vom Jahre 1752 bis zur Gegenwart, unrechtmäßig zu viel bezahlte, so würde dies keine kleine Zahl von Millionen ausmachen. Die sonderbare Idee unserer Altvordern, bei der ersten Grundbesteuerung im Jahre 1542 auch das Vieh in Veranschlagung zu bringen, legte den Grund zur Ueberbürdung aller Gebirgsbewohner der Steiermark, deren Subsistenz schon damals, wie noch gegenwärtig, auf dem Viehstande beruhte. Die Rectification vom Jahre 1749 verbesserte die Gebrechen der alten sogenannten Pfundbelegung nicht. Die lange Zeit von mehr als dritthalb Jahrhunderten brachte viele

Veränderungen in dem einzelnen Besitzstande hervor, und die Ueberbürdungen stiegen in dem Grade bis zur Unerschwinglichkeit, als der Staat sich genöthigt sah, die Grundsteuer zu erhöhen. Zwei Uebel gingen also aus der fehlerhaften ersten Grundbesteuerung hervor: eine äußere Ueberbürdung in Bezug auf die übrigen Erbstaaten; eine innere Ueberbürdung, in Bezug auf die höhere Besteuerung der Gebirgsbewohner als jener der Ebenen. Wer mit der Steiermark nur einigermaßen bekannt ist, dem wird zum Beweise des letzteren Satzes genügen zu vernehmen, daß der gebirgige Judenburger Kreis, mit seinem rauhen Klima, höher mit Rusticalpfunden belegt ist, als der große und fruchtbare Grazer Kreis; denn ersterer zahlt hieran jährlich 232.656 fl. 58 kr., letzterer nur 229.374 fl. 17 kr.

Hier ist auch der Platz etwas von der Steuerregulirung zu erwähnen, die im Jahre 1785 von Kaiser Joseph dem Zweiten unternommen, nach dessen Tode aber wieder aufgehoben ward.

Da der österreichische Staatskörper sich nur allgemach vergrößerte, und daher dessen einzelne Provinzen in ihrer Verfassung und Besteuerung sehr verschieden sind, so faßte jener thätige Monarch die kühne Idee, unter ihnen — selbst Ungarn nicht ausgenommen — eine vollkommene Gleichheit herzustellen und die so verschiedenen Abgaben in eine einfache, über alle Provinzen sich gleich verbreitende Grundsteuer zu verwandeln. Zur Erreichung dieses Zweckes ward die Steuerregulirung unternommen. Aller fruchtbringende Grund und Boden wurde nach Jochen zu 1600 Quadratklafter ausgemessen, und der Geldwerth des Bruttoertrages der Gründe nach diesen Jochen durch controlirte Fassionen erhoben. Nach dieser Erhebung zeigte sich ein jährlicher Grundertrag:

des Grazer Kreises zu . . .	2,974.510	fl.	$55^{2}/_{4}$ kr.
des Judenburger Kreises zu . .	1,351.900	„	5 „
des Brucker Kreises zu . . .	603.042	„	37 „
des Marburger Kreises zu . .	1,779.366	„	$19^{2}/_{4}$ „
des Cillier Kreises zu	1,390.634	„	$31^{3}/_{4}$ „
Summa . .	8,099.454	fl.	$28^{3}/_{4}$ kr.

Der auf solche Art erhobene Bruttoertrag ward — mit Aufhebung alles Unterschiedes zwischen Dominical- und Rusticalgründen — zur Grundlage der landesfürstlichen Steuerbelegung genommen, und mit Rücksicht auf die größern oder minderen Bearbeitungs- und Einbringungskosten festgesetzt, daß von Aeckern, Teichen und Weingärten der fatirte Erträgnißgulden jährlich $6^{3}/_{8}$ kr. — von Wiesen, dann mit Wiesen verglichenen Teichen und Gärten $10^{3}/_{4}$ kr. — von Hutweiden, Gestrüppen und Waldungen $12^{3}/_{4}$ kr. und von Seen und Flüssen $6^{3}/_{8}$ kr. an landesfürstlicher Grundsteuer zu bezahlen habe.

Es ist wohl nicht zu widersprechen, daß die Einführung einer gleichen Besteuerung aller Provinzen Oesterreichs um so mehr eine große Wohlthat für die Monarchie gewesen wäre, als die alten Grundsteuerbelegungen — wie es besonders in der Steiermark der Fall ist — durch einen Zeitraum von Jahrhunderten sehr mangelhaft geworden sind. Eben so wenig läßt sich gegen die bei der Steuerregulirung angenommenen Hauptgrundsätze der Erhebung des Flächeninhalts und des Ertrages der Gründe etwas einwenden; nur hätte man sich auf die bessere Vertheilung der landesfürstlichen Grundsteuer beschränken, und nicht zugleich das heilige auf alte Verträge sich gründende Eigenthumsrecht der Dominien durch die Aufstellung des Grundsatzes erschüttern sollen, daß der Unterthan für alle auf seinem Grunde haftenden Urbarialgaben nur $17^{2}/_{3}$ Procent des Bruttobetrages zu entrichten, und das

Dominium das, was es mehr zu fordern hat, zu verlieren habe. Dieses harte Gesetz zwang alle Güterbesitzer der Monarchie, ihre Stimme gegen die Steuerregulirung zu erheben; allein obschon es ihnen auch gelang, ihre Aufhebung zu bewirken, so mußte doch in der Steiermark — wegen der so großen Mißverhältnisse in der alten Pfundbelegung — bei mehreren neuen Staatsanlagen zu ihr die Zuflucht genommen werden, und wenn gleich ihre Mängel — ihre unvollendete Ausbildung nicht geläugnet werden können, so gab sie doch den praktischen Beweis, daß sie einen viel besseren und billigeren Veranschlagungsmaßstab denn jene gewähre.

Je mehr ein Staat genöthigt ist, seine öffentlichen Anlagen zu vermehren, desto dringender ist die Nothwendigkeit eines guten und richtigen Veranschlagungsmaßstabes; denn nur durch ihn kann — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — die positive Contributionsunvermögenheit einzelner Contribuenten wenigstens verschoben, wenn auch nicht abgewendet werden. Viel besser wäre es also gewesen, wenn man die Josephinische Steuerregulirung nicht gänzlich aufgehoben, sondern sie verbessert, vollendet, und nach humaneren Grundsätzen zur Veranschlagung der Grundsteuer angewendet hätte. Die Steiermark würde schon lange von der relativen Ueberbürdung der 99.000 fl. und aller darauf begründeten außerordentlichen Anlagen befreit sein. Man hätte eine genügende Zeit gehabt, die Steuerregulirung zur besseren Veranschlagung des Rusticalpfundgeldes zu benützen, und man wäre nicht genöthigt gewesen, in der jetzigen Zeit der Bedrängniß zu mangelhaften Nothbehelfen eine gezwungene Zuflucht zu nehmen.

Da man sich endlich überzeugen mußte, daß die alte Pfundbelegung für die Veranschlagung so vieler außerordentlichen Grundsteuern schlechterdings unbrauchbar sei, so schritt

man zu dem Aushilfsmittel, sie nach der Josephinischen Steuer-regulirung zu veranschlagen, und da diese nach Bezirken und Gemeinden bearbeitet ist, so ward ihre Einbringung den Bezirkscommissären übertragen, indeß die Einhebung der ordinären Contribution und der ständischen Domesticalgefälle noch bei den Dominien verblieb.

Hieraus mußten nothwendig neue Inconvenienzen hervorgehen. Die oberste Staatsverwaltung benützt noch immer jene alte Rustical- und Dominicalveranschlagung trotz ihres anerkannten Uebermaßes von 99.000 fl., bei Veranschlagung der Generalprocente; die Umlegung der letzteren auf den einzelnen Contribuenten geschieht hingegen im Lande nach dem Josephinischen Steuergulden, folglich nach einem ganz anderen Maßstabe. Der Unterthan ist zu zwei Behörden steuerpflichtig geworden, und indeß die Bezirkscommissäre, von den Kreisämtern gespornt, die außerordentlichen Anlagen mit aller Strenge eintreiben, wird es den Dominien unmöglich gemacht, die ordinäre Contribution und die ständischen Domesticalgefälle einzubringen. Man nöthigt die Dominicalunterthanen, einen beträchtlichen Theil der Steuern zu übernehmen, welche, nach der noch bestehenden Landesverfassung und nach der Bemessung der obersten Staatsverwaltung, den Rusticalunterthan betreffen, und dieser leistet hingegen dem Dominicalunterthan keinen Beistand in Tragung der Lasten, die nach der Landesverfassung ihn betreffen, welches besonders in Rücksicht des Weinaufschlages der Fall ist, den die Weinerzeuger, meist Dominicalisten, allein bezahlen müssen. Wenn das alte Pfundgeld zur Veranschlagung der außerordentlichen Grundsteuer als unbrauchbar befunden ward, so ist kein genügender Grund vorhanden, es noch für die ordinäre Contribution brauchbar zu finden, weil gleiche Ursachen gleiche Wirkungen haben müssen. Dringend nothwendig

ist es, die Einbringung aller Grundsteuern entweder den Bezirkscommissariaten oder den Dominien allein zuzuwenden. Das erstere trennt den Unterthan von seinem Grundherrn, gibt ihn der Willkür einer fremden Obrigkeit preis, die kein Interesse hat, sich um seinen Wohlstand und die Erhaltung seiner Steuerfähigkeit zu bekümmern, zerstört die uralte geheiligte Landesverfassung. Das zweite kann nur geschehen, wenn die Josephinische Steuerregulirung benützt wird, die Rusticalgrundsteuer dominienweise neu umzulegen. Dieses letztere könnte so leicht und in so kurzer Zeit und mit so wenig Weitläufigkeit geschehen; allein Vorurtheile und Verschiedenheit der Privatinteressen, verhindern so manches Gute hiernieden!

Von den landesfürstlichen Städten und Märkten.

Es sind in der Steiermark sechszehn landesfürstliche und vier municipale Städte, zwanzig landesfürstliche und sieben und siebenzig municipale Märkte.

Municipal werden diejenigen genannt, welche zu einem Dominium, so wie andere Unterthanen, dienstbar, und nicht selten sogar mit Rusticalpfunden belegt sind. Die landesfürstlichen Städte und Märkte hingegen unterstehen keinem Dominium, haben ihre eigene Gerichtsbarkeit und zahlen ihre Steuer unmittelbar in das ständische Generaleinnehmeramt wie die Dominien.

Es ist nicht zu zweifeln, daß einst alle Städte und Märkte in der Steiermark municipal waren; als aber der Handel und der bürgerliche Gewerbfleiß zunahmen, erhob sich der Bürgerstand, als eine neue, vierte Menschengattung, zu einem gewissen Grade von Wohlstand und Unabhängigkeit, und so ge-

lang es, von den Landesfürsten begünstigt, mehreren Städten und Märkten sich ihrer ehemaligen Herren zu entledigen, und unmittelbar landesfürstlich mit eigener Gerichtsbarkeit zu werden. Die Steuer, welche die landesfürstlichen Städte und Märkte bezahlen, ward im Jahre 1756 von einem gewissen Hofcommissär Schlee regulirt; sie gehört weder zu der oben angeführten Dominical- noch Rusticalcontribution; sie beträgt jährlich ein unsteigerliches Quantum von 39.759 fl. 28 kr., und ward von Maria Theresia dem Domesticum der Stände überlassen. Hier kommt noch zu bemerken, daß in landesfürstlichen Städten und Märkten nicht immer alle Häuser landesfürstlich — das heißt magistratlich — sind. Es gibt darin oft landschaftliche Freihäuser oder solche, die zu Dominien dienstbar sind. Selbst in der Hauptstadt Graz gibt es deren sehr viele, und einige sind sogar mit einem Rusticalpfundgelde belegt; weil sie auf Rusticalgründen erbaut worden sind.

Von den Landesschulden.

Die vielen und oft nicht glücklichen Kriege, welche Oesterreich durch so viele Jahre, fast ohne Unterbrechung, geführt hat, mußten unvermeidlich die Finanzen des Staates erschöpfen, und seine Schuldenlast vermehren. Auch die Steiermark theilt hierin ein gleiches Schicksal mit den übrigen deutschen Provinzen der Monarchie. Für alle auf dem Lande ruhenden Schulden, denen die Steiermark zur Hypothek dient, sind die Stände im Namen ihres Vaterlandes die Garanten, und die in ihren Namen ausgefertigten Schuldbriefe sind von dem Landeshauptmann, den sechs ständischen Verordneten, dem ständischen Generaleinnehmer und dem Buchhalter unterfertigt. Die Anlage

aller Darlehen dieser Art geschah und geschieht zu den ständischen Cassen; bei ihnen werden auch die Interessen erhoben und die Capitalszahlungen geleistet, welche jedoch seit geraumer Zeit sehr beschränkt durch höhere Befehle sind, wodurch der Werth der ständischen Obligationen gesunken ist.

Diese sogenannten landschaftlichen Schuldbriefe sind entweder ärarial oder domestical. Aerarial werden diejenigen Schuldbriefe genannt, wobei der Staat aus den Händen der Stände das Anlehen erhielt, und die letzteren nur im Namen des ersteren, unter der Hypothek des Landes, die Obligation an die Partei, welche bei ihnen das Geld erlegte, ausfertigten. Obschon also auch in diesen Obligationen nur die Stände als Schuldner erscheinen, so ist doch hingegen der Staat ein Schuldner der Stände, die alle diese Capitalsbeträge an das höchste Aerarium, das ist an die Staatsschuldencasse, abführten. Von dieser Staatsschuldencasse empfangen sie dann auch wieder die Summen zur halbjährigen Bezahlung der Interessen, und allenfalls auch zu Capitalszurückzahlungen; und da die Stände unter ihrem Namen die Aerarialobligationen ausfertigten, so bedeckt sie der Staat hingegen mit besondern Schuldverschreibungen, die gewöhnlich, wenn die eingegangenen Darlehensbeträge eine Summe von hundert und mehreren tausend Gulden erreichen, mit der eigenhändigen Unterschrift des Monarchen ausgefertigt werden. Soviel also die Summe der von den Ständen ausgefertigten Aerarialschuldbriefe beträgt — eben so viel beträgt auch die Summe aller landesfürstlichen Schuldverschreibungen, die bei den Ständen depositirt sind, und zu ihrer Gegenhypothek dienen. — Mit dem Anfange des Militärjahres 1810 betrug die noch gegenwärtig nicht verminderte Totalsumme der auf der Steiermark ruhenden Aerarialschulden an Schuldbriefen:

mit 5procentiger Verzinsung . .	4,023.348	fl.	$38^3/_4$ kr.
mit $4^1/_2$procentiger Verzinsung .	27.102	„	— „
mit 4procentiger Verzinsung . .	7,985.491	„	27 „
mit $3^1/_2$procentiger Verzinsung . .	2,013.675	„	42 „
zusammen . .	14,049.617	fl.	$07^3/_4$ kr.

Die Domesticalschuldbriefe beziehen sich auf Schulden, welche die Stände mit Hofbewilligung für sich selbst, auf ihr Domesticum gemacht haben. Vermöge mehrerer zwischen ihnen und den Landesfürsten abgeschlossenen Recessen, übernahmen die Stände öfters Aerarialschulden des Staates als Selbstzahler und dafür wurden ihnen entweder einige schon bestehende Staatsgefälle überlassen, oder die Erlaubniß ertheilt, neue Landesanlagen zu machen, um die Bedeckung zu erhalten. Um nun die übernommenen Aerarialschulden bezahlen zu können, nahmen sie Gelder auf ihr Domesticum auf, welches auch zuweilen aus gemeinnützigen Zwecken: als zum Beispiele zur Anlegung neuer Straßen oder bei Feindesinvasionen, zur Bestreitung der Contributionen und Requisitionen geschah. — Da vor der letzten Feindesinvasion der Domesticalfond einigen Ueberschuß hatte, so wäre es möglich gewesen, die Domesticalschulden zu vermindern; allein bei dem allgemeinen Rückzahlungsverbote mußten die Stände ihren Ueberschuß dem Aerarium leihen, und leider haben die Unglücksfälle der letzteren Zeiten sie nicht nur um ihr Ersparniß gebracht, sondern noch für erhaltene Vorschüsse zu Schuldnern des Staates gemacht.

Mit dem Anfange des Militärjahres 1809 betrug die Totalsumme der Domesticalschulden:

mit 5procentiger Verzinsung . .	775.273	fl.	— kr.
mit 4procentiger Verzinsung . .	4,710.758	„	$16^1/_2$ „
mit $3^1/_2$procentiger Verzinsung . .	24.340	„	— „
zusammen . .	5,510.371	fl.	$16^1/_2$ kr.

Hierunter sind noch die zu 5 Procent verzinslichen Domesticalschulden, welche bei der letzten Feindesanwesenheit, durch die Ausschreibung zweier Zwangsdarlehen, gemacht wurden, nicht begriffen. Leider betragen dieselben nach der nun vollendeten Erhebung:

an 5procentigen Obligationen	8,624.715 fl.
an 4 „ „	34.915 „
zusammen also . .	8,659.630 fl.

Diese Landesschulden, für welche die Stände eigentlich nur Bürgschaft leisteten, haben noch keine Bedeckung, und können diese nur von der Gerechtigkeit und Milde unsers gütigen Landesvaters mit desto größerer Zuversicht hoffen, als die Steiermark im Jahre 1809 dem Feinde contractmäßig zu einer längeren Besetzung überlassen ward, und sie diese längeren Leiden zum Wohl der gesammten Monarchie ertragen mußte. Es ist also in der strengsten Billigkeit gegründet, daß auch die Gesammtheit der Erbstaaten beitrage, ihr die Nachwehen dieser Hinopferung zu erleichtern.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Interessen aller obenangeführten Aerarial- und Domesticalobligationen, seit der Erscheinung des neuen Finanzpatentes, nur mit der Hälfte der vorgeschriebenen Zinsen bezahlt werden.

Von den Geldeinflüssen in die ständischen Cassen.

Zwei Gattungen der Gefälle sind es, die jährlich in die Cassen der Stände fließen. Die einen gehören dem Staate, und sind nur als durchfließend zu betrachten — die andern sind dem Bedürfnisse des Domesticums der Stände gewidmet.

Die erste und einzige Steuer, welch die Stände nach der Landesverfassung receßmäßig einzuheben haben, ist die ordinäre Rustical- und Dominicalcontribution der Summe von 1,104.106 fl. 33 kr. von welcher schon oben gesprochen wurde. Hiervon haben sie jährlich in monatlichen Raten an die Kriegscasse 835.824 fl., an die Cameralschuldenfondscasse 264.176 fl., und endlich an die Bancalcasse 2294 fl. abzuführen.

Die Stände überhaupt müssen für die richtige Abfuhr dieser Beträge haften, die einzelnen Dominien hingegen sind verpflichtet, ihren bemessenen Antheil an der Rustical- und Dominicalcontribution vierteljährig zu der bestimmten ständischen Kreiscasse zu erlegen, und für ihre Unterthanen zu anticipiren.

Die Zwangsmittel zur Einbringung gegen die Dominien sind die Militärexecution, die Sequestration und zum Theil die Anrechnung von Strafinteressen.

Da die Stände die Grundsteuer einzuheben haben, so liegt ihnen auch ob, die außerordentlichen Steuern einzuheben, die nach derselben bemessen sind; ohne Unterschied, ob sie durch die Dominien oder Bezirke von den Contribuenten erhoben werden.

Weil die außerordentlichen Anlagen, nach dem Bedürfniß des Staates, fast mit jedem Jahre in ihrer Zahl, Benennung und Größe sich ändern; so gehört es nicht hierher, die in dem Laufe des gegenwärtigen Jahres bestehenden Anlagen specifisch anzuführen, weil sie nicht bleibend sind, und vielleicht schon im kommenden Jahre wieder in einer andern Gestalt erscheinen dürften.

Es gibt auch mehrere andere Steuern, die von den ständischen Cassen zwar eingehoben werden aber nicht auf Grund und Boden beruhen. Diese sind Fremdlinge, welche mit der ständischen Verfassung in keiner receßmäßigen Verbindung stehen, und deren Aufführung, da sie blos Erzeugnisse des Willens

der obersten Staatsverwaltung sind, nicht hierher gehört. Die Stände sind die Repräsentanten alles fruchtbringenden Grundes und Bodens der Provinz, und was sich also unmittelbar auf denselben bezieht, gehört in engerem Sinne zu ihrem Wirkungskreise.

Domesticalgefälle.

Die Stände haben gewisse Gefälle, welche in ihre Domesticalhauptcasse fließen, und von denen sie die Zinsen ihrer Domesticalschulden, die Gehalte ihrer Beamten und so manche andere Auslagen bestreiten, welche mittel- oder unmittelbar für die Provinz einen nützlichen Zweck haben. Da diese Gefälle bleibend sind und mit der Existenz der ständischen Verfassung in engster Verbindung stehen; so ist es dem Zwecke dieser Abhandlung angemessen, sie hier specifisch anzuführen. Diese Domesticalgefälle sind also:

1. Ein Anschlag auf das Dominicale und Rusticale. Vermöge dessen hat jedes Dominium von seiner rectificirten Grund- und Urbarialnutzung 1 Procent, und jeder Rusticalunterthan soviel als der achte Theil seiner ordinären, einfachen Pfundbelegung, folglich vom Pfunde $7\frac{1}{2}$ kr. an die Stände zu entrichten. Dies beträgt jährlich 19.329 fl.
2. Die Personalcontribution. Sie wird von den Beamten der Dominien und in der Stadt von den ausübenden Aerzten und Advocaten entrichtet. Sie erträgt zur Zeit jährlich bei 2171 fl.
3. Der unnobilitirte Zinsgulden. Alle Inhaber einer in das Landeskataster beansagten Dominicalrealität, die nicht Landstände sind, müssen diesen unnobilitirten

Zinsgulden mit 10 Procent von der rectificirten Dominicalnutzung bezahlen. Dieses Gefäll ergibt jährlich zur Zeit 8000 fl.

4. Das Mühllaufergeld. Jeder Besitzer einer Mühle muß jährlich für einen, an einem beständigen Wasser liegenden Laufer 2 fl., für einen an einem unbeständigen Wasser liegenden Laufer 1 fl. 30 kr., für eine Säge oder Stampfe 1 fl. und für eine Hausmühle 30 kr. bezahlen. Dieses Gefäll trug ehemals den Ständen jährlich nicht mehr als 6746 fl.; man hat jedoch eine neue Regulirung vorgenommen, wodurch mehrere hundert verschwiegene Mühlen in die Veranschlagung gezogen wurden. Durch dieses Operat, wobei keine Erhöhung der Anlage selbst geschah, ward dieses Gefäll auf einen jahrlichen Ertrag von 18.000 fl. gebracht.

5. Der Fleischaufschlag. Er war ursprünglich ein landesfürstliches Bancalgefäll, welches vermöge Recesses vom 1. November 1801 durch Tausch gegen Ueberlassung anderer Gefälle an die Stände gelangte. Nach dem Sinne des Urpatentes sollte eigentlich von jedem Pfunde Fleisch des im Lande geschlachteten Viehes 1 Kreuzer bezahlt werden; da jedoch die Erhebung zu beschwerlich wäre, so ist der Fleischaufschlag auf dem Lande den Dominien und Unterthanen gegen gewisse fixe Jahreszahlungen, die einst nach Verhältniß ihres Hausconsums bemessen wurden, überlassen. In den Städten und Märkten ist er meistens an die Fleischer verpachtet, und nur in der Hauptstadt Graz wird er durch ständische Beamte beschrieben und eingebracht. Der Ertrag dieses Gefälles gibt im Durchschnitte jährlich 122.726 fl.

6. Der Weinaufschlag vom inländischen Weine. Alle Jahre sind die Dominien verbunden, sowohl ihre eigene Weinernte, als auch die ihrer Unterthanen, zu beschreiben, und diese Consignationen an die Stände einzureichen. Auf die ganze Landeserzeugung zu Startinen von zehn Eimern gerechnet, werden sodann 123.000 fl. veranschlagt, und der ausfallende Divident wird den Dominien zur Einbringung und Abfuhr des Betrages bekannt gemacht. Der unwandelbare Jahresertrag dieses Gefälles besteht also in 123.000 fl.
7. Der Aufschlag von fremden Weinen. Von allen aus andern Provinzen zum Consum eingeführten Weinen wird für jeden Eimer 30 kr. Paßtaxe und 1 fl. Aufschlag bezahlt. Der jährliche Durchschnittsertrag ist beiläufig 32.000 fl.
8. Die Contribution der landesfürstlichen Städte und Märkte. Sie besteht in einer ungesteigerten Abgabe von jährlich 39.759 fl. 28 kr.
9. Die Contribution von Taz, Kucheleigengülten und Privatmauthen. Der Taz ist eine Art Zehent, den die Gastwirthe von Wein und Bier, wenn sie diese Getränke nach Maßen — das heißt in kleinen Theilen — veräußern, in Geld nach dem Preise bezahlen müssen, nach welchem sie das Getränk ausschenken. Es ist eigentlich die zehnte Maß, die dem Tazbesitzer abgelöst werden muß. Dieses Gefäll war ursprünglich landesfürstlich, und wurde unter und vom Kaiser Ferdinand dem Zweiten mit der Zusicherung an Private veräußert, daß es nie mit einer Steuer belegt werden sollte. Dennoch geschah diese Belegung im Jahre 1752 zur Zeit der Rectification, wo auch die Privatmauthen, welche einige Dominien und

Magistrate besitzen, und die Kucheleigengülten rectificirt wurden. Diese letzteren hatten einst die Verpflichtung, die herzogliche Küche mit ihren Naturalbedürfnissen zu versehen; da aber die Regenten nicht mehr in der Steiermark wohnten, kamen sie durch Verkauf an Private und wurden gleich anderen Gütern rectificirt. Ein gleiches Verhältniß besteht mit dem sogenannten Marchfutter Hafer, der in dem herzoglichen Rechte bestand, von den Unterthanen die Verpflegung der Hofpferde zu fordern. Auch dieser ist größtentheils an Privatdominien verkauft; doch besteht noch in Graz ein landesfürstliches Marchfutteramt. Die Contribution von obigen Gegenständen beträgt jährlich 23.364 fl. 28 kr.

10. Der Musikimposto. Wenn in Gasthäusern und andern öffentlichen Orten Musik gehalten wird; so ist der Unternehmer verpflichtet, für jeden Musikanten in der Hauptstadt 30 kr., auf dem Lande 15 kr. zu bezahlen. Die Beschreibung des Musikimposto, dessen Einbringung und Abfuhr an die ständischen Cassen geschieht durch die Bezirksherrschaften. Der Durchschnittsertrag dieses Gefälles ist jährlich 4000 fl.

11. Die Gültensumschreibungstaxen und der strafmäßige Zinsgulden. Jeder, der Besitzer einer landschaftlichen Realität wird, muß dieselbe im Gültenbuche der Stände auf seinen Namen umschreiben lassen. Dafür zahlt er 1 Procent von dem rectificatorischen Werthe der Realität. Wer das Ansuchen um diese Umschreibung unterläßt, verfällt in den Strafzinsgulden, der 20 Procent von dem rectificatorischen Ertrage der Realität ausmacht. An beiden Gefällen zusammen geht jährlich beiläufig ein 5000 fl.

12. Der Extraanschlag auf das Dominicale. Zur Bedeckung der Schulden, welche wegen Aufhebung der Steuerregulirung und im Jahre 1805 wegen der damaligen Feindesinvasion gemacht wurden, sind die Dominicalrealitäten zuerst mit 2 und dann mit 4 Procent belegt worden. Diese 4 Procent geben jährlich 40.141 fl. 12 kr.
13. Der Bieraufschlag. Alle Bräuer des Landes sind verpflichtet, einen Aufschlag von dem erzeugten Biere zu bezahlen. Dieser fließt zur Hälfte dem Bancalfonde, zur Hälfte den Ständen zu. Die ständische Hälfte gab bis jetzt jährlich 19.117 fl.
14. Der Rohitscher Sauerbrunnen. Das Tobelbad und der Rohitscher Sauerbrunnen sind unmittelbare Realitäten der Stände. Zur bessern Benützung des ersteren sind bereits die Einleitungen getroffen; der reine Ertrag des letzteren kann schon jetzt angenommen werden auf jährliche 6000 fl.
15. Die Strafinteressen, welche zu 10 Procent diejenigen Dominien bezahlen müssen, die bei der Pflicht auch für ihre Unterthanen zu anticipiren, die ordinäre Dominical- und Rusticalcontribution und den Fleischaufschlag nach den bestimmten Quartalen, sowie den Weinaufschlag nach den festgesetzten Fristen nicht abführen. Der Mittelertrag dieser Interessen bestand jährlich in 1851 fl.; doch hat die neue Executionsordnung, welche sogleich die Sequestrationen vorschreibt, den Ertrag dieses Gefälles vermindert.

Ständische Domesticalauslagen.

Von den hieroben specificirten Einflüssen hat die ständische Dominicalcasse folgende jährliche Auslagen zu bestreiten:

1. An die Militärakademie zu Neustadt für zwölf ständische Stiftsplätze 6560 fl.
2. Zu den Cameralbesoldungen für Kreishauptleute und Bannrichter 4692 fl. 30 kr.
3. Zum Studienfond für den Lehrer der Rechte als Beitrag 800 fl., und für das Gymnasium zu Cilli 500 fl.; zusammen 1300 fl.
4. Zum Militärquartierfonde als Beitrag 6000 fl.
5. Zum Polizeifonde als Beitrag 2000 fl.
6. Besoldungsbeitrag zur inneröfterreichischen Baudirection 2900 fl.
7. Zum Convict in Graz für fünf ständische Zöglinge 1500 fl.
8. Für Fleischaufschlagsregieauslagen 12.000 fl.
9. Für Feuer-, Wasser- und Wetterschadenvergütungen der Rusticalunterthanen. Für Feuer- und Wetterschaden geschehen ein-, zwei- auch dreijährige Steuervergütungen. Für bleibende Wasserschäden wird ein Capital bei dem ständischen Creditsfonde angelegt, dessen Zinsen dem verunglückten Unterthan zu Gute kommen. Hierzu sind bestimmt 14.000 fl.
10. Für Weinaufschlagsregieauslagen 3000 fl.
11. Für Rückvergütungen an Steuernachlässen 531 fl. 40 kr.
12. An Besoldungen, mit Einschluß des Protomedicus, aller Kreis- und Landphysiker, aller Kreischirurgen, des Lehrers der Veterinie, der Geburtshilfe, des Magister Sanitatis, des Geburtshelfers, des Vieharztes, des Professors der

Landwirthschaft, des Directors der ständischen Zeichnungs=akademie, des Bereiters, des italienischen und französischen Sprachmeisters, des Tanzmeisters, des Fechtmeisters ꝛc. 66.881 fl.

13. An Besoldungen ad personam 300 fl.
14. An Bestallungen 436 fl.
15. An Gnadengaben und Erziehungsbeiträgen für Dürftige 4000 fl.
16. An Pensionen und Aushilfleistungen 11.321 fl. 15 kr.
17. Für Diurnisten beiläufig 1800 fl.
18. Auf Reisekosten und Liefergelder beiläufig 1000 fl.
19. Für geistliche Deputate und fromme Anstalten 4956 fl. 30 kr.
20. Für ständische Gebäude und Reparationen beiläufig 7000 fl.
21. Für Kanzleierfordernisse, Beleuchtung und Postporto beiläufig 7000 fl.
22. Für Livreen und Monturen 670 fl.
23. An Beschälwesenskosten beiläufig 6000 fl.
24. Für Militärgetreidebehältnisse 2000 fl.
25. Für Quartiergelder 242 fl.
26. An Interessen für die ständischen Domesticalpassiven, jedoch ohne den Zwangsdarlehen vom Jahre 1809 — 231.797 fl. 49½ kr.
27. An zufälligen Auslagen und Anschaffungen beiläufig 10.000 fl.
28. An Besoldungen und anderen fixen Auslagen für das Joanneum 7400 fl.

Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß die ungünstigen Zeitverhältnisse der Gegenwart unvermeidlich bei mancher der bevorstehenden Ausgabsrubriken eine beträchtliche Vergrößerung hervorbringen mußten.

Gegenwärtige Verfassung der Stände.

Die Repräsentanten der Steiermark bestehen jetzt aus vier Classen von Staatsbürgern, die zusammen mit dem Namen der Stände bezeichnet werden. — Der Prälatenstand besteht aus den Bischöfen und infulirten Aebten, zu welchen in späterer Zeit die Dompröpste von Seckau und Leoben, die Pröpste und Stadtpfarrer von Graz und Bruck gesellt wurden. Zu diesem Stande gehörten ehemals auch die Aebtissinnen der weiblichen Abteien des Landes, welche den Landtagen persönlich beiwohnten. Der Herrenstand besteht aus den Fürsten, Grafen und Freiherren. Der Ritterstand aus den Rittern, die den zweiten Grad des Adels als Reichs- oder Erbländische Ritter besitzen. Zu diesen sogenannten drei oberen Ständen, die einst allein die Landtage besuchten, bei welchen nur ein einziger städtischer Marschall erschien, wurden auch im Jahre 1791 bei der Reorganisirung der Stände, ein Verordneter, und von jedem der fünf Landeskreise zwei Deputirte der landesfürstlichen Städte und Märkte beigefügt. Der Bürgerstand hat also jetzt einen Verordneten und zehn Deputirte, welche letztere jedoch vor jedem Landtage dem Landeshauptmann ihre Vollmachten vorzeigen müssen.

Niemand der drei oberen Stände darf die Landtage besuchen, der nicht Landstand ist. Die Prälaten müssen bei dem Antritte ihrer geistlichen Würde erst Landstände werden. Bei dem Herren- und Ritterstande ist die Landmannschaft erblich für die männlichen Nachkommen, die jedoch erst nach erreichter Volljährigkeit die Landtage besuchen dürfen. Die Nachkommen der Landstände können die Landtage besuchen, wenn sie auch nicht begütert sind. Jeder Besitzer einer landschaftlichen Realität der nicht Landstand ist — wäre er auch ein Fürst — muß

den unnobilitirten Zinsgulden bezahlen. Einst war es genug 50 Pfund Herrengült zu besitzen, oder 10.000 fl. bei dem Domesticum der Stände anliegen zu haben — selbst Unadelige wurden zugelassen — jetzt bestehen zwar jene Bedingungen zur Erhaltung der Landmannschaft noch; allein Maria Theresia hat die zweite Bedingung des ritterlichen Adels beigefügt. Durch dieses noch bestehende Gesetz ist die Erhaltung der Landmannschaft erschwert, und da andererseits das Recht, vermöge dessen ein Landstand eine von einem Nichtlandstand erkaufte ständische Realität, gegen Rückerstattung des dafür bezahlten Kaufschillings, binnen Jahresfrist an sich lösen konnte, von Joseph dem Zweiten aufgehoben ward, so sind jetzt viele Güter und Herrschaften in die Hände reicher Bürger, Weinhändler und Pächter gerathen, welche die Landtage nicht besuchen dürfen. Dies ist der ständischen Verfassung und dem Geiste ihrer Bestimmung um so mehr entgegen, da der Bauernstand in den Landtagen keinen andern Repräsentanten als die Grundherren hat, deren Pflicht es ist — nicht nur für sich — sondern noch mehr für das Wohl ihrer Unterthanen besorgt zu sein. — Ueber jeden, der mit den vorgeschriebenen Eigenschaften versehen, die Landmannschaft ansucht, wird die Ballotage vorgenommen. Die Mehrzahl der weißen Kugeln entscheidet seine Aufnahme — die der schwarzen seine Verwerfung. Für die Aufnahme und Ausfertigung des Diplomes, welches von dem Landeshauptmanne und den Verordneten aller vier Stände gefertigt wird, sind Taxen zu bezahlen, wovon dem Landmarschalle 450 fl. und dem ersten Secretär der Stände 225 fl. zukommen. Wenn ein Landstand das erste Mal den Landtag besucht, so hat er das Versprechen der Treue, Ergebenheit und der Beförderung des Besten des Landes und der Stände dem Landeshauptmann abzulegen. Männer von großen Verdiensten um den Monarchen

und das Land werden auch zuweilen ohne Ansuchen, mit Befreiung von der Entrichtung der Taxen zu Landständen erwählt, welches die größte Beehrung ist, die Jemand zu erweisen in der Stände Macht beruht. — Uebrigens haben alle Anwesende im Landtage gleiches Stimmrecht. Die Mehrheit entscheidet. Das Protokoll über die behandelten Gegenstände muß durch die Länderstelle an die Hofstelle befördert werden; doch die Ausschreibung der Landtage ist — ohne vorhergehende höhere Bewilligung — dem Gutbefinden des Landeshauptmannes und ständischen Ausschusses überlassen. Nur die Anzeige der veranlaßten Ausschreibung hat an die Länderstelle zu geschehen.

In den Landtagen geschehen die Wahlen des Landeshauptmannes, der Ausschußräthe, der Verordneten, des Generaleinnehmers, der beiden Secretäre, des Buchhalters, des Landschaftsadvocaten, des ständischen Agenten in Wien, des Bereiters, des französischen Sprachmeisters, des italienischen Sprachmeisters, des Tanzmeisters und Fechtmeisters. Alle wichtigen, die Stände und das Land betreffenden Gegenstände: die Auflage neuer Abgaben, die Abänderung in der Steuerverfassung, die Anträge zur Verbesserung und Beförderung des Wohlstandes der Provinz und dergleichen auf das Landeswohl sich beziehende Dinge werden in den Landtagen verhandelt, und von dort aus die Berichte, Vorschläge und Bitten durch die Landesstelle und Hofstelle an den Monarchen befördert. In einem Landtage werden auch alle Jahre 2000 fl. Gnadengelder an dürftige Abkömmlinge von Landständen, ständischen Beamten, und in Ermangelung von jenen beiden auch an andere Dürftige vertheilt, wozu die verordnete Stelle den Vorschlag macht, der durch den ständischen Ausschuß dem Landtage vorgelegt wird. Die Zahl der Landtage, welche in einem Jahre abgehalten werden, ist nicht bestimmt, sondern wird von den Umständen und den vorkommenden Gegen-

ständen bestimmt. — Alle Jahre wird ein sogenannter Postulaten-landtag gehalten, wo ein landesfürstlicher Hofcommissär — gewöhnlich in der Person eines zeitlichen Landesgouverneurs — mit einer besonderen, von dem Monarchen selbst gefertigten Vollmacht versehen, feierlich bei den Ständen erscheint und die Postulaten, dies ist die Forderung der ordentlichen oder auch außerordentlichen Landessteuern für das folgende Jahr — in die Hände des Landeshauptmannes übergibt. Die Stände halten sodann — gewöhnlich am folgenden Tage — einen sogenannten Deliberationslandtag, wo die Postulaten eröffnet, gelesen und entweder zugestanden, oder dagegen unterthänigste Vorstellungen an den Landesfürsten gemacht und auf dem gewöhnlichen Wege dahin befördert werden. Dieser Postulatenlandtag, in welchem einst die Herzoge selbst erschienen, erhält das Andenken des alten Rechtes der Stände, daß jede Landesbesteuerung oder neue Anlage nur mit ihrer Beistimmung und Bewilligung geschehen könne.

Die Landeshauptmannschaft.

Dieses Wort bezeichnet den Begriff der unter der Oberleitung des Landeshauptmannes stehenden ausübenden Behörden der Stände.

Durch 564 Jahre besteht schon in der Steiermark die Würde eines Landeshauptmannes, die bis zur Gegenwart von 45 Edlen bekleidet wurde. — Der Landeshauptmann ist das Haupt der Stände; er hat in den Landtagen den Vorsitz und den Vortrag; er hat das Präsidium sowohl bei dem ständischen Ausschusse als bei der Verordneten-Stelle; alle Stände und ständischen Beamten sind ihm untergeordnet. Seine mit einem Jahrgehalte von 5000 fl. verbundene Würde hat eine lebens-

längliche Dauer. Er wird im Landtage, in Gegenwart eines Hofcommissärs, von allen vier Ständen so gewählt, daß jeder Wählende zwölf Individuen aus dem Herrenstande auf den Wahlzettel setzt. Aus den Zwölfen, die sodann von den Wählenden die meisten Stimmen erhalten haben, bleibt es dem Landesfürsten überlassen, denjenigen zum Landeshauptmann zu ernennen, den er für den Würdigsten erkennt. Bei der letzten Wahl eines Landeshauptmannes nahm des Monarchen Vatergüte eine edelmüthige Rücksicht auf den vereinten Wunsch der Stände, den sie durch das Zusammentreffen aller Stimmen auf ein Individuum, welches auf jedem Wahlzettel obenan stand, deutlich ausgesprochen hatten.

Der ständische Ausschuß.

Derselbe besteht aus fünf Gliedern des Prälatenstandes, eben so viel des Herren- und auch des Ritterstandes.

Die Ausschußräthe bekleiden ihre Stelle lebenslänglich; sie genießen keinen Gehalt; werden im Landtage nach Mehrheit der Stimmen durch Losung mit Zetteln gewählt; sie müssen vom Hofe bestätigt werden. Einst bestand unter den drei obern Ständen gegenseitig die Gemeinschaft der Wahlen der Ausschußräthe und Verordneten, seit der Reorganisirung aber wählt jeder Stand allein seine Ausschüsse und Verordneten. Von dem Nachtheile dieser seit dem Jahre 1791 bestehenden Separatwahlen — da bei dem Prälatenstande der Wählenden immer sehr wenige sind, die Interessen der vier Stände gleichsam getheilt werden, und überhaupt eine mindere Zahl der Wählenden den Fractionen und der Parteilichkeit den Einfluß erleichtert — durch die Erfahrung belehrt, haben die drei oberen Stände

schon einige Mal die Bitte wiederholt, zur ehemaligen, durch so viele Jahrhunderte bestandenen Wahlgemeinschaft zurückkehren zu dürfen; aber noch bis jetzt die Gewährung ihrer Bitte von höchster Behörde nicht erhalten. Der Wirkungskreis des ständischen Ausschusses — bei welchem gewöhnlich einer der Räthe oder höchstens zwei das Referat führen — erstreckt sich über alle Landesgegenstände, die nicht unmittelbar zur Oekonomie, zum Cassenwesen der Stände gehörten. Der Ausschuß ist der permanente, kleinere Landtag; er handelt im Namen des großen Landtages, der sich nicht immer versammeln kann und begleitet an diesen alle Deliberationsgegenstände mit seinem Gutachten ein. Der Ausschuß macht auch den Vorschlag an den Landtag zur Besetzung der erledigten Secretärstellen, des Buchhalters, des landschaftlichen Bereiters, Tanzmeisters, Fechtmeisters und der beiden Sprachmeister. Der Ausschuß übt das Besetzungsrecht aller erledigten Stellen bei dem ständischen Expedit, dem Protokolle, der Registratur und Buchhaltung aus. Er macht an die Landesstelle die Vorschläge zur Besetzung des erledigten Protomedicates, aller Kreis- und Landphysiker, aller Kreischirurgen, des Professors der Landwirthschaft, des Magister Sanitatis, des Geburtshelfers, des Augenarztes, des Vieharztes — endlich auch zur Besetzung der ständischen zwölf Stiftungsplätze in der Neustädter Akademie und der fünf Stiftungsplätze in dem Convicte zu Graz. Bei allen diesen Erledigungen werden immer drei Individuen in Vorschlag gebracht, aus welchen entweder der Monarch selbst oder das Landesgubernium eines benennt. Die Verordneten-Stelle ist dem Ausschusse nach dem Geiste seiner Bestimmung untergeordnet; doch haben die Verordneten das Recht, den Ausschußsitzungen beizuwohnen und über alle Gegenstände, welche die Amtshandlungen der Verordneten-Stelle nicht betreffen, mit zu stimmen. Jeder aus-

getretene Verordnete hat auch lebenslänglich das Recht, den Ausschußsitzungen beizuwohnen. Die Protokolle des Ausschusses gehen durch das Gubernium zur Hofstelle.

Die Verordneten=Stelle.

Sie ist Vermögensverwalterin der Stände, deren ganze Oekonomie, sowie alle Cassen ihrer Aufsicht und Leitung anvertraut sind. Durch sie geschehen alle Zahlungsanweisungen; sie besorgt das Creditwesen; sie visitirt die Cassen; sie fertigt die Landschaftsschuldbriefe aus; sie ertheilt die Einfuhrspässe auf fremde Weine; sie hat das Recht, die Diplome über die vom Landtage ertheilte Landmannschaft auszufertigen, sowie auch die Recesse von ihr unterfertigt werden; wo es sich jedoch von selbst versteht, daß überall die Unterschrift des Landeshauptmannes an der Spitze zu stehen habe.

Die Protokolle der Verordneten=Stelle, welche wöchentlich eine Sitzung hält, werden an den Ausschuß abgegeben, der sie mit seiner Vidirung durch die Landesstelle an die Hofstelle gelangen läßt.

Die Wahl der Verordneten, die ebenfalls der Hofbestätigung bedürfen, geschieht wie bei den Ausschußräthen durch Stimmenmehrheit mittelst Abgabe von Zetteln. Die Dauer ihres Amtes ist auf sechs Jahre bestimmt. Sie können einmal wieder auf sechs Jahre bestätigt werden, müssen aber dann zwei Drittel der Stimmen aller Wählenden haben. Nach Verlauf von zwölf Dienstjahren noch ferners bestätigt zu werden, würde eine besondere Hofbewilligung erfordern. Es sind sechs Verordnete: einer vom Prälatenstande, zwei vom Herrenstande, zwei vom Ritterstande und einer vom Bürgerstande. Die vier

ersteren genießen einen Jahrgehalt von 2000 fl., der zweite Verordnete des Ritterstandes und der des Bürgerstandes nur 1500 fl. Einst hatte der Prälatenstand keinen Verordneten; die Stifte des Landes erlegten aber ein Capital von 80.000 fl. in die Landschaft, damit von den Zinsen ein Verordneter ihres Prälatenstandes besoldet werde. Damals war die Dienstzeit der Verordneten auf vier Jahr beschränkt; sie konnten aber mehrmals bestätigt werden, genossen einen Jahrgehalt von 4000 fl. und erhielten bei ihrem Austritte noch besondere Belohnungen, die — nach der Wichtigkeit der geleisteten Dienste — oft bis zu einer Summe von 10.000 fl. bestimmt wurden. Uebrigens haben die Ausschußräthe für ihre unentgeltliche Dienstleistung einen in der natürlichen Billigkeit gegründeten Anspruch, vorzugsweise zu Verordneten gewählt zu werden.

Die den Ständen untergeordneten Stellen.

Alle subalternen ständischen Beamten müssen bei ihrer Anstellung die Taxen, welche jedoch der Staat bezieht, gleich landesfürstlichen Beamten bezahlen und sind nach dem Normale für diese pensionsfähig. Sie erhalten ihre Pensionen aus dem Domesticalfonde. Die Stände haben die Besetzung der erledigten Stellen selbst vorzunehmen, und müssen nur wegen Bemessung der Taxen an die Länderstelle die Anzeige machen. Alle Pensionirungen hingegen bedürfen der Hofbewilligung. Die Stände haben zwei Secretäre, welche sowohl den Sitzungen des Ausschusses als denen der Verordneten-Stelle beiwohnen und die Referate beider Stellen expediren. Unter der Oberleitung des Ausschusses und der Verordneten-Stelle zugleich stehen: die ständische Buchhaltung, das Expedit mit der Kanzlei, das

Einreichungsprotokoll und die Registratur, mit welcher das Archiv vereint ist. Ueber diese Stellen — mit Ausnahme der Buchhaltung — sind zwei Kanzleidirectoren, einer aus dem Herren-, der andere aus dem Ritterstande, die entweder Ausschußräthe oder Verordnete sind, aufgestellt, welche auf die ordentliche Fortführung der Geschäfte zu sehen, und auch bei Anstellungen und Beförderungen ihr Gutachten an den Ausschuß zu erstatten haben.

Der Expeditor ist der Vorsteher der Kanzlei, und ihm sind sechs Kanzlisten und die unbesoldeten Accessisten untergeordnet.

Der Protokollist, dem ein Concipist zugetheilt ist, führt für den Ausschuß und die Verordnete-Stelle ein vereintes Einreichungsprotokoll und theilt die Stücke nach der Bestimmung des Landeshauptmannes, dem Ausschusse oder der Verordneten-Stelle und bei dieser dem betreffenden Referenten zu.

Der Registrator ist zugleich Archivar und hat zwei Adjuncten und einen Registranten zu Gehilfen. In seiner Verwahrung sind die Blanquette der Schuldbriefe und die Siegel des Landeshauptmannes und der Verordneten.

Die ständische Buchhaltung besteht aus fünfzehn Individuen, sie wird von dem Buchhalter mit Beihilfe eines Rechnungsrathes geleitet. Alle Rechnungsgegenstände, alle Veranschlagungen, alles, was sich auf eine Einnahme oder Ausgabe bezieht, wird ihr zur Beurtheilung oder Vormerkung zugetheilt. Sie hat jährlich das Präliminarsystem über alle Einnahmen und Ausgaben der Stände zu entwerfen, und zur Beförderung an die Länderstelle der Verordneten-Stelle vorzulegen. Ihr wichtigstes Geschäft jedoch ist das Creditwesen, indem alle Capitalanlagen oder Auszahlungen, alle Ausstellung von Schuldbriefen oder deren Umschreibung nur mit ihrer Vorkenntniß und Mitwirkung geschehen kann, weil sich alle Creditsbücher, die sich bei der Liquidatur

Die Cassiere und Liquidatoren, sowie auch der Einnehmer und Controlor des Fleischaufschlagsoberamtes, sind der Leistung einer Caution unterworfen, zu welcher auch die controlirenden Casseoffiziere verpflichtet sind, welche mit den Cassieren die Mitsperre der Cassen und gleiche Haftung haben.

Das ständische Theater.

Da das Theater und der daranstoßende Tanzsaal in Graz von den Ständen erbaut wurden, so sind sie auch ein Eigenthum derselben. Der ständische Ausschuß nimmt den Schauspielunternehmer auf und schließt mit ihm den Vertrag, der jedoch zur Kenntniß der Landesstelle gelangen muß. Ueber die ästhetische Erfüllung des Contractes zu wachen, besteht eine besondere Theateroberdirection aus Gliedern der Stände. Die ökonomischen Gegenstände des Hauses besorgt die Verordnete=Stelle. Der Unternehmer bezahlt für jede Vorstellung und für jede Redoute einen bestimmten Betrag; auch sind ihm nur vier Logen überlassen. Durch jene Zahlungen und durch die Miethe der Logen werden die Auslagen des Hauses bestritten, bei welchem ein Rechnungsführer, ein Theatermaler, ein Zimmerwärter, ein Tischler und einige Handlanger von Seiten der Stände angestellt sind.

Das Joanneum.

Es ist ohnehin bekannt, daß diese neue Bildungsanstalt im Jahre 1811 ihre Entstehung in der Hauptstadt der Steiermark der Großmuth Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Johann verdankt. Die Stände hielten sich nach der edleren

Tendenz ihres Daseins verpflichtet, den erhabenen Wohlthäter ihres Vaterlandes in der Ausführung seines edlen Planes zu unterstützen, und so ist wenigstens die Gründung dieses Institutes schon vollendet, wenn es gleich zur gänzlichen Erreichung seiner Bestimmung noch so mancher Erweiterung und Vermehrung bedarf. Indem eine weitläufigere Anführung der Geschichte seiner Entstehung und seines moralischen Zweckes nur die Wiederholung schon bekannter Dinge enthalten würde, so soll hier nur etwas von den ökonomischen Verhältnissen des Instituts angeführt werden.

Die drei ständischen Curatoren beziehen keinen Gehalt. Der Custos, welcher zugleich Professor der Mineralogie ist, dessen Gehilfe und der Laborant des chemischen Laboratoriums beziehen ihre Gehalte von der Großmuth des durchlauchtigsten Stifters. Auch der Scriptor verdankt dieser Großmuth eine Gehaltszulage. Die übrigen Gehalte und sonstigen Auslagen des Instituts werden aus dem ständischen Domesticum bestritten und wenn dieses gleich hierdurch eine neue Ausgabsquelle erhielt, so war man doch bisher so glücklich, dieserwegen die Landesanlagen nicht vermehren zu dürfen. Zur Zeit, als der Ankauf des Hauses und Gartens geschah, hatte die Domesticalcasse genügende Kräfte, den Kaufschilling auszuzahlen. Die Herstellung dieser beiden Realitäten für ihre neue Bestimmung geschah allgemach. Die ganzen Kosten des Ankaufes und der Herstellung können auf die runde Zahl von 100.000 fl. Wiener Währung angeschlagen werden. Wenn man nun auch das 5procentige Interesse dieses Capitals anschlagen, und es den übrigen jährlichen Auslagen des Institutes, welche wie oben angeführt ward 7400 fl. betragen, zurechnen wollte, so zeigte sich für das ständische Domesticum eine jährliche vermehrte Auslage von 12.400 fl. Wenn nun weiter erwogen wird, daß

wie ebenfalls oben gezeigt wurde, das ständische Domesticum durch bessere Regulirung des Mühllaufergefälles einen vermehrten Zufluß von jährlichen 12.000 fl. erhielt, so geht aus dieser zufälligen aber glücklichen Zusammentreffung der Umstände eine Bedeckung der Institutsauslagen bis auf wenige hundert Gulden hervor, und man kann dabei nicht sagen, daß jene Regulirung nur des Institutes wegen geschehen sei, weil schon viel früher beschlossen war, die vielen unangesagten Mühlen mit den übrigen in gleiche Belegung zu bringen. Man wird es dem Verfasser dieser Abhandlung zugute halten, wenn er glaubt sich um sein Vaterland einiges Verdienst erworben zu haben, daß er jene Regulirung des Mühllaufergefälles als Verordneter zu Stande brachte, und sich dadurch als Curator die Beruhigung verschaffte, die Kosten des Institutes durch seine Mitwirkung bedeckt zu sehen.

Die Erbämter.

Da die Edlen der Vorzeit, welche einst die Würde eines Erbamtes schmückte, gleichsam die Zierde der Stände, die Nächsten um die Person des Regenten, seine ersten Diener und Räthe waren; so dürfte es auch zur Darstellung des Ganzen gehören, hier etwas von ihnen zu erwähnen. Schwerlich kann es historisch bezweifelt werden, daß die Erbämter der Kurfürsten an dem Hofe der deutschen Kaiser das Vorbild zu den Erbämtern gaben, mit welchen alle Fürsten Deutschlands den Glanz ihrer Umgebung zu vermehren suchten. Wenn aber auch die Besitzer dieser Erbämter bei feierlichen Gelegenheiten das Amt, dessen Namen sie führten, wirklich ausübten, so hatten sie doch keineswegs eine nur ceremoniöse Bestimmung. Sie waren gleichsam

an die Person des Fürsten gebunden; sie mußten ihn eben sowohl in die Schlacht, als zu einem Turniere, Prunkgelage oder zu einer Jagd begleiten. Darum wurden sie Ministerialen genannt, aus welchem Namen späterhin der Titel Minister entstanden ist. Der Ursprung der Erbämter in der Steiermark fällt in die Epoche, wo der letzte Traungauer, Ottokar der Zweite, vom Kaiser Friedrich Barbarossa im Jahre 1180 den Herzogshut erhielt, und zur Verherrlichung der neuen Herzogswürde seinen Hof mit jenen Aemtern zierte. Diese Erbämter haben sich bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt, und wenn eine Familie erlöscht, so werden sie von dem Regenten an eine andere verliehen. Gegenwärtig sind die Fürsten und Grafen Trautmannsdorf Erblandhofmeister, die Grafen Wildenstein Erblandkämmerer, die Grafen Saurau Erblandmarschall, die Grafen Windischgrätz Erblandstallmeister, die Fürsten und Grafen Dietrichstein Erblandjägermeister, die Grafen Urschenbeck und Masini Erblandstabelmeister, die Herren von Stubenberg Erblandmundschenk, die Grafen Hardegg Erblandtruchsesse, die Grafen Villana-Perlas Erblandsilberkämmerer, die Grafen Schrattenbach Erblandvorschneider, die Grafen Wurmbrand Erblandküchenmeister und die Freiherrn von Waidmannsdorf Erblandfalkenmeister. Die Aebte des von dem steiermärkischen Markgrafen Leopold im Jahre 1128 gestifteten Cistercienserklosters Rein sind Erbhofcapläne in der Steiermark und üben noch jetzt das Vorrecht aus, am Postulatenlandtage das feierliche Hochamt im Landhause abzusingen. Nur der Erblandmarschall und der Erblandjägermeister haben von ihren Würden außer der Ehre noch einige ökonomische Genüsse, indem der erstere von jedem, der zum Landstande befördert wird, die Landmarschallstaxe mit 450 fl. zu fordern berechtigt ist — der letztere aber vom Landesfürsten einige Lehen besitzt. Die Herren von Stuben-

berg versahen schon bei dem ersten Herzoge der Steiermark das Mundschenkenamt. Die übrigen Familien erhielten diese Würden in spätern Jahrhunderten, obschon ihre Namen viel früher in der Vaterlandsgeschichte erscheinen. In der Schlacht auf dem Marchfelde starben vierzehn Trautmannsdorfe den Heldentod an der Seite Rudolphs von Habsburg, und einundzwanzig Trautmannsdorfe starben eben diesen Heldentod an der Seite Friedrichs des Schönen in der unglücklichen Schlacht bei Ampfing im Jahre 1522, wo noch der zweiundzwanzigste, Hector von Trautmannsdorf, mit jenem zu kühnen Enkel Rudolphs ein Gefangener Ludwigs des Baiern ward, welches Loos auch zwei Stubenberge, einen Saurau und einen Herberstein getroffen hat.

Von den Privilegien der Stände.

Einst genossen die Stände, wie in ganz Deutschland, auch in der Steiermark große Vorrechte; denn da der Begriff einer unbeschränkten Monarchie dem deutschen Geiste noch nicht entsprach, so waren die Stände überall die Repräsentanten ihres Vaterlandes, die Schutzwehren der Landesverfassung; ohne ihre Beistimmung und Mitwirkung konnte der in seiner Macht beschränkte Fürst in der letzteren keine Veränderung vornehmen. Kaiser Albert der Erste schickte den aus der Schweiz vertriebenen Zwingherrn Landenberg nach der Steiermark, sie in seinem Namen zu beherrschen; allein es kam zu einer inneren Gährung, die Stände protestirten gegen die Herrschaft dieses Fremdlings, und er mußte das Land verlassen. Fest wachten jene über die Erhaltung ihrer Gerechtsamen; aber auch die Regenten ehrten diese Gerechtsamen, nicht blos weil sie dieselben beschworen hatten, sondern auch weil sie wußten, daß sie in den Tagen der Prüfung

auf diese Edelgeschlechter voll deutschen Biedersinnes und heißer Vaterlandsliebe, die mit ihnen zu siegen oder zu sterben gewohnt waren, wie auf Felsen bauen konnten. — Dieser treue Biedersinn — die Geschichte der neuesten Zeit hat es erprobt — ist von den Ständen der Steiermark noch nicht gewichen; doch die Verhältnisse haben sich geändert. Ein neuer Genius schwebt dunkel waltend über Europas Gefilden: die alten Formen sinken oder wanken und nichts, was endlich ist, kann den leise nagenden doch alles zerstörenden Termiten der Zeit widerstehen.

Das wichtigste Privilegium, welches die Stände in den Tagen der Vergangenheit nicht selten nachdrücklich ausübten, beruht in dem Rechte, daß ohne ihre Einwilligung nicht nur keine neue Landesanlage ausgeschrieben werden soll, sondern selbst die schon bestehenden Abgaben alljährlich neu von ihnen anzusprechen sind. Dieses Privilegium wird in seinen alten Formen durch den Postulatenlandtag noch anerkannt. — Einst waren die Stände unbeschränkte Herren ihres Domesticum; jetzt sind sie auch über die kleinsten Summen der Anfrage unterworfen. Nur die jährliche Vertheilung der 2000 fl. auf Gnadengaben und eben soviel auf Erziehungsbeiträge, ist noch ihrer Willkür überlassen. Die Stände haben allein das Recht die Landtage zu besuchen und können das Indigenat gewähren oder versagen. Sie genießen das negative Privilegium, von ihren Gütern keinen unnobilitirten Zinsgulden bezahlen zu dürfen, den auch ein Geadelter, in so lange er nicht zum Landstande angenommen ist, bezahlen muß. Die Söhne der Landstände haben ein Vorzugsrecht zu den ständischen Stiftungsplätzen in der Neustädter Akademie und in dem Convicte zu Graz. Jeder Landstand besitzt das Jagdrecht auf dem Fernitzer Felde und dem Leibnitzer Felde. Er darf bei Privatmauthen für sich und die Erzeugnisse seiner Güter keinen Wegzoll

entrichten. Er darf, wenn er vom Herren- oder Ritterstande ist und die Volljährigkeit erreicht, die ständische Uniform tragen.

Endlich dürfte es nicht überflüssig sein, hier zum Schlusse aus jenem schon angeführten, von weiland Maria Theresia unterm 30. Juni 1753 ausgestellten Recesse — da dieser noch immer die Grundlage der Besteuerung gibt, und die sechs Jahre bis zur Gegenwart verlängert wurden — folgende Stelle wörtlich anzuführen: — „Im übrigen versichern Wir hiermit auf das kräftigste, daß dem Lande Steier über vorbesagtes pro omni, et toto postulirte — und bewilligte Quantum deren eilf Mahl hundert Tausend Gulden die sechs Recessual-Jahre hindurch nicht die mindeste weitere praestatio Militaris weder Cameralis, noch einige Dona gratuita, Vermögen-Kopf-Steuer, Itineraria, Wiegenband, hochzeitliche Donation, oder einige andere Anlage, wie solche nur genannt werden mag, unter keinerley Vorwand, es mögen Friedens- oder Kriegszeiten, oder andere Umstände sich ereignen, zugemuthet werden solle.

Und sofern wider besseres Vermuthen während diesen sechs Recessual-Jahren das Land nicht in aufrechten Stand verbleiben, sondern etwa ein unvorgesehener feindlicher Einfall und Ueberziehung allgemeiner Mißwachs, Pest, oder andere einen außerordentlichen Landschaden verursachende Casus Fortuiti (welches Gott gnädiglich abwenden wolle) sich ereignen sollten, so erlauben Wir denen Treugehorsamsten Ständen, solche sich ergebende mißliche Zufälle Uns in Unterthänigkeit vorzustellen, und bei dem bewilligten Recessual Quanto einen billig mäßigen Nachlaß anzusuchen, welchen Wir auch Ihnen Allermildest angedeihen zu lassen nicht ungeneigt sein werden.“

Ueber

Ursprung und Beschaffenheit

der

Urbarialabgaben in Innerösterreich.

Die periodischen Entrichtungen in Geld oder Naturerzeugnissen, die der Landmann seiner Grundherrschaft zu leisten hat, werden Urbarialgaben genannt. Das Wort Urbarium bezieht sich auf das deutsche Wort urbar und bedeutete im Mittelalter ein Verzeichniß aller zu einem Dominium gehörigen Grundstücke, die bereits durch Menschenfleiß urbar gemacht wurden, und sich dadurch von den sie umgebenden Wildnissen unterschieden, wohin die fortschreitende sich immer mehr aber nur allgemach ausbreitende Cultur des Bodens noch nicht gelangt war. Mit dem Fortschreiten der letzteren wurden auch die Urbarien umfassender. Ihr Name blieb, und sie bezeichneten in späterer Zeit alle zu einem Dominium gehörigen Besitzungen.

Diese alten Urbarien, in der Steiermark auch Stockurbarien genannt, sind noch bei den meisten Herrschaften zu finden, sind eigentlich die Basis der grundherrlichen Rechte. Sie wurden sowohl bei der ersten Grundbesteuerung im Jahre 1542 als auch bei der Theresianischen Ratification, welche im Jahre 1719 begann und im Jahre 1753 vollendet ward, benützt und mußten bei letzterer dem Staate vorgelegt werden, woraus — mit Beibehaltung des Namens — die rectificirten Urbarien entstanden, die noch gegenwärtig in voller Wirksamkeit sind.

Bei dieser Rectification wurden auch die Zehenten und andere Abgaben, welche der Landmann außer seiner Grundherrschaft an andere Privaten zu entrichten hat, den Urbarialabgaben beigesellt, obschon deren Entstehung sehr verschieden ist.

Als Kaiser Joseph der Zweite auch dem Bauer einige staatsbürgerliche Rechte zu Theil werden ließ und seine allgemeine Regulirung der Steuern unternahm, verfiel man zuerst auf die Idee zu fragen: auf welchen Rechten die Urbarialbezüge der Dominien beruhen, und — ohne historische Untersuchung — ergriff man die Hypothese, dieselben seien nichts weiter, als Interessen eines unbezahlten Kaufschillings. Dieser aufgestellte Grundsatz hatte zu Folge, daß bei der Josephinischen Steuerregulirung die Urbarialbezüge der Dominien ganz außer Veranschlagung blieben; allein, obschon man sie nur als Zinsen eines unbezahlten Capitals ansah, ward doch bestimmt, daß sie $17^2/_3$ Procent vom Ertrage des Grundes, worauf sie lasten, nicht übersteigen sollten. Die Josephinische Steuerregulirung wurde zwar wieder aufgehoben; allein die Vorstellung, die Urbarialgaben der Unterthanen seien Interessen eines unbezahlten Kaufschillings, hatte sich befestigt und bei Vielen besteht noch jetzt die Meinung, es sollte der Staat die Urbarialbezüge der Dominien nicht anders als die Zinsen anderer Activcapitalien besteuern, wornach dann ferners gefolgert wird, daß gleichwie der Staat bei der Besteuerung eines Grundes auf die darauf intabulirten Schulden keine Rücksicht nimmt, er auch die auf dem Grunde ruhenden Urbarialgaben nicht berücksichtigen dürfe. Da nun bereits eine neue Regulirung der Steuern angekündigt ward und in manchen Provinzen, bis zum Eintritte ihrer Wirksamkeit, einstweilen die Josephinische mit den nöthigen Modalisirungen angewendet werden soll, so dürfte es wohl nicht unrichtig sein, vorläufig zu untersuchen, ob jene unter Josephs

Regierung entstandene Hypothese, die Urbarialbezüge der Dominien seien nur Zinsen eines unbezahlten Kaufschillings wirklich mehr sei, als — Hypothese.

Bei allen Abgaben, die der Landmann nicht an seine Grundherrschaft, sondern an andere Privaten entrichtet, leuchtet die Unrichtigkeit dieses Satzes so hell in die Augen, daß es kaum einer Erwähnung bedarf. Wie zum Beispiele kann der Zehent, den Karl der Große mit Gewalt aufdrang, ein unbezahlter Kaufschilling sein? Was gaben die alten Regenten der Steiermark den Unterthanen, die ihnen jährlich für ihre Pferde einen Marchfutterhafer entrichten mußten, dessen Einhebung sie später an Private verkauften? — Doch wir gehen zu den Abgaben über, die der Landmann an seine Grundherrschaft zu entrichten hat, und um ihre Natur sicher zu erforschen, ist es nothwendig, sie mit der Fackel der Geschichte zu beleuchten.

Als Karl der Große gegen Ende des achten Jahrhunderts die Avaren vertrieb, die Wenden seiner Herrschaft unterwarf, vertheilte er das eroberte Land unter seine deutschen Siegesgefährten. Die Edlen und Mächtigen, die ihn mit einer Anzahl von Lehensmännern, Knappen und Reisigen die Heeresfolge geleistet hatten, erhielten natürlich mehr von der Beute und dem eroberten Lande als der Gemeinfreie, der nur allein mit kämpfte. Die Vertheilung des Landes geschah nach Hufen oder Huben, die man in lateinischen Urkunden Mansos nannte, obschon sie in denselben auch oft Hobae genannt werden. Da die Wenden den Ackerbau trieben, so scheint es, daß das Land schon vor Erscheinung der Deutschen in einzelne Land- oder Bauerngüter abgetheilt war, die bei Erscheinung der Eroberer nur neue Benennung und andere Besitzer erhielten. Noch gegenwärtig sind im von Deutschen bewohnten Antheile der Steiermark die Bauerngüter in Huben eingetheilt. Man darf nur

die alten Urbarien aufschlagen, um darin zu lesen: N. N. dient von einer ganzen Hube — oder von einer Halbhube — oder von einer Viertelhube ꝛc. Allein diese Eintheilung bezieht sich auf kein bestimmtes Jochmaß. Manche Ganzhube hat einen zweimal größern Umfang, als eine andere Ganzhube und so kann diese Hubeneintheilung zu keinem Anhaltspunkte dienen, hiernach die landesfürstlichen Steuern zu veranschlagen. Wenn man die alten zum Theile noch im Originale befindlichen Urkunden über fromme Stiftungen, Schenkungen und Lehen durchliest, so erhält man die historische Gewißheit, daß das Land schon unter der Herrschaft der Carolinger in Mansos oder Hobas eingetheilt war, daß fast alle Schenkungen eine gewisse Zahl dieser Huben aussprachen, daß diese Huben schon damals nicht beisammen, sondern weit von einander getrennt lagen, daß sie von Hörigen (Leibeigenen) bewohnt und bebaut wurden, daß sie gewöhnlich einen größern Umfang haben mußten als jetzt, da auch noch viel unbebautes Land dazu gehörte, und daß gewöhnlich mit der Verschenkung der Hube auch die sie bearbeitenden Hörigen mit verschenkt wurden. Wenn diese alten Urkunden die Zahl der verschenkten Huben ausgesprochen, ihre geographische Lage nach allen Ortsbestimmungen bezeichnet haben, enthalten sie den gewöhnlichen Beisatz: cum hominibus propriis et liberis ad easdem hobas pertinentibus, cum terris cultis et incultis, agris, pratis, campis, pascuis, silvis, aquis aquarumque decursibus, molinis, piscationibus viis et inviis, quaesitis et inquirendis, etc. Als der letzte Karolinger, Ludwig das Kind, im Jahre 904 dem Grafen Rezo von Leoben, von dem höchst wahrscheinlich die ersten eigenen Regenten der Steiermark, die Traungauer, abstammten, zwanzig Huben im Leobnerthale schenkte, sprachen sich in der noch vorhandenen Schenkungsurkunde auf ähnliche Art aus. Noch Jahrhunderte

später findet man fast in allen Schenkungsbriefen solche Ausdrücke. Eine Originalurkunde im Joanneum beweist, daß noch im siebzehnten Jahrhundert in der Steiermark Leibeigene waren; doch diese Leibeigenschaft milderte sich immer mehr und ging endlich in jene Unterthänigkeit über, worin sich der Landmann noch jetzt befindet. Die Huben, welche bei der Vertheilung des eroberten Landes den Gemeinfreien zufielen und von ihnen selbst bewohnt und bebaut wurden, nannte man Mansos ingenuiles, zum Unterschiede von den übrigen, die Mansi serviles genannt wurden. Aus den ersteren entstanden die landschaftlichen Freihöfe, aus den letzteren die dienstbaren Bauerngüter. Leider wurden viele der ersteren in den Zeiten des Faustrechtes gewaltsam in letztere umstaltet. Es gab auch viele unmittelbar dem Landesfürsten gehörige Huben, von denen derselbe seinen Unterhalt bezog. Als der letzte Traungauer die Steiermark an seinem Nachbar zuerst verkaufen wollte, behielt er sich fünfhundert solcher Huben zur beliebigen Verschenkung bevor.

Nach Vertheilung der Huben unter die deutschen Sieger war es der letzteren höchstes Interesse, Menschen zu ihrer Bearbeitung aufzufinden. Jede Hube war ein eigener Meierhof, den der Besitzer durch leibeigene Dienstboten bearbeiten ließ. Bald ward jedoch den Eigenthümern dieser Huben, die oft so weit von einander entfernt lagen, die Aufsicht lästig, und sie vermietheten dieselben gegen gewisse jährliche Entrichtungen in Geld und Naturproducten, nach der Größe und Fruchtbarkeit des Grundes. Nach und nach wurden diese Vermiethungen allgemein, und mit ihnen entstanden die Urbarien. Die auf solche Art vermietheten Huben wurden Miethhuben und die Miethe, die davon entrichtet werden mußte, ward gewöhnlich Zins genannt. Daher enthalten die Urbarien noch gegenwärtig die Abgaben, welche mit den Titeln: Urbarzins, Zinsgetreide, Zins-

hühner, Zinseier, Zinsmost u. dgl. belegt sind. Auf solche Art entstanden die Urbarialabgaben, die von den Urbarien worin sie verzeichnet waren, den Namen erhielten. Der Besitzer der Hube sagte dem Miether derselben: Ich behalte mir von ihrem Ertrage diese und jene Entrichtungen bevor, die du mir jährlich zur gewissen Zeit abzuführen hast; was du mehr erzeugst sei der Lohn deines Fleißes. Da diese Urbarialabgaben eigentlich Pachtzinse waren, so war es natürlich, daß der Eigenthümer der Hube sie so hoch bemaß, als er konnte und das, was dem Miethbauer verblieb, war nur ein kleiner Theil. Daher findet man der Bauerngüter so viele, deren Urbarialgaben fast den ganzen Grundertrag erschöpfen, daß dem Landmanne zur Bezahlung der Steuern an den Staat und zu seinem eigenen Leben wenig übrig bleibt. Auf vielen Gründen haftet die Entrichtung eines so großen Zinsgetreides, daß die Dominien schon vor vielen Jahren Nachlässe oder äußerst geringe Reluitionen bewilligen mußten, weil sonst die Huben ohne Bearbeiter geblieben wären. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß bei den ersten Bemessungen der Urbarialgaben vieles von der Billigkeit, Menschlichkeit und Genügsamkeit der Vermiether abhing. Der arme Hörige mußte sich alles gefallen lassen. Es stand zwar in der Macht des Vermiethers, seine Hube wieder zurückzunehmen, und sie auf beliebige Art zu benutzen, doch geschah dies selten. Der Miethbauer blieb bei der gemietheten Hube bis zu seinem Tode und gewöhnlich war einer seiner Söhne sein Nachfolger. Wenn die Hube vom Eigenthümer verkauft oder verschenkt ward, ging sie gewöhnlich mit ihren Bearbeitern an den neuen Besitzer über.

Die Periode, in welcher die Vermiethung dieser Huben allgemein war, dauerte fast das ganze Mittelalter hindurch. Endlich erwarb im deutschen Bezirke der Steiermark einer und

der andere dieser Miethbauern ein beschränktes Eigenthum der Hube, die er gemiethet hatte. Er bezahlte einen kleinen Betrag an die Grundherren und erhielt dafür das Recht, die Hube auf seine Nachkommen zu vererben. Jeder dieser Nachkommen mußte jedoch bei dem Antritte des Besitzes dem Grundherrn laudiren, das heißt, gewisse Procente vom Schätzungswerthe des Grundes entrichten, und wenn sein Mannesstamm erlosch, fiel die Hube dem Grundherrn ins unmittelbare Eigenthum zurück. Was der Bauer schon früher als Miethe von seiner Hube entrichtet hatte, mußte er auch noch ferner als Eigenthümer derselben entrichten, und die Erlangung des Eigenthums hatte für ihn keinen andern Vortheil, als daß der Grundherr ihn in den Abgaben nicht mehr steigern, auch nicht von der Hube wegjagen konnte. Bei solchen Verkäufen, die man Kaufrechtlichmachungen nannte, erhielt der Bauer einen Kauf- oder Schirmbrief, worin die vorgehaltenen Abgaben ausgedrückt sind, gegen deren Entrichtung der Grundherr dem Käufer Schutz in seinem Besitzthum verspricht. Der erstere blieb noch immer erster Eigenthümer des Grundes, wovon er an letzteren nur einen Theil des Ertrages unter großen Beschränkungen überließ. Dies Verhältniß besteht noch gegenwärtig. Diese Kaufbriefe werden noch jetzt von der Grundherrschaft jedem antretenden Grundbesitzer ausgefertigt, wofür er eine gewisse Taxe bezahlt. Die frühesten Kaufrechtlichmachungen erscheinen in der oberen Steiermark, wo man in den alten Stockurbarien bei jeder Hube, die auf solche Art verkauft ward, den Beisatz findet: Ist kaufrechtlich. Wie sehr aber diese Kaufrechtlichmachungen, welche die ersten waren, beschränkt wurden, ist daraus zu erkennen, daß gerade in der oberen Steiermark das Laudemium auf ein ganzes Drittel vom Schätzungswerthe des Grundes und auch bei vielen Dominien die Heimfälligkeit nach Erlöschung des Mannsstammes

vorbehalten ward. Nach und nach vermehrten sich die Kaufrechtlichmachungen der Gründe im deutschen Bezirke der Steiermark; viele Unterthanen erhielten das Recht ihre Gründe nicht nur an ihre Kinder vererben, selbst auch an Fremde verkaufen zu dürfen; das Laudemium wurde gewöhnlich auf 10 Procent vom Werthe des Grundes bemessen; aber immer blieben die Dominien dabei, sich die Fortentrichtungen aller Urbarialgaben zu bedingen, die der Unterthan ehemals als Miethe entrichtet hatte. Die Grundherrschaften sahen die Nützlichkeit des Unternehmens ein, ihre bisherigen Pächter durch Einräumung eines beschränkten Eigenthums zur fleißigeren Bearbeitung des Grundes zu leiten, allein dies gelang nur bei den Deutschen. Bei den Wenden der Steiermark wurden die Kaufrechtlichmachungen erst unter Maria Theresias Regierung allgemein, und in Krain geschah es noch später, vor nicht dreißig Jahren. Nicht an den Dominien, die bei solchen Verkäufen den ganzen Ertrag der verkauften Sachen beibehielten und noch besonders durch Einführung der Laudemien ein neues vermehrtes Einkommen erhielten, lag die Schuld der Verzögerung; der minder unternehmende Wende liebte das Altgewohnte und hatte wenig Verlangen nach einem Eigenthume, dessen Früchte er nach wie vor nicht selbst behalten, sondern noch immer unentgeltlich an den Grundherrn abführen sollte.

Wenn die adeligen Güterbesitzer der Vorzeit bedacht waren, ihre Huben so gut zu vermiethen als sie konnten, wenn sie auch später bei den Kaufrechtlichmachungen ihre Einkünfte nicht vermindern sondern wo möglich vermehren wollten, so kann man ihnen dies wohl nicht verargen; denn Jeder sucht sein Eigenthum so gut zu benützen als er kann. Der Bauer hatte außer diesem Pachtzins noch keine Abgaben. Der Staat forderte noch nichts von ihm, aber der Gutsherr war verpflichtet, immer eine verhältnißmäßige Anzahl Krieger zu erhalten, und so oft

eine Aufforderung geschah, an ihrer Spitze zum Dienste des Regenten zur Beschützung des Vaterlandes zu erscheinen. Nur selten erfolgte ein Aufgebot, das auch den Landmann nöthigte, den Pflug zu verlassen. Allein jetzt änderten sich die Verhältnisse des Staates. Die Erfindung des Schießpulvers brachte eine große Veränderung des Kriegswesens hervor. Die vielen Türken-einfälle verschlangen die Blüthen des Adels, und man sah endlich ein, daß die bisherige Kriegsverfassung geändert werden müsse. Um eine bleibende Heeresmacht aufzustellen und zu erhalten, mußte man zur Bestreitung der Kosten Steuern einführen. Schon bei der unglücklichen Schlacht bei Ran im Jahre 1477, wo 124 Edle fürs Vaterland verbluteten, führte man eine Art Kopfsteuer, der Wochenpfennig genannt, ein; aber im Jahre 1542 kam es endlich zur Einführung einer förmlichen Grundbesteuerung. Diese Unternehmung hatte für den Landmann sehr nachtheilige Wirkungen. Es wurde gar nicht gefragt, ob der Grund noch eine Miethhube, oder schon kaufrechtlich sei; ebensowenig nahm man auf die darauf ruhenden beträchtlichen Urbarialgaben eine Rücksicht. Der Capitalswerth des Grundes und des dabei befindlichen Viehes wurde erhoben und bestimmt, daß von je 60 fl. dieses Grund- und Viehwerthes 1 fl. bezahlt werden sollte. Indeß also festgesetzt ward, daß der Unterthan von 60 fl. Capital jährlich 1 fl. an den Staat zu bezahlen habe, gewährte man den Dominien den Vorzug, daß sie von 100 fl. Capitalswerth ihrer Urbarialzüge auch nur 1 fl. jährlich dem Staate zu bezahlen hätten. Ihnen wurde dafür die schwerste Bürde, nämlich die persönliche Dienstleistung im Kriege und die Erhaltung einer Anzahl Krieger abgenommen, der Landmann erhielt aber eine ganz neue Last und seine alte, das ist die Urbarialgaben an das Dominium, blieb in ihrer vorigen Schwere. Hier ist

der Anfang der Ueberbürdungen, die mit der Vermehrung der Staatsanlagen sich immer vergrößerten. Die Güterbesitzer gewannen zwar beträchtlich durch diese Erleichterung auf Kosten des Unterthans; allein sie gaben die Waffen aus den Händen, verloren ihren schönen Bürgerwerth, durch den ihre Altvordern den Adel mit all seinen Vorrechten erwarben, und die Macht, der Einfluß der Stände ging verloren. Noch übler war es, daß auch die Theresianische Rectification bei der Besteuerung des Landmannes keine Rücksicht auf dessen Urbarialgaben nahm, und diese ebenfalls wieder bei den Dominien ganz abgesondert — folglich doppelt — besteuerte. Hiedurch wurde das Uebel gleichsam verewigt, und die letzte Hoffnung auf eine Abhilfe schwindet, wenn nicht der Gegenwart humanerer Genius uns in das Heiligthum der Erkenntniß des Wahren und Bessern führt.

Aus dieser geschichtlichen Darstellung dürfte somit der Beweis hervorgehen, daß die Urbarialgaben nichts anders als Pachtzinse von dem vorbehaltenen Antheile des Grundertrages sind. Und zwar eines beträchtlichen Antheiles, da bei der ersten Vermiethung doch gewiß die Absicht bestand, dem Miethbauer für die Bearbeitung und Mühen nur den kleineren Theil des reinen Ertrages zu überlassen, wie dies noch gegenwärtig bei allen Verpachtungen der Fall ist. Wenn auch die Pächter durch ihre Industrie und Nebenspeculationen oft mehr erwarben als ihnen der Pachtgeber zudachte. Durch die Kaufrechtlichmachung änderten sich die Verhältnisse nicht; denn die Urbarialgaben blieben die nämlichen, und der Unterthan erwarb eigentlich nur das Eigenthum jenes Theiles vom Grundertrage, der die bedungenen Urbarialgaben überwiegt. Da die Kaufrechtlichmachungen im wendischen Theile der Steiermark und besonders in Krain sehr spät — ja man kann sagen zu unserer Zeit — erfolgten, so ist es desto leichter, sich von jenen Wahrheiten

zu überzeugen und zu erfahren, daß hiebei von Verkaufsanschlägen, reinen Ertragserhebungen, Abzügen der landesfürstlichen Steuern und der Urbarialgaben gar keine Rede war. Der Unterthan verglich sich mit der Grundherrschaft, die sich gewöhnlich mit einer Kleinigkeit begnügte, weil sie doch immer beim Handel gewann, indem sie ihre alten Bezüge behielt und ihr das neubedungene Laudemium eine kräftige Vermehrung des Einkommens zusicherte.

Grundlos, geschichtlich unwahr und in ihrer Anwendung höchst nachtheilig ist also die Hypothese, die Urbarialgaben seien nichts anders als Zinsen eines unbezahlten Kaufschillings. Wer ein Interesse zu bezahlen hat, muß doch das Capital kennen, wovon er es entrichtet. Ersteres muß zum letzteren in einem gesetzlichen Verhältniß stehen. Wo ist die Grundherrschaft, die bei der Kaufrechtlichmachung dem Unterthane das Capital bekannt machte, wovon er die Urbarialgaben als Zinsen entrichtet? Welches Dominium ließ dem Unterthane die Wahl durch Bezahlung eines höheren Kaufschillings seine Urbarialgaben zu vermindern, oder sich ganz davon zu befreien? Die Urbarialgaben erschöpfen gewöhnlich einen großen — ja oft den größten Theil des reinen Grundertrages, der Staat nimmt hierauf keine Rücksicht: wie kann man vom Unterthan fordern, daß er auch das versteuere, was er von seinem Grundertrage unentgeltlich an einen Dritten hingeben muß? Ist nicht diese unentgeltliche Hingabe schon in sich schwer genug, will man ihn auch noch zwingen, ein fremdes Gut zu versteuern, blos jener unseligen Hypothese wegen. Viele Kaufrechtlichmachungen geschahen schon vor Jahrhunderten. Der ganze Capitalswerth des Grundes betrug damals weniger als jetzt der Werth seiner Urbarialentrichtungen in einem Jahr beträgt, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man die alten Grundschätzungen nach-

schlagen und Vergleichungen anstellen will. Wäre jene Hypothese wahr, so müßten also die Unterthanen ein mehr als 100procentiges Interesse bezahlen. Wollte man daher auch wirklich gegen alle historischen Beweise behaupten, die Urbarialgaben seien Interessen, die schon ursprünglich größtentheils in Naturerzeugnissen bedungen wurden, so könnte der Staat eine solche Verzinsungsart gar nicht bestehen lassen. Selbst die Dominien sind somit bei der Wahrheit, daß die Urbarialgaben ein vorbehaltener Fruchtgenuß des Grundes sind, viel besser daran.

Ebenso unrichtig ist der Glaube, es sei schon alles durch den höhern oder mindern Capitalsbetrag ausgeglichen, um welchen der Landmann seinen Grund übernahm.

Der Staat hat bei der Bemessung der Grundsteuer nur auf den Ertrag des Grundes nicht aber auf den Preis, um welchen ihn der Besitzer übernahm, Rücksicht zu nehmen. Die Bedeckung seiner Ausgaben kann nicht von einem solchen Zufalle abhängen. Andererseits ist jeder Contribuent zur Forderung berechtigt, daß sich die Steuer seines Grundes zur Steuer aller Gründe seiner Mitcontribuenten so verhalte, wie sich der Ertrag seines Grundes zum Gesammtertrage aller Gründe dieser Mitcontribuenten verhält. Auch ein dem Besitzer als Geschenk zugekommener Grund kann also in der Steuer überbürdet sein. Dem Staate muß sehr viel daran liegen, seine Contribuenten steuerfähig zu erhalten. Diese Steuerfähigkeit beruht auf der leichten Entrichtungsfähigkeit der Steuern. Diese Entrichtungsfähigkeit kann aber nicht bestehen, wenn der größte Theil seiner Contribuenten mit einer Schuldenlast behaftet ist, wovon sie sich nie befreien können. Die Urbarialgaben betragen einen zu großen Theil vom ganzen Grundertrage, als daß der Staat bei der Besteuerung auf sie keine Art von Rücksicht nehmen, sie ganz und gar wie eine andere

Schuld sollte behandeln können. Bei der Steuerveranschlagung hat er auf sie keinen Bedacht zu nehmen, wohl aber ist es seine Obliegenheit, dem Unterthan auf eine oder die andere Art zur Vergütung der Steuern zu verhelfen, die er sich von ihm auch von den Erzeugnissen bezahlen läßt, die der Landmann unentgeltlich an einen Dritten hingeben muß.

Wenn es sich also um die Beantwortung der Fragen handelt: Wie sind die jetzt bei den Unterthanen und Dominien bestehenden Steuerüberbürdungen zu heben? Wie sind dieselben bei einer neuen Steuerregulirung zu vermeiden? Wie ist die Steuerfähigkeit der einzelnen Contribuenten herzustellen; und vorausgesetzt, daß die Steuern den Kräften der Gesammtheit der Contribuenten angemessen seien, zu erhalten? so dürfte wohl die Aufstellung und Anwendung nachfolgender Grundsätze allein zum wahren Ziele führen, wenn man zugleich den Weg der Billigkeit nicht verlassen will.

Aller fruchtbringender Grund und Boden ist das Object der Grundbesteuerung, die nach dem reinen Grundertrage bemessen wird. Auf die Persönlichkeit des Besitzers wird keine Rücksicht mehr genommen, folglich hört aller Unterschied zwischen Dominical- und Rusticalgründen in Bezug auf die Besteuerung auf. Der Staat nimmt bei der Bemessung der Grundsteuer auch auf die Privatansprüche, die auf dem Grunde lasten, keine Rücksicht. Die von ihm bemessene Grundsteuer entrichtet jedoch derjenige, der des Grundes Früchte erhält. Da der Landmann dem Staate alle seine Erzeugnisse versteuern, einen Theil derselben aber unentgeltlich an Andere hingeben muß, so ist es billig, daß ihm diese vom abgegebenen Theile die bezahlten Steuern vergüten. Dagegen werden sie der Contribution, die sie bisher von ihren Urbarialbezügen abgesondert an den Staat bezahlten, enthoben. Die Steuervergütung an den Unterthan

kann am einfachsten durch einen Procentennachlaß an den Urbarialgaben, und zwar nach der Natur der Entrichtung in Geld oder Naturerzeugnissen geschehen.

In der Anwendung dieser so einfachen, und folglich auch sehr klaren Sätze beruht vielleicht der einzige Ausweg, die bestehenden Steuerüberbietungen zu heben und neue zu vermeiden. Nimmer werden die Unterthanen vor Ueberbietung gesichert werden, wenn ihnen nicht von ihren Urbarialgaben die entrichtete Steuer vergütet wird. Die Dominien können gegen diese Verfügung keine auf Billigkeit gegründete Beschwerde führen, da sie für diesen Procentennachlaß an ihre Unterthanen andererseits von dem bisher bezahlten Abgang ihres Urbariale enthoben werden. Wenn ihre Urbarialbezüge schon ehevor versteuert waren, wenn sie eine Befreiung derselben auch in der Zukunft weder erwarten noch verlangen können; so muß es ihnen sogar willkommener sein, das, was sie tragen, denen zur Erleichterung zukommen zu lassen, von welchen sie den Urbarial empfangen, deren Wohlstand auch den ihrigen befördert, von denen sie das über den Procentennachlaß Verbleibende desto leichter und sicherer einzubringen vermögen, das was der Unterthan an den Urbarialgaben entrichtet, ist eine dem Staate schon versteuerte Sache. Nicht sie bei den Dominien zum zweiten Mal zu besteuern, sondern diese zum Steuerersatze an den Unterthan zu verhalten, ist hier die heilige Obliegenheit der höchsten austheilenden Gerechtigkeit. Und wie viel billiger, gerechter und milder ist dieser vorgeschlagene Procentennachlaß, als jenes Josephinische Machtgebot, die Urbarialgaben sollten in keinem Falle $17^2/_3$ Procent des Grundertrages übersteigen!

Die einzige Einwendung, das angemessene Procent des Nachlasses sei nicht aufzufinden, und die Grundsteuern seien veränderlich, dürfte nicht schwer zu widerlegen sein. Die oberste

Staatsverwaltung muß doch in jedem Falle ein gewisses Procent zur ordinären Grundsteuer festsetzen. Nach diesem Procent muß auch das des Urbarialnachlasses — mit billigen Berücksichtigungen — ausgemittelt werden. Unternehmungen, so wohlthätig und so dringend nothwendig, dürfen nicht durch kleinliche Bedenklichkeiten aufgehalten werden. Was die außerordentlichen Anlagen, die einem Steigen und Fallen unterliegen, belangt, so darf auf dieselben aus dem Grunde keine Rücksicht genommen werden, weil bei weitem der größte Theil des Procentennachlasses in Naturproducten bestehen würde, deren Preise das gewöhnliche Motiv des Steigens und Fallens der Staatsanlagen sind. Der Staat ist der größte Consument im Staate. Seine Anlagen steigen und fallen mit dem Preise der Lebensbedürfnisse, wornach sich immer, früher oder später, der Werth aller übrigen im Inlande erzeugten Gegenstände regulirt. Der Werth des Geldes sinkt, wenn der der Producte steigt. Der Preis der letzteren hingegen bleibt immer zur Größe der Staatsanlagen wie die Ursache zur Wirkung im Verhältnisse. Der Werth des Procentennachlasses eben, weil diese größtentheils in der Natur geschieht, würde der Besteuerung stets angemessen bleiben, deren Steigerung doch immer in der Voraussetzung eines höheren Preises der Producte beruht, der dem Contribuenten die Möglichkeit der Einrichtungen verschafft.

Die Urbarialgaben sind demnach keineswegs Zinsen eines unbezahlten Kaufschillings, sondern ein vorbehaltener Antheil von dem Ertrage des Grundes, und da der Landmann dem Staate diesen Antheil schon versteuerte, so soll derjenige, der diesen Antheil erhält, ihm die davon bezahlten Steuern wieder vergüten. Keineswegs würde es genügen, von der Grundsteuer einen verhältnißmäßigen Theil abzunehmen und ihn abgesondert auf das Urbariale der Dominien zu übertragen. Jeder Unter-

than muß eine seinen Urbarialgaben angemessene Steuervergütung erhalten, wenn ihn der Staat vor Ueberbürdung bewahren, in der Steuerfähigkeit erhalten will; da nun die Größe der Urbarialgaben der einzelnen Unterthanen so äußerst verschieden, dem Grundertrage oft so wenig angemessen ist, so muß diese Steuervergütung durch einen Procentennachlaß geschehen, der bei jedem einzelnen Landmanne der Größe und der Natur seiner Urbarialentrichtungen angemessen ist. Obgleich übrigens dieser Aufsatz nur von den Unterthansverhältnissen Inneröster- reichs und vorzüglich der Steiermark spricht, so bleibt es doch gewiß, daß wenn die aufgestellten Grundsätze einmal als wahr anerkannt werden, ihre Anwendung sich auch auf andere Pro- vinzen ausdehnen könnte und sollte. Die Entstehung der Urbarial- gaben dürfte wohl auch in anderen Provinzen wenig verschieden sein. Der Patriot beschränkt sich hier auf die einzige Bitte, nicht das Wohl von Hunderttausenden unserer armen Mit- bürger einer Hypothese zu opfern, deren Wahrheit wenigstens noch nicht genügend geprüft ward. Nur weil man von ihr die Folgerung ableiten will, daß der Landmann keine Steuerver- gütung von seinen Urbarialgaben anzusprechen habe, verdient sie die genaueste Prüfung mit Beseitigung aller Vorurtheile und Scheingründe. Heilig und unwidersprechlich ist das Recht des Unterthanes zu seiner Grund- und seiner Zehentherrschaft zu sagen: „Ihr, denen ich einen so großen Theil meiner Erzeugnisse unentgeltlich hingebe, ersetzt mir doch wenigstens die Steuer, die ich davon dem Staate errichten muß". — Bei der höchsten Wichtigkeit des Gegenstandes kann es auch dem einzelnen Staatsbürger nicht verargt werden, wenn er es wagt, den Wunsch auszusprechen, daß diese Prüfung vor Allen geschehen möge, deren Ansichten in dieser Sache entscheidend sein dürften.

Anmerkungen.

Die Nachkommen der Grafen von Steier.

Seite 3. Dieser Aufsatz erschien zuerst in dem „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst.“ (hgg. v. Hormayr). 1814. Nr. 3 und 4.

Seite 13. Z. 3 v. o. Stadl beginnt seinen Ehrenspiegel mit der Genealogie dieser vier Geschlechter und fügt ihre Wappen bei. (Anmerkung Kalchberg's.) Der von Kalchberg hier erwähnte „Ehrenspiegel“ ist eine handschriftliche mit zahlreichen Wappen und anderen Handzeichnungen illustrirte Compilation, welche F. L. Freiherr von Stadl zusammenstellte. Sie wurde 1732 abgefaßt und füllt nicht weniger als neun Foliobände, welche sich gegenwärtig im steiermärkischen Landes-Archive zu Graz befinden. Der eigentliche Titel dieses eine Fülle von historischem Materiale bietenden Manuscriptes lautet: „Hellglänzender Ehren Spiegel des Hertzogthumb Steyer von Fr. Leop. Freih. von und zu Stadl“.

Gründung der ersten Karthause in Deutschland.

Seite 14. Dieser Aufsatz erschien zuerst in der „Steyermärkischen Zeitschrift. Redigirt von J. v. Kalchberg, Dr. L. v. Vest, Fr. v. Thinnfeld, Dr. F. S. Appel und herausgegeben vom Ausschusse des Lesevereins am Joanneum zu Grätz“. III. Heft. (Grätz 1821.) S. 65.

Seite 18. Z. 14 v. o. Die Stiftungsurkunde sagt: Ottocarus Marchio Styriae Omnibus Christi fidelibus memorandum trado, qualiter Ordinem Carthusiensis Eremi in Marchiam meae ditionis transplantaverim; Igitur ad Laudem Omnipotentis Dei, votum desiderio animi diu praelibatum feliciter consumavi, et ut voti

Celerius Compos fieri potuissem missis Legationibus Apostolicam Clementiam interpellavi, quatenus ipsius auctoritate interposita, monendo, rogando, et exhortando in Domino, patres Sanctos praedicti Ordinis ad petitionem meam inclinaret. Sicque tanto, fretus patrocinio captum opus per Dei misericordiam tandem elaboravi. Est pagus, qui vulgo dicitur Ganonitz in Patriarchatu aquilegensi, ubi situm est praedium eminentioribus montibus circumseptum antedicto ordini aptissimum, in quo praedio in honorem Domini nostri Jesu Christi et Sanctae Genitricis ipsius perpetuae Virginis Mariae et S. Joannis Baptistae Omnium Sanctorum reverendissimi Ordinis Cellam fundavi, et praedium ibidem super altare potenti manu legavi etc. Acta sunt haec Anno Dominicae Incarnationis MCLXV. Alexandro III. Apostolicae sedi praesidente, Friderico Imperatore regnante, Udalrico in Cathedra Aquilegensi presidente, Basilio Priore in Eremo Carthusiensi Beremundo Priore hujus loci existente feliciter, Amen. (Anmerkung Kalchberg's.)

Seite 19. Der am Schlusse erwähnte Sarg nebst dem Grabsteine wurde im Frühjahre 1827 in das Cistercienserstift Rein bei Graz übertragen, dessen Erbauung (nebst dem Markgrafen Leopold I.) Ottokar IV. und Ottokar V. zu verdanken ist. In einer Capelle der Stiftskirche findet sich der Grabstein eingemauert.

Die Frauenburg.

Seite 20. Zuerst aufgenommen in den „Historischen Skitzen". (Wien 1800. 2 Theile.) Theil 2.

Die Edlen von Tüchern.

Seite 35. Zuerst aufgenommen in den „Hist. Skitzen". Theil 2.

Reinprecht von Reichenburg.

Seite 67. Z. 10 v. o. Dieses Archiv ist das jetzige steiermärkische Landesarchiv in Graz.

Der Rauberhof.

Seite 71. Der Aufsatz erschien zuerst in dem citirten „Archiv" von Hormayr. 1812. Nr. 151 und 152.

Seite 75. Vergl. hiezu das Gedicht: „Andreas Eberhard von Rauber und Helene Scharsäckin". in Bd. I. S. 53 der vorliegenden Ausgabe von Kalchberg's Schriften.

Sigmund Freiherr von Herberstein.

Seite 80. Erschien zuerst in der Zeitschrift: „Der Aufmerksame". (Graz.) Jahrg. 1817. Nr. 57 f.

Seite 83. Z. 10 v. u. Vgl. den Aufsatz „Erasmus Lueger". S. 137 dieses Bandes.

Der Reckthurm zu Gratz.

Seite 96. Erschien zuerst im „Aufmerksamen". Jahrg. 1817. Nr. 142 f.

Die Grafen von Sonnenberg.

Seite 107. Erschien zuerst in der „Steiermärkischen Zeitschrift". I. Heft. S. 81.

Seite 109. Z. 14 v. o. Reins Annalen sagen: „Titulus vero dominii et nominis eorum de Sunneberck castro juxta Maltin fluvium fuit, quod circa superiores partes Carinthiae in optimo loco terrae situm est, haud longe a fluvio Lisara etc. (Anmerkung Kalchberg's.)

Seite 119. Z. 5 v. u. Qui (Henricus) in Francia ratione scientiae et disciplinae legebat, in Curia regis Franciae se retinens, moribus compositum, et puritate per omnia perspicuum et ornatum, quem tam Regina Franciae, quam filia eius adeo dilectum, et in amicitia specialiter amabilem habuerunt, ut familiaritas nota suspicionis et invidiae non careret. Annales Runenses. (Anmerkung Kalchberg's.)

Seite 122. Z. 11 v. o. Quo miraculo Rex et Regina tunc cum filia mentaliter jucuntati, in matrimonium filiae Juvenum, utpote Nobilem et Imperatorum consanguineum coeperunt honestis adhortationibus invitare. Respondit, alteri Virgini praestantiori multum, continentiam se vovisse, quae eum de ore leonis et de manu bestiae liberavit. Annales Runense. (Anmerkung Kalchberg's.)

Veit von Rotenhan.

Seite 124. Zuerst aufgenommen in den „Hist. Skizzen". Theil 2.

Erasmus Lueger.

Seite 137. Erschien zuerst in dem „Archiv" (von Hormayr). 1814. Nr. 22 ff.

Die Gräfin von Frangipan.

Seite 167. Zuerst aufgenommen in den „Hist. Skizzen". Theil 1.

Eva von Gall.

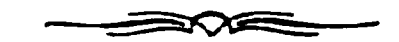
Seite 183. Zuerst aufgenommen in den „Hist. Skizzen." Theil 1.

Ursprung und Verfassung der Stände Steiermarks.

Seite 195. Diese Abhandlung, die einzige historische Arbeit, welche über das genannte Thema überhaupt existirt und wenn auch die Zeit manches geändert, in ihren Grundzügen die Darstellung der noch bestehenden ständischen Verfassung enthält, insbesondere aber in dem historischen Theile eine höchst werthvolle Darstellung bieten dürfte, wurde zum erstenmale gedruckt in der Ausgabe von Kalchberg's „sämmtlichen Werken" (Wien 1816). Bd. V. Die Abfassung des Aufsatzes fällt in das Jahr 1810. Man vergleiche hierüber „Erzherzog Johann von Oesterreich und sein Einfluß auf das Culturleben der Steiermark v. Dr. A. Schlossar". (Wien 1878.) Seite 202, auch des Erzherzogs Schreiben Seite 54 desselben Buches.

Ueber Ursprung und Beschaffenheit der Urbarialabgaben in Inneröstterreich.

Seite 261. Diese Arbeit erschien zuerst in dem „Archiv" (von Hormayr). 1818. Nr. 112 ff.



Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

Wunsch der Zeit.

Völker, ihr wünschet so sehr, zu dämmen die Willkür der Kronen:
Aber habt ihr auch Muth, treu zu bewahren den Damm?
Wildstürmend entlaubt die Eiche beglückender Freiheit,
Dringt die Wurzel nicht Rechtlich tief in der Bürger Gemüth.

J. v. Kalchberg.

82 50ST2 53 005 BA 6044

